Christian Gottlob Barth,

Doktor der Theologie,


HIERONYMUS

Christian Gottlob Barth,

Doktor der Theologie,

Christian Gottlob Barth,

Doktor der Theologie,

nach seinem Leben und Wirken

gezeichnet

von

Karl Werner,
Pfarrer in Fellbach.

Dritter Band.

Calw, in der Vereinsbuchhandlung.
Stuttgart, in Commission von J. F. Steinkopf.
1869.

Dr. Barth's

Leben und Wirken.

Dritter Band:

Wirksamkeit in Calw und Ende.

1838.

(Mai bis Dezember.)

Wir haben unsern Freund Barth auf einer Höhe in der Nähe von Möttlingen aus dem Auge verloren, wandernd in der Richtung nach Calw, wo er hinfort seine Wohnung aufzuschlagen gedenkt.

Wollen wir ihn in seiner neuen Heimat aufsuchen, so müssen wir in's tiefe Thal der Nagold hinabsteigen und dem rechten Ufer derselben entlang bis an's Ende der Stadt gehen. Da finden wir ihn im sogenannten „Bischof", eingemiethet im oberen Stock eines Hauses, das an das Wohnhaus seines seligen Freundes Federhaff unmittelbar anstößt und von hinten durch einen Gang mit demselben verbunden ist. Er hat sich eine schöne und geräumige Wohnung erwählt. Schön ist sie; denn die Aussicht ist frei, man hat die Stadt mit den sie umgebenden steilrunden Berghängen vor Augen. Geräumig mußte sie sein; denn seine Haushaltung, von Schwester Beate und zwei Mägden besorgt, sollte, wie bisher, den allezeit freundlich willkommenen Gästen freien Raum bieten, wozu im Nebenhause, bei der Wittwe Federhaff, auch noch ein Zimmer zu Gebote stand. Dort war auch das Comptoir der Vereinsbuchhandlung, so daß Barth seinen lieben Agenten, G. Weitbrecht, stets bei der Hand hatte. Erwünscht war ihm die Lage des Hauses ganz am Ende der Stadt; denn so konnte er in den wenigen Erholungs-

stunden, die er sich gönnte, schnell in's Freie gelangen, ohne erst durch die Stadt wandern zu müssen. Wer ihm näher stand, erinnert sich wohl seiner eigenthümlichen Scheu vor vielen Begegnungen in den Straßen der Stadt. Hier konnte er, vorüber am „Brühl" mit seinen Linden, gleich auf die Landstraße gelangen und, dem schönen Nagoldthale folgend, dem romantisch gelegenen Hirschau zuwandern. Noch lieber aber stieg er, ganz unbemerkt, auf die Höhe des Berges, an den sich sein Wohnhaus anlehnte. Denn dieses ist eines der vielen Häuser in Calw, von denen am hinteren Giebel ein Ausgang auf ein Gärtchen oder Hintergäßchen hinausführt. Noch leben manche seiner Freunde, die ihn bei Besuchen je und je bei solchen Gängen begleiteten, und jetzt noch gern daran denken, wie munter der Vielbeschäftigte, den Stillingsstock*) in der Hand, den steilen Hügel hinanstieg, um den vollen, freien Blick in's Thal zu gewinnen und Bergluft zu athmen, wenn er vom Tagewerk ermüdet war.

Die Stadt Calw brauchen wir nicht zu beschreiben. Einer von Barth's Freunden, der Verfasser der neulich in Calw erschienenen „Heimatkunde", hat die Frage: wo und wie liegt Calw? in den Jugendblättern (Geographische Bilder, Nov. 1852) zur vollen Genüge erörtert, und eine ausführliche, treue und malerische Skizze von Stadt und Gegend gegeben, auch eine liebliche Ansicht der ersteren beigefügt, auf die wir unsere Leser verweisen.

Schon längst in Calw bekannt, hatte sich Barth in Kurzem dort eingelebt; abgesehen davon, daß die Last des Amtes nun nicht mehr auf ihm lag, änderte sich durch den Wechsel des Wohnorts im Wesentlichen Nichts von dem,

*) Es hatte sich ein Stock vom seligen Jung-Stilling auf ihn vererbt, dessen Griff ein kleines Perspectiv war, und der ihn auf allen seinen Gängen und Reisen begleitete.

was seit Jahren seine Hauptaufgabe geworden war. Die gewohnten schriftstellerischen Arbeiten setzte er fort; nur die „Basler Sammlungen", die in seinen eigentlichen Beruf nicht eingriffen und doch viel Zeit in Anspruch nahmen, gab er gegen das Ende des Jahres an mich ab.

Mit dem kirchlichen Leben der Stadt trat er in wenig Berührung; mehr mit dem des Bezirks, da er mit den Amtsgenossen nicht blos in den brüderlichen Konferenzen, sondern auch in den allgemeinen Diözesanvereinen, wie bisher, zusammentraf. Mit den Brüdern in der Stadt, namentlich mit seinem täglichen Hausfreunde und Arbeitsgenossen Notar Widmann, stand er im herzlichsten Umgang, ohne jedoch die von diesem geleiteten Versammlungen im Nebenhause zu besuchen, da er die spezielle Pflege der Gemeinschaften nicht als seine Aufgabe betrachtete.

Seine Sonntage brachte er in den benachbarten Gemeinden zu, indem er bald für Freund Betzner in Altburg, bald für den ehrwürdigen Handel in Stammheim die Predigt übernahm, oder sie predigen hörte. Auch seiner Gemeinde in Möttlingen verkündigte er bald wieder das Wort, eingedenk seiner Abschiedszusage, daß er ihr Pfarrer bleibe. Nicht lange, so erlebte er die Freude, daß sein geliebter Bruder Blumhardt sein Nachfolger in Möttlingen wurde. Er sah darin eine Erhörung seines Gebets und dessen der Gemeinde, und eine Legitimation des wichtigen Schrittes, den er gethan, als er sein Pfarramt niederlegte. Der Jubel, in den er ausbrach, als er die Nachricht von Blumhardt's Ernennung vernahm, war so groß, daß er seine Hausgenossen an jenem Tage mehrmals zusammenrief, um ihnen diese Freudenbotschaft zu wiederholen. Bald darauf schrieb er: „Ich preise dafür den Namen des Herrn, weil ich nun weiß, daß die erweckten Seelen meiner Gemeinde

in eine treue Pflege kommen, der Same, den ich ausgestreut, treulich begossen wird und aufgehen kann, meine Verbindung mit Möttlingen auch äußerlich ungestört fortgehen kann, und ich nun auch für meine übrigen Geschäfte einen neuen und treuen Gehilfen bekomme. Eine Deputation von Möttlingen ist auf meinen Rath selbst zum König gegangen, und hat ihn, unter Erinnerung an die Gewährung ihrer Bitte vor vierzehn Jahren, gebeten, Blumhardt zum Pfarrer in M. zu machen. Sie ist sehr freundlich empfangen worden, und Gott hat dem König das Herz gelenkt, daß er ihrer Bitte willfahrte. — So bleibt mir nun auch für die Zukunft die Kanzel in M., auf welcher ich seit meinem Abschied schon zweimal gepredigt habe, zu Gastpredigten offen." — Bei Blumhardt's Investitur stand er als Zeuge neben ihm am Altar und rief ihm zum Segenswunsch die bedeutsamen Worte zu: „Sei treuer als ich, und sei glücklicher als ich!"

Die Hoffnung, an Blumhardt einen Mitarbeiter zu erhalten, gieng bald in Erfüllung. Es handelte sich um eine neue Zeitschrift zur Beförderung der Mission. So wenig B. wünschte, daß die Missionssache unter die amtliche Leitung der Kirche komme, so sehr lag es ihm an, regelmäßige kirchliche Missionsstunden in's Leben zu rufen. Da er nun wußte, daß manche der Mission geneigte Geistliche Mühe haben, die rechte Auswahl des Stoffes zu treffen, so wollte er ihnen ein Hilfsmittel bieten. Zu diesem Zwecke ließ der Verein auf seinen Antrag, von 1839 an, die „Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden" erscheinen, die nun schon dreißig Jahre lang einen gesegneten Fortgang gehabt haben. Die Ausarbeitung derselben übernahm vorerst Pfarrer Blumhardt, der bei seiner gründlichen Kenntniß der Mission und bei seiner seltenen Gabe der Popularität ganz der geeignete Mann war. — Mit einem Kindermissionsblatt, das

Barth damals auch schon in's Auge gefaßt hatte, wollte es sich nicht so leicht machen.

Zu Reisen war nun freiere Hand gegeben. Die erste gieng nach Stuttgart zur Predigerkonferenz und nach Kirchheim zur Herzogin Henriette. Bei seiner Rückkehr erhielt Barth die ihn tief betrübende Nachricht von dem Tode seines lieben A. Stanger, Missionars auf der Goldküste, des Erstlings von Möttlingen. „Ueber Stanger traure ich sehr, er hatte schöne Hoffnungen erweckt." Als einige Monate nachher die Kunde von dem Heimgang des jüngeren J. L. Krapf, der für die englische Mission bestimmt war, bei ihm einlief, schrieb er nicht weniger bewegt: „Auch mir hat K.'s Verlust wehe gethan. Offener Verstand, solides Christenthum und reifes Urtheil haben ihn vor vielen Andern ausgezeichnet. Unter den vieren, die damals mit einander auszogen, war er offenbar der hoffnungsvollste, und doch anspruchslos. Aber der Herr thut, wie wenn er Leute genug hätte und nicht zu sparen brauchte." — Auch bei dem Basler Feste dieses Jahres fehlte es an Todesbotschaften nicht, und dazu kam die traurige Nachricht, daß sämmtliche Missionare von Abessinien ausgewiesen worden seien. Barth tröstete sich und Andere mit Psalm 84, 7. 8. — Wenige Wochen nachher gieng der alte Vater J. J. Häring in Stuttgart heim, mit dem B. schon von seinem Vater her besonders nahe verbunden war. Er hatte ihn einige Tage vor seinem Ende noch einmal besucht und die Dekane Herwig und Bahnmaier bei ihm getroffen, die demselben auch bald in die Ewigkeit folgten. Nun eilte er zu seinem Begräbniß in dankbarer Erinnerung daran, was dieser Mann für das Reich Gottes gethan, und wie er auch ihm in seinen Unternehmungen stets mit Rath und That geholfen hatte.

Mitte August reiste er nach München, wo es mit Schubert über biblische Naturgeschichte und Geographie allerlei zu verhandeln gab. Alte Bekanntschaften wurden erneuert und neue angeknüpft. Tholuck aus Halle war auch da, eben auf der Reise zur Hochzeit mit Mathilde von Gemmingen begriffen. Auf der Rückkehr traf Barth mit Pastor Wimmer aus Ungarn zusammen, der ihm auch nach Calw folgte. Die Verbreitung der Verlagsschriften in Oesterreich und Ungarn hatte ihn mit diesem Manne von ausgezeichneter Thatkraft in Verbindung gebracht und ihn schon ernstlich daran denken lassen, zu jenem Behuf eine Reise nach Ungarn zu machen. Wimmer's Ankunft war daher sehr erwünscht, denn da sich jetzt alle nöthige Abrede mit ihm treffen ließ, war Barth der weiten Reise vor der Hand überhoben. Später aber wurde sie nur um so nöthiger, da die gemeinsamen Unternehmungen eine weitere Ausdehnung erhielten. Sonst war Barth mit einer biographischen Arbeit für die Christoterpe 1839 beschäftigt. Nach englischen Quellen entwarf er die interessanten „Züge aus dem Leben der Lady Johanna Grey"; ein Gegenstand, der ganz für ihn geeignet war und von ihm mit edler Einfachheit behandelt wurde.

Für den September wartete eine überwältigende Arbeit auf ihn. Auf Weihnachten hatte er zwei Kinderschriften*) zu schreiben; ein Heft Jugendblätter, zwei Missionsblätter und eines der letzten Stücke der Basler-Sammlungen mußten auch geliefert werden: ferner drei Kinderblätter (kleine Traktate, die damals noch fortgiengen) u. s. w. Der Herr gab ihm Kraft, Alles fertig zu bringen, ehe er nach Stuttgart

*) „Das Pergament," das neben seinem ernsten Inhalt auf einer historischen Grundlage ruht, und „die C-Feder," die durch liebliche Kinderzüge an seine Erstlinge erinnert.

zur Herbstkonferenz aufbrach, und seinen sterbenden Oheim in Knittlingen noch einmal besuchte.

Wenige Tage vorher erhielt er das theologische Doktordiplom von der Fakultät in Greifswalde. Die Predigerkonferenz war ungewöhnlich besucht, auch von Professoren wie Kling, Sack und Tholuck.

Mit ihm war Schwester Beate nach Stuttgart gereist, und blieb noch länger daselbst, erkrankte aber bald auf eine bedenkliche Weise. Er eilte daher nach Stuttgart zurück, wo er sie bei den theuren Verwandten Engelmann und Böhringer im sogenannten römischen Kaiser aufs Beste verpflegt, aber seines Zuspruches sehr bedürftig fand. Acht Tage lang wich er nicht von ihrer Seite, bis sie am 20. Okt. nach vierzehntägigem schwerem Krankenlager sanft und selig entschlief. Es war eine peinliche Zeit für ihn, worüber er schreibt: „Obgleich mir die Barmherzigkeit des Herrn in seiner schmerzlichen Führung nicht verborgen und die Führung selbst nicht dunkel blieb, so hat doch mein Gemüth viel darunter gelitten."

An A. Knapp schrieb er darüber (10. Nov.) also:

„Dein brüderliches, theilnehmendes Schreiben hat meinem verwundeten Herzen wohl gethan, und ich konnte mit allen deinen Aeußerungen innig übereinstimmen. Wohl konnte ich es dir abfühlen, daß du auch von dem Kranken- und Sterbelager einer vielgeliebten Schwester herkamst und darum um so lebhafter meine Empfindungen nach- oder vielmehr mitempfinden konntest. Namentlich ist das, was du von dem reuigen Gefühl beim Blick auf so manche Liebesversäumnisse sagst, mir ganz aus der Seele gesprochen, und ich kann mich darüber nur durch den Aufblick auf den himmlischen Hohepriester, der unsere Sünden vergibt und unsere Fehler gut macht, beruhigen. Zugleich sehne ich mich recht sehr nach dem Augenblick, wo ich meinen geliebten Dahingeschiedenen alle Versäumnisse und alle Härten auf den Knieen werde abbitten können, und bin ihrer Verzeihung zum Voraus ge-

wiß. Ich bin nun freilich ein trauernder Wittwer und heiße nicht mehr Naemi sondern Mara; aber ich traue es dem Herrn, der mir auch in jenen schweren Tagen so viel Barmherzigkeit bewiesen hat, von Herzen zu, daß er mich ferner mit dem Wink seiner Augen leiten, mit seinem süßen Troste erquicken und mit seinem sichern Stabe leiten wird. Zu diesem Ende empfehle ich mich auch deiner brüderlichen Fürbitte. — Am 7. November (Osiander's Todestag) habe ich mit lebhafter Erinnerung an die schmerzlichen Tage des J. 1834 gedacht, um so mehr als mein Brustübel sich in dieser Woche aufs Neue meldete. Wie glücklich sind die, welche den Kampf vollendet haben, in welchem wir noch stehen. Deine l. Emilie hat das Wenige, was ich damals thun konnte, durch ihre aufopfernde Liebe und Treue am Sterbelager meiner sel. Schwester reichlich vergolten. Der Herr wolle ihr dafür lohnen!"

Die Lücke, welche für B. durch den Tod seiner Schwester entstand, wurde von ihm nicht blos augenblicklich empfunden; sie blieb ihm fühlbar bis an seinen eigenen Heimgang. Seiner Haushaltung gieng zwar dadurch nichts Wesentliches ab; das haben seine wohlbesorgten Gäste unzählige Male bezeugt. Er wußte sie auf's Beste einzurichten; und seine beiden Mägde, die bis an's Ende treulich bei ihm aushielten, ließen hierin nichts zu wünschen übrig. Aber er selbst entbehrte Etwas in seinem häuslichen Leben, was ihm auch die liebsten Brüder nicht ersetzen konnten. Diese kamen und giengen wieder in das Ihre zurück; ihm aber fehlte, wenn sie weg waren, noch mehr, wenn er von kürzeren oder längeren Reisen zurückkam, das Gemüthliche des häuslichen Kreises. Um so unentbehrlicher war ihm das Zusammensein mit seinem längst bewährten Bruder Widmann und mit seinem lieben Agenten Weitbrecht, besonders am späten Abend nach vollbrachtem Tagewerk.

Seit dem Herbste des laufenden Jahres war als Hausgenosse bei ihm eingetreten Kandidat C. H. Groß, der eben

seine Studien vollendet hatte, und nun für den Verein die Bilder zu einer damals projektirten neuen biblischen Geschichte zeichnen sollte, deren wir im zweiten Band gedachten. Von seiner künstlerischen Begabung und seiner Liebe zur Sache ließ sich Gutes erwarten. Aber kränklich, wie er war, kam er überaus langsam vorwärts. Nachdem er Jahr und Tage da gewesen war, ohne seine eigentliche Aufgabe zu Ende zu bringen, mußte dieses Unternehmen zuletzt aufgegeben werden. *)

Kaum war Barth nach dem Tode seiner Schwester acht Tage zu Hause, so kam die Nachricht von Basel, daß Missionsinspektor Blumhardt sehr krank darnieder liege. Er wurde von der Missionskommittee durch Spittler dringend gebeten, nach Basel zu kommen, da es für den Fall, daß Blumhardt stürbe, sehr schwierige Verhandlungen gab, bei denen man seinen Rath wünschte. Die Aerzte hatten überdieß erklärt, wenn der Kranke auch wieder aufkäme, so könnte er doch nie wieder in Thätigkeit treten. Es handelte sich also um einen Nachfolger für Blumhardt, wobei Spittler, wie es scheint, leise andeutete, daß man dabei an Barth denke. Diesem war es für Basel sehr bange. „Denn," sagte er, „wo ich auch hindenken mag, so weiß ich keinen Mann, der diese Lücke ausfüllen könnte. Der Herr wolle darein sehen!" Jedenfalls war ihm klar, daß er selbst weder ins Missionshaus tauge, noch seinen Beruf aufgeben dürfe. Aber einen Besuch bei Blumhardt mußte er machen. Er reiste daher in den regnerischen Novembertagen nach Basel und traf den Kranken so schwach, daß er bei drei Besuchen jedesmal nur auf einige Minuten bei ihm sein

*) Dagegen lieferte er die guten Umrisse zur Illustration der Barth'schen Kinderschriften, die nun in einer Gesammtausgabe erschienen.

konnte. Es war zwar eben eine auffallende Besserung eingetreten, und Blumhardt selbst, dem Barth's Besuch wohl that, äußerte, es gehe täglich eine Linie vorwärts. Allein diese Besserung war doch nur scheinbar. Bald stellten sich wieder ängstliche Umstände ein. Barth wurde zu einer Kommitteesitzung gezogen, in der man für seinen Rath über schwierige Punkte sehr dankbar war, und hatte auch mehrere Unterredungen mit einzelnen Mitgliedern, die ihn besuchten. Köllner's von Sitzenkirch kamen zu ihm herein; auch Gobat, der damals in Beuggen verweilte, brachte einen Tag mit ihm zu. Am Sonntag hielt er die Abendstunde in St. Martin. Ueber den Wunsch, ihn für Basel zu gewinnen, war nur bei Spittler die Rede, in den Verhandlungen nicht, was ihm die Sache beträchtlich erleichterte; denn er überzeugte sich auf's Neue, daß seine Schultern für eine solche Last zu schwach wären. „Im Missionshause," schreibt er, „war mir's wohl und ich glaube auch, einiges Gute hinterlassen zu haben, indem ich es durch meine Vorstellungen dahin brachte, daß der Plato und Chrysostomus abgeschafft wurden und dagegen nur noch das neue Testament im Griechischen gelesen wird."

Am 27. November kam er wieder in Calw an, stark mitgenommen von den Strapazen der Winterreise im Eilwagen. Da er am andern Tage „einen ganz dummen Kopf herum trug," so hätte er der Erholung bedurft; aber es mußte ein Missionsblatt geliefert werden, an das er auch alsbald gieng. Glücklicherweise fand sich unter dem großen Haufen von Briefen, die ihn bei seiner Rückkehr erwarteten, auch einer von Miss. Müller in Palamcotta und einer von Lechler aus Penang, beide so reichhaltig, daß er sie ohne Weiteres in's Blatt brauchen konnte. Am 1. Dez. schreibt er: „Ich weiß vor der Menge von Arbeiten, die sich in

diesen Tagen um mich angehäuft hat, gar nicht, wo mir der Kopf steht. Mein Arm ist lahm, meine Brust ist krank und mein Herz von schweren Sachen erschüttert. O wie viel Elend!" Da ich ihm in jenen Tagen eine Bewahrung mitgetheilt hatte, die in meiner Familie vorgegangen war, fügte er bei: „Wie oft wacht das Auge Gottes über uns, auch wo wir nichts davon wissen; und damit wir das nicht vergessen, gibt er's uns manchmal deutlicher zu verstehen." So angegriffen er war, predigte er doch am Sonntag darauf in Althengstett für seinen kranken Freund Schmid und besorgte die Kommunion mit 130 Personen. Acht Tage darauf hielt er Missionsstunde in Stammheim.

Endlich fiel in Basel der harte Schlag; Inspektor Blumhardt gieng heim. Acht Tage darauf folgte ihm Kandidat Brenner, der thätige Israelsfreund, in die Ewigkeit nach, worüber B. bemerkte: „Der König Israels, der zwei seiner brauchbarsten Werkzeuge so schnell von unserer Seite genommen, wolle uns wenigstens das lehren, uns um so fester an ihn, den wir nicht verlieren können, anzuschließen." — Gleich an Blumhardt's Todestag wählte die Basler Kommittee einstimmig Dr. Barth zum Nachfolger desselben. Das trieb ihn nach Stuttgart, um mit den dortigen Brüdern über die Wiederbesetzung der Stelle zu berathen, obgleich er selbst noch keinen Rath wußte. Die Stuttgarter waren gleichzeitig von der Basler Wahl unterrichtet worden, und zwar durch den alten Bruder Josenhans in Leonberg. Die Sitzung wurde im Häring'schen Hause gehalten. Die Br. Enßlin, Gundert, Josenhans von Stuttgart und Leonberg (letzterer als Präses), W. Hofacker, Baumann, Gottlob Häring, Engelmann und Böhringer waren dort mit Barth zusammen. Als letzterer erklärte, daß er nicht nach Basel gehen könne, und seine Gründe auseinander setzte, waren

Alle sehr verwundert, da sie an seinem Gehen nicht gezweifelt hatten. Bei seiner großen Vorliebe und Thätigkeit für die Missionssache schien dieser Centralposten für ihn, wie kaum für einen Andern, völlig geeignet. Daß er die erforderlichen Eigenschaften dazu besitze, dessen müsse er, dachte man, sich doch selber bewußt sein. Ueberdieß sollte es ihm erwünscht sein, nach seinem Austritt aus dem Amte eine dauernde Stellung zu erhalten; denn diese schien in Calw, äußerlich betrachtet, doch nicht hinlänglich gesichert. Er bezog damals von dem Verlagsverein und von der Missionskasse zusammen fünfhundert Gulden, wovon hundert auf die Miethwohnung giengen. Das Uebrige mußte er sich durch schriftstellerische Nebenarbeiten erwerben. Doch man wußte, daß Rücksichten dieser Art kein Gewicht für ihn hatten. Das Reich-Gottes-Bedürfniß war entscheidend für ihn. Aber war denn nicht für den Verlagsverein viel leichter ein Ersatzmann zu finden, als für die Stelle in Basel? — Wie dem immer sein mochte, er sprach sich so bestimmt aus, daß man von ihm absehen mußte. Einen Gegengrund, den Barth, wie er sagt, für den letzten Schuß aufgehoben hatte, brachte merkwürdiger Weise Hofacker zur Sprache, nämlich seine Heterodoxie und den Ruf davon in Deutschland und England. Barth pflichtete ihm vollkommen bei und erklärte, daß das allerdings ein sehr wichtiges Hinderniß sei. Man wurde einig, nach Basel zu schreiben: 1) daß Barth den Ruf nicht annehme; 2) daß die Brüder einstimmig der Meinung seien, es sollen nicht, wie vorgeschlagen war, zwei Männer coordinirt werden, sondern man solle das Werk einem in die Hände geben, und dann erst diesen mit der Kommittee einen untergeordneten Gehilfen wählen lassen. 3) Für den Hauptposten wurde in erster Linie genannt Wilhelm Hoffmann, damals Helfer in Winnenden, den Barth vorschlug. Er selbst

erklärte noch in einem besonderen Schreiben an Spittler, er würde es für die größte Gewissenlosigkeit halten, wenn er die Stelle in Basel annähme, für die er so gar nicht tauge.

Damit war die Sache vor der Hand beigelegt. Barth reiste noch vor dem Jahresschluß nach Calw zurück in der wohlthuenden Begleitung seines trauten Bruders Ch. Engelmann, der ihn in seinem eigenen Gefährt dahin brachte. Das Geschäft litt keinen Stillstand. Im Dezember hatten sich die Briefe so angehäuft, daß er einmal an Zeller schrieb: „Es geht mir halt mit meiner Correspondenz, wie den Schweizeralpen mit dem Schnee; ehe der alte wegschmilzt, kommt wieder neuer dazu; und so wird das Schmelzen niemals fertig."

1839.

Die Basler Berufungssache war durch die Stuttgarter Beschlüsse und Barth's Erklärung keineswegs in's Reine gebracht; sie lastete noch manche Woche um so schwerer auf Barth's Gemüth, da ihm die rechte Besetzung der Stelle eben so sehr wie irgend Jemand am Herzen lag, während er doch durchaus keine Freudigkeit hatte, selbst einzutreten. Wenn Hoffmann berufen wurde und annahm, dann war gesorgt, aber schon zum Ersteren kam es nicht alsobald. Am 9. Januar kamen scharfe Briefe von Büchelen und Spittler an Barth; auf alle seine Abweisungsgründe wurde gar nicht geachtet, seine Vorschläge nicht berücksichtigt, er sollte eben kommen. Ihn kennen sie, hieß es, Hoffmann nicht. Die Antwort wurde ihm schwer, weil seine Hauptgründe innerlich waren und mit einer genauen Selbstkenntniß seiner Persönlichkeit zusammen hiengen, worüber er Andern nicht

so offene Rechenschaft geben konnte. Seine Freiheit daran zu geben, dazu konnte er sich nicht entschließen. In diesem Sinne wies er einen seiner vertrautesten Freunde auf Jotham's Fabel und die Frage des Feigenbaums hin: „Soll ich meine Süßigkeit und meine gute Frucht lassen, und hingehen, daß ich über den Bäumen schwebe?" (Richter 9, 11.). — Er meinte, das Ultimatum gegeben zu haben. Aber gegen Ende Januar liefen noch einmal dringende Aufforderungen von Basel ein, worauf er schließlich mit den kräftigsten Gegengründen antwortete und bestimmt auf der Ablehnung beharrte. Sein allgemeiner Reichgottesberuf und seine eigenthümliche Aufgabe stand ihm so klar vor Augen, daß er in keine andere, wenn auch noch so wichtige, Stelle eintreten konnte. Gegen einzelne Freunde äußerte er sich in heiterer Weise: „Der Herr ist ja nicht an einen Mann gebunden; er wird sich schon ersehen ein Schaf zum Brandopfer. Ich bin ein Widder, der mit den Hörnern im Gebüsch steckt, und kann nicht heraus." Oder: „Wenn mich Gott nicht am Schopf nimmt wie den Habakuk, gehe ich nicht nach Basel." Endlich erhielt er am 7. Februar die offizielle Entlassung und die Nachricht, daß Hoffmann berufen sei. Bald darauf folgte die Kunde, daß Hoffmann angenommen habe, und damit war die Last vom Herzen genommen.

Die Sache hatte ihn um so mehr angegriffen, als er in jenen Wochen sehr leidend war. Das alte Uebel auf der Brust stellte sich in hohem Grad wieder ein und hielt bis in's Frühjahr an, so daß ihm die Arbeit oft schwer fiel. Am 25. Febr.: „Gestern früh, als sich das Wetter aufheiterte, machte ich mich aus meiner vierwöchentlichen Gefangenschaft auf und spazierte nach Stammheim, predigte auch für Handel, der rauhen Hals hat. Heute ist's nun

zwar nicht schlimmer auf der Brust, aber auch nicht besser." Am 27. Febr.: „Gestern brachte ich einen großen Theil des Tages bei Frau Federhaff zu, die um 9 Uhr Abends starb. Du kannst dir denken, daß solche Vorfälle nicht als Erholungsmittel auf mich wirken." Am 13. März: „Am Sonntag war ich in Altburg, was mir aber nicht gut bekam. Samstag und Sonntag besuchte mich ein Prediger Kurz aus Ohio. Er ist der Sohn eines Schullehrers in Bönnigheim, gieng als leichtsinniger Schreiber fort, wurde in Nordamerika lutherischer Prediger, und gieng von der lutherischen Kirche zu den Old Brethren über, einer Kirchengemeinschaft von etwa 200 Gemeinden, die in ganz Nordamerika zerstreut sind und behaupten, von den alten mährischen Brüdern abzustammen. Den historischen Nachweis aber können sie nicht liefern. Sie haben lauter apostolische Gebräuche, taufen aber nur Erwachsene. Ihre Prediger haben nicht studirt, und jede Gemeinde muß deren zwei haben nebst Diakonen; Alle ohne Besoldung. Der Mann, der einen langen Bart trug, gefiel mir wohl, und wir waren recht friedlich beisammen. — Gestern an den Jugendblättern gearbeitet, ob's gleich auf der Brust um kein Haar besser ist." —

Die Jugendblätter lagen ihm damals etwas schwer auf dem Herzen, weil die Verbreitung derselben im Abnehmen begriffen schien. Er fürchtete, wenn das so fort gienge, würden sie am Ende aufhören müssen, und drückte dies nach seiner Weise einmal sehr stark so aus: „Die Jugendblätter pfeifen ohnehin auf dem letzten Loch; und wenn sie sterben sollen, so sollen sie wenigstens nicht als Selbstmörder sterben, um nach dem Tod auf die Anatomie nach Tübingen zu kommen." Ebendeßhalb gab er sich alle Mühe, nicht nur gehaltvolle, sondern auch anziehende Artikel für das Blatt zu gewinnen und gab die Hoffnung nicht auf, einen neuen

Trieb in den Baum zu bringen, was ihm der Herr auch gelingen ließ.

Leidend, wie er war, suchte er über Ostern einen stillen Aufenthalt. Da er nach Königsfeld keinen Begleiter fand, so kam er auf einige Tage zu mir nach Effringen, und erfreute seine alten Gemeinden mit der Predigt des Wortes. Seinen lieben Heinrich Zeller von Nagold rief er auch herbei; und wir erquickten uns miteinander am Ostermontag, als er den Gang der Jünger nach Emmaus in seiner unnachahmlichen Weise beschrieb. Mich beschäftigte damals ein an mich ergangener Antrag, als Gehilfe an die Seite meines Schwiegervaters Zeller in Beuggen zu treten. Da ich über den Beruf nicht in's Klare kam, so gieng er sehr theilnehmend auf diese Sache ein, und that dabei eine Aeußerung, die mir wichtig blieb: „Was den Beruf betrifft, den Einer zu Diesem oder Jenem zu haben oder nicht zu haben glaubt, so denke ich da immer an Stilling, der unaufhörlich sich nach einem andern Berufe sehnte, jedesmal, wenn er in einen neuen kam, glaubte, der sei's, der sei der rechte, aber bald wieder anfing, auch in diesem sich zu eng zu fühlen. Endlich als er die Stelle im Badischen erhalten hatte, beredete er sich, daß das der Beruf gewesen, zu dem ihn Gott von Jugend an bestimmt habe. Und doch war seine Schneiderei, Schulmeisterei, Hofmeisterei, Doktorei und Professorei eben so gut sein Beruf, als seine Hofratherei; und seine Wirksamkeit in jener Periode ist in jeder Hinsicht wichtiger gewesen, als in dieser. Man vergleiche nur seine ersten Lebensbände mit seinen letzten Taschenbüchern! Dieses Beispiel ist sehr warnend, und hat mich schon oft geschweigt, wenn ich die Schriftstellerei für die Jugend, die mir etwas Fremdes und Aufgedrungenes ist, lästig finden wollte und mich nach dem sehnte, einzig mit der gründlichen Erklärung

des Wortes und Rathschlusses Gottes mich beschäftigen zu dürfen, wozu ich meiner Meinung nach am meisten inneren Beruf und Gabe hätte ꝛc." —

Leider blieb er auch nach diesen Erholungstagen noch gleich leidend, und die Brust untersagte Tage lang fast alle Arbeit. Dennoch raffte er sich immer wieder auf und schrieb nicht nur das unumgänglich Nothwendige, sondern fing auch eine Erzählung für die Weihnachtsblüthen zu schreiben an, worüber er nach einigen Tagen bemerkte: „Meine Erzählung ist erst zur Hälfte fertig. Es will dießmal gar nicht vorwärts, und ich kann auch wegen meiner Brust nur wenige Stunden des Tages arbeiten. Bin gar nichts mehr." Doch gieng's zuletzt. Es war „der Apotheker und sein Arzt," was er damals schrieb.

Am 1. Mai war das Missionsfest in Calw, bei welchem unter Anderen auch der neuernannte Missionsinspektor Hoffmann redete, und sich dem Gebet der Missionsgemeinde empfahl. Als einer der Festgäste zu ihm sagte: „Auf dich wartet in Basel ein ordentliches Bündelein," so erwiederte er: „Ich habe auch den rechten Bündeleinsträger." Er gieng in der Kraft des Herrn Herrn, die sich über alles Erwarten an ihm bewährte. Auch Zaremba, der sich schon einige Zeit im Lande aufhielt, war einer der Redner. — Bald darauf kam das Jahresfest in Stammheim mit dem gewöhnlichen reichhaltigen Bericht von Barth. Obgleich er so übel auf war, daß er mehr als einmal zu Bette lag, schleppte er sich doch fort, predigte je zuweilen in der Nachbarschaft, besuchte die Conferenz in Stuttgart, fertigte seine Festlieder für Basel und theilte seine Stunden wohl ein, um zur Festreise dahin zu rechter Zeit fertig zu werden. Das letzte war eine Arbeit für die Christoterpe, die er auch nicht aufschieben durfte. Unter der Aufschrift „Züge aus

dem Leben einer Weltpilgerin" theilte er die interessante Lebensgeschichte der Gattin des Miss. W. Ellis auf den Südsee-Inseln mit.

Zur Festreise, die er mit Zaremba in seinem eigenen Gefährt machte, hatte er auch mich eingeladen, und sich, da ich wegen meiner doppelten Gemeinde schwer von der Stelle kam, alle Mühe gegeben, mir fort zu helfen. Er sann und schrieb hin und her, damit ich einen Stellvertreter bekäme, und ging auch sonst so brüderlich auf die kleinsten Detailbedürfnisse der Reise ein, daß ich an solche Liebesdienste, die sich später noch oft wiederholten, nie ohne Rührung denken kann. Wir mußten starke Tagereisen machen, um mit eigenem Wagen in drei Tagen Sitzenkirch zu erreichen, wo Barth seine Köllner'schen Verwandten zu besuchen gedachte, und am vierten zeitig in Basel einzutreffen. Wir fuhren über Herrenalb nach Baden-Baden, und von dort das Rheinthal hinauf nach Emmendingen, wo wir am zweiten Tag Abends spät ankamen. Schon in Lahr hatten sich alte Bekannte um Barth gesammelt. Nach Emmendingen war Bronnenkant bestellt. In Freiburg trafen wir am andern Morgen nach getroffener Abrede mit Häberlin und dessen Gattin Lotte geb. Köllner zusammen, die im Laufe des Sommers nach Kalkutta reisen wollten. Mit diesen fuhren wir Sitzenkirch zu. Köllners kamen uns auf ein paar Stunden Weges entgegen, und brachten die erschütternde Nachricht, daß der liebe Verwalter Büchelen in Basel, der nach Blumhardts Tod gleichsam das Lagerbuch des Missionshauses war, in Folge einer Erkältung schnell gestorben sei. Noch sehe ich Barth vor mir, wie er sich auf's schmerzlichste bewegt, mit Thränen in den Augen, zur Seite wandte. Viele ergreifende Todesfälle in Basel und im Vaterland waren im Laufe des Jahres auf einander gefolgt. Dieser Schlag kam wie aus

heiterem Himmel, da er sich eben dessen getröstete, daß das Missionshaus durch Hoffmanns Eintritt, der wenige Wochen zuvor erfolgt war, nun wieder berathen sei. In solchen Fällen schwebte ihm oft der alte Vers vor der Seele, den Zinzendorf bei Todesfällen in Westindien sang:

Ist's möglich, halt mit Tödten
Der Deinen endlich ein!
Wir müssen ja erröthen
Und ganz beschämet sein,
Wenn wir mit unsrem Glauben
Der Welt entblößet steh'n,
Und sind doch Deine Tauben,
Die mit der Arche geh'n.

Am andern Tage besuchten wir auf dem Wege nach Basel die Wittwe Blumhardt, die in einem nahen Landhause zur Erholung wohnte. Ich wandte mich Beuggen zu, und traf dort Ludwig Völter, den neuen Inspektor der Lichtensterner Schullehreranstalt, der vor dem Eintritt in sein neues Amt sich einige Zeit bei dem theuren Zeller aufhielt, um die Beuggener Einrichtung genau kennen zu lernen. Als ich zum Feste nach Basel zurückkehrte, sagte mir Barth mit Freuden, wie er sich bereits überzeugt habe, daß Hoffmann in den wenigen Wochen seit seinem Eintritt in's Missionshaus schon völlig eingearbeitet sei. Wir sahen deutlich, daß der Herr einen durchaus neuen Boden in dem Basler Missionswerke zu legen begann; denn nach dem Rücktritt des seligen von Brunn war auch an die Spitze der Committee in der Person des würdigen Pfarrers Laroche ein neuer Präsident getreten. Bei aller Wehmuth, die sich im Blick auf die Heimgegangenen in den Versammlungen aussprach, war doch die Stimmung freudig gehoben, die Gemeinschaft der Heiligen fühlbar, und der Eindruck allge-

mein der, daß der Herr mit dem Werke sei. „An dem Herzen aller Brüder," schrieb einer der Festgäste mit Recht, „ist der liebe Hoffmann legitimirt; und alle freuen sich mit Dank gegen Gott, ihn an diesem wichtigen Posten zu sehen, auf den er durch augenscheinliche Leitung des Herrn gekommen ist." Wie leicht es Barth um's Herz war, das läßt sich denken! Er sagt: „Man sah keine offene Wunden, nur verbundene; und auch die neueste, kaum geöffnet, war durch das Freudenöl gemildert, mit welchem die fühlbare Gnadengegenwart des Herrn die Herzen erquickte. Es zeigte sich, daß die Freude im Herrn, die Freude seines Reiches alles Andere überwiegt und auch der Verlust seiner theuersten Werkzeuge nicht vergessen, aber ertragen werden kann, wenn man die Erfahrung macht, daß der allein Unentbehrliche nicht von uns gewichen ist, und daß sein Segen fortwährend unsere Arbeit krönt."

Nach der Rückkehr vom Fest gab es der Gäste so viele, daß Barth neben der laufenden Arbeit ein drittes Heft der biblischen Poesieen zu Anfang des August nur mit Mühe fertig brachte. Aus den nahen Bädern kamen täglich liebe Leute, die mit Freuden begrüßt wurden, aber ein Regentag, der die Badegäste zu Hause hielt, war doch sehr erwünscht, um wenigstens die Correspondenz auf dem Laufenden zu erhalten. Eines Abends kam u. A. Dr. Malan von Genf, auf eine Stunde. „Er war sehr herzlich und gefiel mir wohl. Er sagte mir, daß vier Uebersetzungen meiner Kirchengeschichte auf einmal in Frankreich gemacht, aber nur zwei gedruckt worden seien, worunter eine von ihm. Mit einem Gebet verabschiedete er sich, gieng in's „Rößle," wo seine Söhne auf ihn warteten. Heut nach Tübingen, wo er morgen predigt." (17. Aug.)

Im Sommer dieses Jahres wurde Barth zu einer theo-

logischen Streitschrift veranlaßt, der er sich nicht zu entziehen vermochte. Schon im Frühling war unter dem Titel: „Darstellung und Kritik des modernen Pietismus. Ein wissenschaftlicher Versuch von Dr. Chr. Märklin, Diakonus an der Gemeinde Calw," eine Schrift erschienen, die für jeden glaubigen Geistlichen Württembergs eine Herausforderung zu sein schien, weil in derselben unter dem Aushängeschild des Pietismus im Grunde der kirchliche Lehrbegriff, ja der Bibelglaube überhaupt angegriffen wurde. Barth dachte Anfangs nicht an eine Gegenschrift, obgleich die Herausforderung ihm, dem erklärten Pietistenfreunde, allermeist gelten mußte, da er mit dem Verfasser in Einer Stadt lebte. Er meinte, dazu wäre Hoffmann allein der Mann, und bedauerte, daß dieser wegen seines Rufes nach Basel die Aufgabe nicht wohl übernehmen konnte. Inzwischen hatte ihm Märklin, mit dem er als Diözesangenosse gewissermaßen in kollegialischem Verhältniß stand, und der seit fünf Jahren auch in der Committee für Stammheim saß, seine Schrift zugesandt, wie er sagte, „um dadurch ihm und Andern zu zeigen, daß er es nicht mit dem Persönlichen, sondern nur mit der Sache zu thun haben wolle, und daß seine Art, Krieg zu führen, eine ehrlich gemeinte sei, zugleich als einen Beweis, wie wahrhaft Gebildete einander auch bei den divergirendsten Ansichten dennoch hochachten können." Barth hatte diese Aufmerksamkeit mit gebührendem Danke anerkannt und in seinem Erwiederungsschreiben sein Urtheil über das Buch, so weit er es für angemessen hielt, gegen ihn ausgesprochen, auf Märklin's schriftliche Duplik aber nicht weiter geantwortet. Während des Sommers nun verbreitete sich das Gerücht, B. habe Märklin's Kritik des Pietismus geradezu gebilligt und erklärt, daß er mit dem negativen Theile des Buches einverstanden sei u. s. w. Da Märklin,

auf dem vermeintlich allein wissenschaftlichen Standpunkte der Hegel'schen Philosophie stehend, über den Pietismus abgeurtheilt hatte, so konnte das Niemand begreifen, ohne an B. irre zu werden. Seinen näheren Freunden war es freilich undenkbar, daß er die Sache des Pietismus, zu dem er sich von Jugend auf bekannt, auf einmal so verleugnet haben sollte. Aber mußten nicht Fernerstehende, die etwas Unbestimmtes über seine Heterodoxie vernommen hatten, bei solchen Gerüchten sehr bedenklich über ihn werden? — Eine öffentliche Erklärung erschien deßhalb unumgänglich nöthig. Barth wählte dazu die Form eines Sendschreibens an Märklin, die bei der gegenseitigen Stellung Beider die einzig geeignete schien, und gab demselben den Titel: „Der Pietismus und die spekulative Theologie", mit dem schönen Motto aus Pascal: „Deux sortes de personnes connaissent un Dieu; ceux qui ont le coeur humilié, et qui aiment le mépris et l'abaissement, quelque sorte d'esprit qu'ils ayent, bas ou relevé: ou ceux qui ont assez d'esprit pour voir la verité, quelques oppositions qu'ils y ayent."

Hatte schon sein Privatschreiben „Hörner und Zähne" gehabt, die sein Gegner freilich ignorirte, so war dieses Sendschreiben noch schärfer, obwohl im Ausdruck ruhig und gehalten, jedes Wort abgewogen. Er behielt nicht nur die Sache, sondern auch den Mann im Auge, dessen sittlichem Charakter er alle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Weil er bei keinem Menschen die Hoffnung aufgab, so hielt er auch bei Märklin eine Wendung zum Besseren, wenn gleich nicht für wahrscheinlich, doch für möglich, wenn er über die geoffenbarte Wahrheit vom biblischen Standpunkt aus neue Lichtblicke erhielte. Darum ließ er es an belehrenden Winken nicht fehlen. Uebrigens sprach er sich gleich im Eingang seiner Erklärung ganz offen also aus: „Man sagt, ich sei

mit dem negativen Theil Ihres Buches einverstanden: da ich aber in demselben bis jetzt gar nichts Positives gefunden habe, als die Idee, so müßte Ihre ganze Schrift von mir gebilligt worden sein; und daß dieß nicht der Fall ist, wissen Sie selbst am besten. — Ich habe E. H. in meinem Erwiederungsschreiben versichert, daß ich mit den Ansichten der Pietisten über die Lehre von der Sünde, Erbsünde, Zurechnung der Sünde Adams, gänzliche Unfähigkeit des gefallenen Menschen, vom Verhältniß Gottes zur Welt, von der Dreieinigkeit, der satisfactio vicaria, justitia imputata, Gebet u. s. w., so wie sie von Ihnen dargestellt sind, keineswegs übereinstimme und Ihre negativen Aeußerungen hierüber großentheils als richtig anerkenne. Dazu habe ich nun zweierlei zu bemerken: 1) daß die unterstrichene Stelle: ‚so wie diese Lehren von Ihnen dargestellt sind‘ nicht zu übersehen ist; 2) daß auch der Pietismus hinsichtlich jener Lehrpunkte innerhalb eines gewissen Kreises Freiheit der Auffassung gestattet, und daß, wer sich dieser Freiheit bedient, wenigstens nach Ihrem Maßstabe immer noch für einen Pietisten gelten kann. Sie haben, wie es einem Gegner leicht begegnen kann, die Darstellung der pietistischen Dogmen auf die Spitze getrieben und die extremsten Punkte ihrer Ansichten, zu denen sich heut zu Tage weit nicht alle denkenden Pietisten bekennen, vorangestellt, was übrigens um so weniger nöthig gewesen wäre, da Sie bei dem einfachen Inhalt Ihrer Theologie auch an dem allergemäßigtsten Pietismus immer noch genug zu kritisiren gehabt hätten. In wie weit ich aber mit Ihren Negationen übereinstimme, glaube ich nun etwas ausführlicher angeben zu müssen, und zwar so, daß ich zugleich das Positive meines Glaubens nicht so unbestimmt lasse, wie es in Ihrer Schrift auf eine bedauernswerthe Weise geschehen ist.“

Das Sendschreiben sollte ausgesprochener Maßen keine eigentliche Widerlegung, sondern ein Glaubensbekenntniß enthalten. Barth spricht sich deßhalb über alle obengenannten Lehren auf eine anziehende Weise im Einzelneu aus, und entwickelt seine aus der Bibel geschöpfte Ueberzeugung, nicht selten auch im Gegensatz gegen das kirchliche Dogma, kurz, aber so bestimmt, daß ein denkender Leser daraus Manches lernen kann. Natürlich versäumt er nicht, seinem Gegner von Schritt zu Schritt immer wieder zu sagen, daß er mit ihm im entschiedensten Widerspruch stehe, und seinen Standpunkt für völlig unhaltbar ansehe. Z. B.: „Ich stehe auf dem festen Lande der Geschichte und der in der Bibel niedergelegten göttlichen Offenbarung; Sie schweben in Ihrem leichten Kahne auf den schwanken Wellen des christlich frommen Selbstbewußtseins, oder in dem Luftschiff der Idee dahin." — Weil sein Gegner, indem er die Schrift als Glaubensnorm verwarf, „die Macht der Idee und des objektiven Geistes" für einen genügenden Ersatz erklärte, so erwiederte er: „Sie müssen mir erlauben, die Besorgniß auszusprechen, es möchte, wo kein objektives Wort Gottes als Glaubensnorm anerkannt wird, weder die Macht der Idee, noch das christlich fromme Selbstbewußtsein uns vor einem gänzlichen Zerfallen der Kirche in Willkürlichkeit und Subjektivität schützen; oder, was ebenso wahrscheinlich ist, die M a c h t der Idee möchte zu einem P a p s t t h u m der Idee werden. Die spekulative Theologie hat sich bereits wacker zu einer solchen Thronbesteigung angeschickt; sie geberdet sich, als wäre sie die Wissenschaft κατ᾽ ἐξοχην, und sieht auf jede andere theologische und philosophische Schule mit einem verächtlichen Blick herab; und ich gestehe, daß mir das ihre Ansprüche auf das Primat zum Voraus zweifelhaft macht. Mit Bedauern habe ich auch in Ihrer Schrift

Spuren von solcher selbstzufriedenen, übermüthigen Behandlung anders Denkender bemerkt" u. s. w. Er erklärt sodann, die Herrschaft des Wortes Gottes sei ihm jedenfalls lieber als das Papstthum der Idee, und sagt: „Ich bekenne offen, daß ich das Wort Gottes in der h. Schrift als höchste und einzige Norm des Glaubens betrachte, daß ich es als die Fundgrube der höchsten und tiefsten Wahrheiten ansehe und bis jetzt noch nichts darin gefunden habe, was meinem Wahrheitsgefühl, meiner Vernunft oder meiner Erfahrung widerspräche. Ich bekenne ferner, daß ich das Wort Gottes als den lapis lydius ansehe, an dem, je nachdem man ihm glaubt oder nicht glaubt, offenbar wird, ob ein Wahrheitssinn in dem Menschen ist. Die historische und die sogenannte höhere Kritik haben mir bis jetzt bei sorgfältiger Prüfung noch nichts zweifelhaft gemacht; und wenn die Herren derselben, aus Furcht, mit dem schweren Schiff nicht fortzukommen, ein Buch ums andere über Bord werfen, so tröste ich mich damit, daß die lex Rhodia de jactu, nach welcher der Schaden gemeinschaftlich getragen werden muß, hier nicht in Anwendung kommt."

Nachdem Barth am Ende seines Schreibens seine aufrichtige Achtung vor der philosophischen und theologischen Bildung, dem sittlichen Charakter und der gewissenhaften Amtstreue seines Gegners bezeugt, und dessen eifriges Bestreben, an der sittlichen und intellektuellen Förderung seiner Mitmenschen zu arbeiten, anerkannt hat, schließt er mit den ernsten Worten: „Ich bekenne Ihnen mit Bedauern meine Ueberzeugung, daß unsere protestantische Kirche, wenn sie nach den Grundsätzen Ihrer Schrift reformirt würde, aufhörte, eine Kirche im Sinn und Geist Christi zu sein. Ich glaube, daß Sie bei redlicher Absicht von gefährlichen Irrthümern befangen sind, und muß von Herzen wünschen, daß

dieselben in unserer Kirche keinen weiteren Eingang finden möchten. Zum Glück glaube ich an einen Gott, dem alle Dinge möglich sind, und der auch Ihnen ein besseres Licht kann aufgehen lassen. Möge Ihnen erspart sein, es an der Flamme der Trübsal anzuzünden!"

Gleichzeitig mit diesem Sendschreiben erschienen zwei andere Schriften gegen Märklin, die eine von dem nachmaligen Professor Palmer in Tübingen, die andere von W. Hofacker. Letzterer vertrat besonders den kirchlichen Standpunkt und widerlegte Märklin's Kritik mit so schlagenden Gründen, daß jeder Wahrheitsfreund die Unhaltbarkeit derselben klar einsehen mußte. Die Folge aller dieser Vorgänge war, daß sich Märklin veranlaßt sah, seinen Kirchendienst in Calw mit einer Lehrstelle in Heilbronn zu vertauschen.

Gegen Ende des August machte Barth, dessen Brust einer Ausspannung bedurfte, eine Reise nach Elberfeld zum Missionsfest der rheinischen Gesellschaft. Nachdem er zuvor für seinen Freund Bezner in Altburg, der bereits nach Elberfeld vorausgereist war, an Bartholomäi eine Predigt gehalten, fuhr er über Stuttgart nach Mannheim, und nahm von dort das Dampfschiff bis Köln. Da am andern Tage das Missionsfest sein sollte, und der Eilwagen schon abgegangen war, fuhr er mit Extrapost nach Elberfeld, wo er Nachts 12 Uhr ankam und im Gasthof abstieg. Den andern Morgen ging er zu Wilhelm Müller, bei dem Bezners logirten. Sie hatten die Hoffnung auf sein Kommen bereits aufgegeben und ihre Freude war nun um so größer. Sein Logis fand er bei Reinhardt Hermann, Prediger an der reformirten Kirche. Das Fest war, wie sich nun fand, erst Abends ½4 Uhr, und zwar in Wichlinghausen in Stier's Kirche. Er begrüßte indessen Fritz und Emil Krummacher,

die Brüder Ball und viele andere Freunde, und wohnte dann in der gedrängt vollen Kirche der Festversammlung bei, in der er auch selbst redete. Tags darauf war Konferenz im Lehrsaal des Missionshauses, bei der sich 67 Prediger einstellten. „Stier eröffnete mit Gebet und Rede. Leipoldt war Präses, H. Ball Sekretär. Gute Ordnung, fleißiger Gebrauch der Glocke. Zuerst eine alttestamentliche Stelle, dann eine aus dem N. T. durchgegangen. Alle allgemeinen Fragen notirt für die freiere Besprechung am Nachmittag." Bei dieser wurde verhandelt über Kirchenzucht, Mäßigkeitsverein, eine christlich-politische Zeitung, die Nothwendigkeit eines neuen Missionsblatts für Gebildete. Nachdem er am Freitag Besuche in der Stadt gemacht und zum erstenmal eine Predigt von Fritz Krummacher gehört hatte, besuchte er am Samstag früh das Missionshaus, das er sehr zweckmäßig eingerichtet fand, mit seinem reich ausgestatteten Museum. Am Sonntag hörte er Ball in der reformirten Kirche und predigte daselbst Nachmittags über Psalm 126 für R. Hermann. Am Montag früh trat er mit Bezners die Rückreise an, bei der noch manche liebliche Begegnungen vorkamen. Auf dem Dampfschiff traf er auch ein Missionskind aus Paramaribo, das mit Geschwister Passavants acht Tage zuvor in Zeyst angekommen war, und nun nach Neuwied geschickt wurde. Da er den Vater des Kindes, Miss. Hartmann, persönlich kannte, so war ihm dieß eine besondere Freude. Am 4. September traf er von der genußreichen Reise glücklich wieder in Calw ein. Mit der Barmer Missionsgesellschaft blieb er lebenslang in herzlicher Verbindung, wozu diese Reise ohne Zweifel das ihrige beitrug.

Nach der Rückkehr sollte er neben vielen anderen Arbeiten auch zwei Kinderschriften auf Weihnachten liefern; aber, wie er es auch angreifen mochte, die Zeit reichte doch nur zu

der einen, die in Stuttgart erschien. Die andere für Basel mußte er diesmal ausfallen lassen. Er schrieb „die Flucht des Camisarden“ nach einer französischen Quelle, die erst kürzlich einen neuen Bearbeiter für deutsche Leser gefunden hat.*) Die Drangsale eines verfolgten Bekenners Christi waren für Barth immer ein besonders interessanter Stoff, in den er sich mit Liebe versenkte. Es lag ihm viel daran, die Erinnerung an die Leiden der Zeugen Christi, die vor uns waren, auch bei Andern zu erwecken, um das nachwachsende Geschlecht daran zu mahnen, was auch auf uns noch warten könnte. Indessen fühlte er doch vielleicht, daß die Erlebnisse, die er dießmal schilderte, für Kinder weniger anziehend sein könnten, und sprach sich deßhalb im Vorwort so aus: „Liebe Kinder! Da habt ihr wieder ein Büchlein zum Lesen. Die Geschichte ist nicht schön, aber sie ist interessant und ernst und lehrreich, und aus dem Leben der Wirklichkeit heraus. Es geht eben nicht immer so gerade fort auf unserem Lebenspfade; es kommen auch gefährliche Stellen und beschwerliche Passagen. Solltet ihr je einmal in eine ähnliche Lage kommen, so könnte euch dieses Büchlein mancherlei Warnung und Trost gewähren; und wenn ihr euren Glauben ungestört bekennen und ausüben dürfet, so könnet ihr wenigstens dazu durch eine solche Geschichte ermuntert werden, daß ihr für eine solche ruhige und friedliche Lage dankbar seid. Ich habe hier nicht das Mindeste von meinem Eigenen hinzugethan, sondern Alles erzählt, wie ich es vorfand; nur mußte ich Vieles, ja auch vieles Interessante weglassen, weil sonst aus dem Büchlein ein dickes Buch

---

*) Siehe Bibelblätter 1866 unter der Aufschrift: „Zehen Jahre auf den französischen Galeeren.“ Dort ist auch der Titel des Originals angegeben.

geworden wäre, und man sagt, die habet ihr nicht gern. Ich hoffe aber, ihr werdet zufrieden sein."

Als Barth das Büchlein zu schreiben anfieng, wollte seine Hand ihre Dienste nicht thun, so daß er die seines lieben Agenten zu Hilfe nehmen mußte; so aber kam er in fünf Tagen damit zu Stande. Bald darauf gieng er zur Predigerkonferenz (2. Oktober) nach Stuttgart und am Sonntag darauf zum Missionsfest nach Nagold. Nun sollte ein Heft Jugendblätter fertig gemacht werden, zu dem nur ein einziger Beitrag vorräthig war. Auf seine Bitte half ihm Freund Zeller mit einem Aufsatz, und das war wohl angelegt; denn Barths Zeit war gerade durch Besuche so vollständig ausgefüllt, daß an keine Arbeit zu denken war. Unter Anderem kam A. Knapp auf fünf Tage zum Besuch. Barth wanderte mit ihm das einemal zu Freund Bezner, der schwer erkrankt war, das anderemal zu Handel, dem vielgeliebten Lehrer Knapps, das drittemal zu einem Freunde nach Hirsau, wo sie auch die Ruinen besuchten. Zu Hause gab es allerlei zu besprechen. Der Entwurf eines neuen Gesangbuchs war in diesem Jahre ausgegeben worden; ein lebhafter Kampf für und wider entspann sich oben und unten im Lande. Die gegentheiligen Aeußerungen machten sich so stark geltend, daß man für die gute Sache zu fürchten anfieng. Allmählich bekamen zwar die günstigen Stimmen, unter denen auch B. sich nicht schweigend verhielt, ein entschiedenes Uebergewicht, besonders als Gustav Schwab, zu Barths großer Freude, sich warm für den Entwurf aussprach. Indessen wußte doch Niemand, wie es zuletzt gehen würde. Barth wollte jedenfalls für die Schule etwas Gutes besorgen, und gieng deßhalb mit Knapp zu Rathe, wie es anzugreifen wäre, um ein gutes Schulgesangbuch zu erhalten. Sie wurden eins, für das Musikalische den in

diesem Fache besonders tüchtigen Diak. Palmer mit in's Interesse zu ziehen und verabredeten eine Zusammenkunft in Stuttgart, die Ende Oktobers stattfand. Unter den vorhandenen Schulbüchern fand sich kein brauchbares. Die drei Freunde beschlossen daher die Herausgabe eines neuen Büchleins. Knapp wollte brauchbare Lieder sammeln; Palmer übernahm die Redaction und die Besorgung des musikalischen Theils. Im Ganzen sollten es 150—200 Lieder werden. Die Sache wurde nun zwar im Laufe des Winters in Angriff genommen; aber es dauerte doch noch über drei Jahre, bis das Büchlein wirklich erschien.

Im Oktober erhielt Barth einen angenehmen Besuch von Dr. Bernhard Schmid aus Jena, Missionar in Indien, von 1817 an Rhenius' Mitarbeiter. Er gewann den Mann herzlich lieb und hörte viele interessante Mittheilungen von ihm, da Schmid vielseitige Kenntnisse, namentlich in den Sprachen besaß. Gerne hätte er ihn nach Tübingen begleitet; aber er mußte zu Bezner eilen, dessen Krankheit einen nervösen Anstrich bekommen hatte, und der ihm deßhalb schwer auf der Seele lag. Die Krankheit dauerte wohl zwei Monate lang, so daß der leidende Freund, der oft sehr muthlos und niedergeschlagen war, einer steten Aufmunterung bedurfte. Hiezu war Barth der rechte Mann; denn er brachte stets einen heiteren Muth mit, wenn auch auf ihm selbst noch so viel lag. Fast jeden Sonntag war er dort, wenn er nicht eben an einem andern Nachbarorte als Prediger eintrat. Dieser Freundschaftsdienst war um so größer, da er selbst in jenen acht Wochen keinen Tag ohne Brustschmerzen war. Nur Einen Sonntag (3. November) blieb er zu Hause, aber auch da nur, weil er acht Freunde über Nacht hatte, denen er sich widmen mußte. Es waren fünf Basler Missionsbrüder darunter,

die von Calw direkt nach Indien reisten. Er versäumte nicht, über die „nothwendige Einigkeit," die unter Missionsbrüdern walten sollte, eingänglich mit ihnen zu reden.

Die Jugendblätter gaben gewaltig viel zu thun. Weil es an Beiträgen von Mitarbeitern fehlte, so mußte Barth für seine Person zu einem Hefte 80 geschriebene Quartseiten oder drüber liefern, und bis er damit neben so vielen anderen Arbeiten fertig wurde, war bald wieder ein neuer Monat da. Für das Januarheft 1840 hätte er gar zu gerne eine Erzählung von Stöber gehabt; da aber diese ausblieb, so machte er sich selbst an eine „Erzählung aus dem Altmühlthale" und schrieb: „Die Wachsfigur," ohne einen Namen des Verfassers vorzusetzen. Die Einkleidung erinnerte manchmal an Stöber; aber in der plastischen markirten Zeichnung erreichte er diesen doch nicht; andererseits ließ das eigenthümliche Eingehen auf die Entwicklung des inneren Menschen Barth's Feder wohl erkennen. Jedenfalls aber bot die ebenso unterhaltende als lehrreiche Erzählung, die man mit Genuß liest, einen genügenden Ersatz für den fehlenden Artikel von Stöber. Uebrigens ist Alles in ihr Dichtung außer dem Anfang, der aus dem Tagebuch Lavaters über seine Reise nach Kopenhagen genommen ist. Einen guten Stoff erhielt Barth für dieses und das nächste Halbjahr an der gehaltreichen Schweizerreise von Kapff.

Ueber die Weihnachtszeit suchte er einen stillen Ort. Da er aber diesen nicht fand, so brachte er die Feiertage in Stuttgart zu, war öfters bei Knapp, hörte diesen und Hofacker predigen, und predigte selbst mit großer Freudigkeit bei seinem alten Freunde Nanz in dem nahen Bernhausen. Noch vor Jahresschluß kehrte er nach Calw zurück.

Am letzten Tage des Jahres schickte ihm Diakonus Märklin seine neue Schrift zu, ein Sendschreiben an Barth,

in welchem er seine früheren Behauptungen zu vertheidigen suchte, und zugleich gegen Hofackers Aufsatz wider ihn, der im Christenboten stand, sich sehr stark aussprach. Geraume Zeit gieng Barth damit um, eine Antwort darauf ausgehen zu lassen, was er hauptsächlich seinem Bruder Hofacker schuldig zu sein glaubte, damit es nicht scheine, als sei er mit den Vorwürfen einverstanden, die Märklin diesem machte. Nachdem er aber einmal gelesen hatte, was Hengstenberg wider Märklin geschrieben, hielt er alle weiteren Erwiederungen für überflüssig, überzeugt, daß es nun keines Wortes mehr bedürfe, um die völlige Unhaltbarkeit der Sache Märklins zu zeigen.

1840.

Der Ausflug nach Stuttgart hatte Barth's kranker Brust die gesuchte Erholung nicht gebracht. Am 4. Januar d. J. schreibt er an Zeller: „Ich kann nur wenige Stunden des Tages arbeiten und nur das Nöthigste besorgen. So bin ich in's neue Jahr eingetreten; wie's weiter gehen wird, weiß ich nicht. Der Herr wird durchhelfen. Seine Güte ist besser denn Leben." — Der Herr half auch immer wieder; so am Erscheinungsfest, da er in Stammheim eine Predigt hielt, bei der es ihm so leicht gieng, daß er auf der Brust nichts Beschwerliches empfand und Abends zu Fuße wieder nach Haus gehen konnte. Aber die Arbeit am Schreibtische wurde ihm sauer. Selbst das Diktiren konnte ihn so mitnehmen, daß er die Hälfte des Tages sich auf's Lesen beschränken mußte.

Im November war Gobat mit seiner Familie nach Malta gezogen, wo ein protestantisches Kollegium gegründet wurde. Wir sprachen je und je scherzend davon, wie schön

es wäre, wenn wir die lieben Geschwister miteinander besuchen könnten; ich meinte, eine solche Reise würde Barth gut thun. Er schrieb darauf: „Daß mir eine Reise nach Malta für meine Brust sehr wohlthätig wäre, glaube ich; aber so lange mir's der Arzt nicht zur Gewissenspflicht macht, hilft dieser Glaube nichts." Mehrere kleine Reisen für dieses Jahr faßte er im Februar wirklich in's Auge, zweifelte aber selbst, ob mehr als eine zu Stande kommen werde, weil er bei seiner Kränklichkeit jetzt weniger als sonst arbeiten und verdienen konnte, und sich daher auch mit dem Reisen einschränken mußte. Kurze Ausspannungen kamen auch im Winter vor. So verbrachte er Anfangs Februar mit Knapp ein paar Tage in Kirchheim, wo er namentlich mit Herzogin Henriette längere Unterredungen hatte. Indessen blieben die Brustschmerzen nach wie vor, und Barth machte fort, so gut es eben gehen wollte. Im März hielt er mit Knapp in Stuttgart zwei Sitzungen in der Schulgesangbuchssache, in der sie mit einander 250—300 Lieder durchsahen und sortirten. „Wir hoffen," schreibt Barth, „etwas Tüchtiges zusammen zu bringen, obgleich das Feld noch sehr wenig angebaut ist. Knapp wird nun die einzelnen Lieder revidiren und kastigiren, und sie dann uns zur Revision und Superrevision einsenden. Wenn dann die lückenhaften Fächer durch alte und neue Lieder besetzt sind, dann geht's an Palmer, daß er hinsichtlich der Melodieen das Seinige dabei thue." — Nachdem dieß besorgt war, reiste er wieder zurück nach Calw an den Schreibtisch, wo die Arbeit immer brannte. Da er sich fortwährend keine eigentliche Ruhe gönnte, so war es kein Wunder, wenn es mit der Brust immer schlechter wurde, so daß er nun ernstlich ärztliche Mittel anwenden mußte. Das Predigen konnte er deßhalb doch nicht lassen, wenn es Gelegenheit dazu gab.

In den Predigerkonferenzen des Bezirks, denen er regelmäßig beiwohnte, kam damals der zweite Petri-Brief vor, desses drittes Kapitel ihm immer besonders wichtig war. Er schrieb mir darüber am 19. März nach der Altburger Konferenz: „Wir waren alle darüber einverstanden, daß die hier verkündete Katastrophe auf die Zeit der zweiten Zukunft Christi gesetzt, und von der völligen Vernichtung der Erde wohl unterschieden werden müsse, 1) wegen des ἐπάγγελμα (V. 13.), das sich auf keine andere Stelle beziehen kann, als auf Jesaia 65, wo aber nicht von einem ganz neuen Himmel und ganz neuer Erde die Rede, sondern die nach Röm. 8, 17. und vielen anderen Stellen verklärte Erde, also die alte gemeint ist: denn es sollen ja auf derselben noch Geburten und Todesfälle vorkommen. 2) Wegen des „Wartens und Eilens," was keinen Sinn hätte, wenn von der dritten Zukunft Christi die Rede wäre, welcher das tausendjährige Reich vorhergeht. Das Verbrennen ist also nur als ein theilweises anzusehen, wie ja auch der Artikel fehlt." Ich führe diese Erklärung hier an, weil Barth bei verschiedenen Anlässen die Wichtigkeit jener Auslegung nachdrücklich hervorhob, wie denn seine Ueberzeugung, daß dem tausendjährigen Reiche ein Erdbrand vorausgehen werde, sich namentlich auf diese Stelle gründete.

Im April erhielt er einen Besuch von Dr. Keith, dem bekannten Verfasser der wichtigen Schrift über die Erfüllung der Weissagungen im A. T. Derselbe kam eben von Palästina, war unterwegs in Pesth fünf Monate lang todtkrank gelegen, und wollte nun nach England zurück. Seine Mittheilungen über das gelobte Land waren von großem Interesse für Barth, dessen Augen stets nach dem Morgenlande gerichtet waren. Welche große Vorgänge er gerade jetzt dort erwartete, sieht man aus dem Leitartikel des

Missionsblattes Nr. 1 d. J., in welchem er sich über die Zukunft des Morgenlandes verbreitet. In Jerusalem wurde eben der Grund zur Zionskapelle gelegt, und zwar auf uralten Grundmauern, auf die man beim Graben gestoßen war, und die dem Bauplane völlig entsprachen. Jede Nachricht dieser Art machte dem Zionsfreunde große Freude; er beeilte sich, auch Andern zu verkündigen, daß es mit dem Bau vorwärts gehe.

Eine wichtige Angelegenheit bestimmte ihn, über Ostern dießmal nach Königsfeld zu gehen, wohin ihn Weitbrecht und Groß begleiteten. Er brachte dort vier genußreiche Tage zu und hielt auch einmal auf dem Saale eine kurze Ansprache an die ledigen Schwestern und Anstaltskinder. Diese Reise, von schönem Wetter begünstigt, that ihm so wohl, daß er von da an wieder besser arbeiten konnte und die Nachwirkung davon während des ganzen Sommers zu genießen hatte.

Bald darauf kam er auch einmal wieder zu mir nach Effringen an einem Sonntag, der mir unvergeßlich bleibt. Der Anlaß war dieser. Meine seligen Schwiegereltern hatten ihre älteste Tochter Helene, die im Begriff stand, sich mit Völter in Lichtenstern zu verehlichen, nach Württemberg gebracht, und waren zuerst zu uns auf den Schwarzwald gekommen. Da konnte Barth, der an der Familie Zeller mit besonderer Innigkeit hieng, nicht zurück bleiben. Es war eben Konfirmation, die in Effringen und Schönbronn nacheinander an einem Tag gehalten wurde. Nachdem die Konfirmation im Mutterorte mit vieler Herzensbewegung und nicht ohne Thränen beendigt war, wanderten wir mit einander nach Schönbronn, wo Barth die Predigt übernahm. Wie erstaunt war ich aber, als er die Worte zum Texte wählte: „Weine nicht, siehe, es hat überwunden der Löwe,

der da ist aus dem Geschlecht Juda." (Offenbarung 5, 5.) Er hatte meine Bewegung bei der Einsegnung der Effringer Kinder bemerkt, und da er sich aus vieljähriger Erfahrung ganz in die Empfindungen eines Seelsorgers an diesem Tage hineindenken konnte, so benützte er die Texteswcrte, um im Blick auf die Zukunft der Kinder tröstende und erhebende Worte des Glaubens zu reden, die theils den Eltern, theils dem Seelsorger galten. Ich durfte es da auf wohlthuende Weise erfahren, mit welcher zarten Liebe Barth bei der Verkündigung des Wortes auf spezielle Bedürfnisse einzelner Zuhörer Rücksicht zu nehmen wußte. Zellers Aufenthalt im Lande dauerte etliche Wochen, während welcher wir mit Barth noch zweimal zusammentrafen; denn nach der Hochzeit in Metzingen kam Zeller zur Predigerkonferenz nach Stuttgart, bei der Barth nie fehlte. Hierauf durfte ich die Neuvermählten nach Lichtenstern begleiten, und die Rückkehr von dort wurde so angeordnet, daß wir mit den Eltern zusammen noch einen Besuch in Calw machen konnten. Barth, der sich sehr freute, die lieben Zeller's einmal in seinem Hause zu haben, beherbergte uns alle zusammen und war sehr munter. Als eine heitere Scene schwebt mir vor, wie er seinen ausgebälgten Leoparden, der ihm am Sopha seines Studierzimmers als Fußschemel diente, gegen unseren kleinen Knaben in Bewegung setzte und sich sehr daran ergötzte, als der Kleine, statt zu erschrecken, das Thier bestieg und mit seiner Peitsche traktirte. Am späten Abend hielt Zeller eine Erbauungsstunde in dem anstoßenden Federhaff'schen Hause. Es war ein liebliches Zusammensein der beiden theuren Männer Zeller und Barth. Am andern Morgen eilten die Eltern der Heimat zu; wir konnten sie noch bis Wildberg begleiten, empfiengen dort am Kirchhof ihren Abschiedssegen und stiegen dann unsern Berg hinauf.

Gegen Ende Mai's fieng Barth bereits an vorzuarbeiten, um für die Reise zum Basler Fest freie Hand zu gewinnen. Er schrieb für die Weihnachtsblüthen 1841 „das Rubinenkreuz," und wollte nun in den nächsten 4—5 Wochen nicht blos für seine eigenen Zeitschriften die nöthigen Nummern zum Voraus schreiben, sondern auch neben allem Laufenden für die Christoterpe und den Christbaum seine Beiträge fertigen. Das gelang aber doch nur theilweise, wiewohl er so angestrengt arbeitete, daß zuletzt die Brust wieder zu rumoren anfieng. Unmittelbar vor der Abreise nach Basel rief ihn eine schwere Krankheit seines Engelmann nach Stuttgart; doch konnte er, endlich flott geworden, am 23. Juni die Festreise antreten, begleitet von dem lieben Pfarrer Blumhardt und einem Verwandten aus Segniz. Sie fuhren in Barth's Chaise binnen drei Tagen nach Sizenkirch, wo sie sich in dem Köllnerischen Familienkreis erquickten. In Basel, wo das 25jährige Jubelfest der Missionsgesellschaft gefeiert wurde, trafen sie mit einer ungewöhnlich großen Zahl von Festgästen zusammen. „Vom Nordkap bis zur südlichen Spitze von Europa, bis Neapel, und vom Kaukasischen Gebirge an bis zur Westküste von Afrika erstreckte sich der Kreis, aus welchem sie herkamen, um von den großen Thaten Gottes zu zeugen und zu hören." Daß unter den Zeugen auch die beiden Möttlinger Pfarrer ihre Stimmen erhoben, versteht sich von selbst. Da Barth vernahm, daß sein geliebter Bruder, Passavant, Missionar der Brüdergemeinde, der 1839 von Surinam zurückgekehrt war, in Königsfeld angekommen sei, so schlug er den Rückweg über Königsfeld ein und verweilte dort anderthalb Tage; denn einen solchen Anlaß, das Neueste von einem der Brüdermissionsplätze zu hören, wollte er nicht unbenützt lassen.

In den folgenden Wochen war er viel zusammen mit W. Hofacker, der das Bad in Liebenzell benützte, und mit Bruder Zaremba, der unlängst von einer schweren Krankheit erstanden war. Für Ende August hatte er bereits wieder einen Reiseplan gefaßt, mußte aber bei dem Andrang von Besuchen alle seine Zeit zu Rathe halten, um die projektirten Arbeiten auszuführen. Für die Christoterpe lieferte er dießmal die Erzählung „Dienst und Gegendienst" nach amerikanischen Quellen. Eben damit beschäftigt, vernahm er den frühen Heimgang des ihm sehr theuren Pfarrers Hager in Mühlhausen. Mit einem großen Kreise theilnehmender Brüder wohnte er seinem Begräbnisse bei, und bewahrte diesem treuen Zeugen der Wahrheit lebenslänglich ein herzliches Liebesgedächtniß. Nun gieng es an die „Seefeder," mit welcher er, weil alles Ding nur eine Weile schön sei, die Reihe der für die Basler Kinder geschriebenen Feder- und Väter-Büchlein schloß. In der Vorrede sagte er, indem er von seinen kleinen Lesern in Basel Abschied nahm: „An christlichen Kinderschriften wird's ja Euch in Zukunft nicht fehlen, wenn ich auch keine mehr schreiben sollte, was ich noch nicht versprechen kann. Ich habe freilich schon oft gedacht: „Was hilft das viel Schreiben!" Die Kinder lesen's einmal zum Zeitvertreib, und vergessen's dann wieder. Und zum Zeitvertreib Anderer zu arbeiten, wenn man selber so wenig Zeit übrig hat, das ist eine Sache, die man einem nicht zumuthen kann. Dann sagen aber wieder manche Eltern und Lehrer, ich solle nur nicht müde werden, es bleibe doch hie und da etwas in den Herzen hängen, wie die Wolle an den Dornbüschen, wann die Schafe hindurchziehen. Und so hab ich denn bisher fortgemacht und werde auch fernerhin fortfahren, für Euch zu arbeiten, wenn auch nicht gerade an Feder- und Väter-

Büchlein, doch an Kinderbüchlein. Ihr aber, Kinder, lebet wohl, d. h. lebet so, daß Lernen Eure Freude, Arbeiten Eure Speise, und Christus Euer Alles ist. Dann darf ich hoffen, Euch Allen einmal dort zu begegnen, wo alle die Väter, von denen Euch meine Feder erzählt hat, auf uns warten."

Gleichzeitig mit diesem Büchlein hatte er einen Artikel für den „Christbaum" unter den Händen. Das Pensum war für die unruhige Woche, in die es fiel, beinahe zu groß; doch kam's am Ende zu Stande. „Meine Hand ist aber auch so müd, daß ich kaum noch die Feder halten kann," schreibt er am Schlusse der Woche.

Die Reise, um die es sich handelte, war durch Usteri-Geßner in Zürich veranlaßt, mit dem B. auf dem Basler Fest zusammen traf. Es galt das Missionsfest in Zürich und die Anstaltsfeste auf dem Freienstein und in Buch, zu denen Barth mit mir zu kommen versprach. Wir fuhren in Barths Chaise über Tuttlingen, wo wir bei seinem Jugendfreunde Helfer Christian herbergten, zunächst nach Schaffhausen. Unterwegs beschäftigte uns die neu erschienene Vertheidigungsschrift des dortigen Antistes Hurter, der sich von dem Verdachte der Hinneigung zur katholischen Kirche zu reinigen suchte, zu der er bekanntlich hernach förmlich übertrat. Wie trafen die Gläubigen in Schaffhausen über dieses Aergerniß in der Kirche sehr betrübt und bange, da man bei dem großen Anhang, den Hurter hatte, noch nicht wissen konnte, wie es zuletzt auslaufen würde. In Zürich, wo wir am 29. August eintrafen, war ein anderer ernster Glaubenskampf, — der gegen David Strauß —, jüngst glücklich überstanden worden, aber Tieferblickende verbargen sich nicht, daß der eigentliche Kampf der Geister nun erst recht entbrennen werde. „Wir

erfahren es täglich, daß wir es mit einem entschlossenen Feinde zu thun haben, der immer bitterer und wüthender wird, und der innere Sieg bleibt uns erst noch zu erringen übrig, nachdem der äußere Kampf zum Siege der Gläubigen entschieden ist." So äußerte sich ein hochgestellter Mann. Andere bezeugten es, daß sie in den Kampfesstunden die Fürbitte der Gläubigen an andern Orten deutlich empfunden, und baten dringend um Fortsetzung derselben. Zu der Bibel- und Missions-Feier, die am 31. August zu St. Peter gehalten wurde, fand sich keine große Versammlung ein, ungeachtet die Zahl der Theilnehmer gegen frühere Jahre im Steigen begriffen war. Der ehrwürdige Alt-Antistes Geßner eröffnete die Feier mit einem kraftvollen Zeugniß von der unbestreitbaren Göttlichkeit der heiligen Schrift. Unter den Rednern war auch Hoffmann von Basel, der von dem Zustand des weiblichen Geschlechtes in Indien ein schreckliches Bild entwarf und die christlichen Frauen und Jungfrauen ermahnte, nach dem Vorbilde englischer Jüngerinnen zur Rettung dieser Armen mitzuwirken. Nach ihm gab Barth einen kurzen Ueberblick über den Stand der Mission in mehreren Heidengebieten. Tiefer ist mir der Eindruck der Rede geblieben, die er Tags darauf auf dem Freienstein hielt, wo eine große Menge von Festgästen zusammen geströmt war, um der Jahresfeier der dort eben aufblühenden christlichen Rettungsanstalt für arme Kinder beizuwohnen. Wohl tausend Gäste saßen unter den Bäumen vor dem geschmückten Haus und horchten begierig. Barth begann: „Der Einladung, an dieser Stätte zu reden, folge ich, ein Württemberger, um so lieber, weil mein Vaterland eine gewisse Schuld an diesen Kanton abzutragen hat, die ich in meinem Theile abtragen möchte. (Dieß im Blick auf Strauß, den Württemberger.) Indessen will ich nicht als

ein Württemberger zu euch reden, sondern als ein Eidgenosse des ewigen Bundes. Dazu erlaube ich mir aus den Urkunden des Bundes Etwas vorzulesen." Er las Haggai 1, 7—11. und 2, 16—20., und nahm daraus folgenden Gedanken: „Schauet, wie es euch gehet. Von dem Tage an, da ihr an dem Tempel des Herrn bauet, wird er euch Segen geben. Wenn ihr für die Beförderung des Reiches Gottes unter den Heiden und für die Rettung armer Kinder arbeitet und wirket, so wird das, was ihr also in die Ferne ausfließen lasset, als ein befruchtender Thau auf euer Land zurückfallen."

Noch größer als auf dem Freienstein war die Zahl der Festgäste in Buch, am 3. September, wo man auf dem Kirchhofe versammelt war. Etwas Außerordentliches war es an diesem Tage, Spleiß reden zu hören. Die zuversichtliche Sprache des Glaubens, die er führte, erhob um so mehr, je bänglicher man den Druck der schweren Wolke fühlte, die in der damaligen Kirchennoth über Schaffhausen gelagert war. Er handelte nach Psalm 89, 14—16. von den drei großmächtigen Tugenden Gottes, Seiner Macht, Seiner Gerechtigkeit und Seiner Gnade, 1) wie sie in Ihm sind und stehen, 2) daß und wie sich ihr Abglanz gestalte in Seinem Bundesvolke. Ich kann die Energie, mit der er redete, niemals vergessen, besonders durchdringend war eine Stelle, wo er nach V. 15. des Psalms davon sprach, daß Gott Seinen Stuhl mit einem Gericht befestigt habe, und daß der gewaltige Geist, der aus dem Himmel gestürzt wurde, Ihm denselben nicht wankend gemacht habe. „Die sich wider Ihn setzen" sagte er „die treiben es Alle nur bis auf einen gewissen Punkt, den die Alles durchdringende Weisheit Gottes kennt und Seine Alles überwindende Macht bestimmt. Dann heißt es: Bis hieher und nicht

weiter! Dann bricht es los. Wenn einmal der Zeitpunkt des göttlichen Gerichtes kommt, dann ist kein Aufenthalt mehr. Wer weiter wissen will, wie sich Gottes Gerechtigkeit erweist an denen, die Ihm angehören, der lese Hebr. 12.“ Am Schlusse kam der Redner noch darauf zu sprechen, daß die Leiter der Anstalt die Tugenden Gottes auch in ihre Kinder zu bringen suchen, daß auch sie Denkmäler Seiner Macht, Seiner Gerechtigkeit und Seiner Gnade werden. Er hatte noch nicht geendet, als ein starker Regen seine Rede unterbrach, so daß sich die Versammlung auf vier verschiedene Orte vertheilen mußte. An Rednern fehlte es nicht. Barth folgte den Kindern in die Schule und sprach mit ihnen über die drei Fragen: „Habt ihr ein Gedächtniß? habt ihr ein Herz? habt ihr einen Willen?“ — Bei der Nachmittagsversammlung wurde ihm der Schluß übertragen, den er kurz machte. Weil nun doch genug geredet sei, so ermahnte er, das Ueberfließende den Armen zufließen zu lassen, wozu Gelegenheit da sei. „Sie geht aber vorüber,“ sprach er, „und was nicht vorüber geht, an dem gehen wir vorüber. Denn wir sind vorübergehende Leute. Wir müssen unsere Zeit benützen. Eine kurze Zeit, und wir sind nicht mehr da. Wer da weiß, was in der Welt vorgeht, hat noch einen stärkeren Beweggrund, die Gelegenheit zu benützen. Es ließe sich denken, daß bald aller unserer derartigen Wirksamkeit ein Riegel vorgeschoben würde. Wer Augen hat in diese Zeit hinein, und weiß, welche großen Entscheidungen und Bewegungen vorgehen, der hält es nicht für unmöglich, daß bald eine Zeit eintreten könnte, wo die, welche für das Reich Christi arbeiten möchten, sich die Hände gebunden sehen. Es kommt die Zeit und es sind schon Anzeichen da, daß sie bald kommt, wo die Christen für Jesum nicht mehr arbeiten, sondern nur leiden

werden, wo diese Häuser werden geschlossen werden, wo Alles, was für Christum geschehen ist, wird wie vernichtet sein. Darum sollen wir unsere Zeit benützen mit einer ernstlichen Wirksamkeit, daß wir heute thun, was uns der Herr anweist.“

Nachdem wir noch das neue Anstaltsgebäude „Friedeck“ beschaut hatten, das in jenem Jahre dort an der Schweizergrenze, im Angesicht der vaterländischen Veste Hohentwiel emporstieg, eilten wir wieder der Heimat zu, hocherfreut über den reichen Segen, den wir in der Gemeinschaft der Schweizer Brüder empfangen.

Zu Hause wartete auf Barth die Ausarbeitung einer Weihnachtsschrift für die Stuttgarter Serie, zu der das Manuscript bis Ende Septembers fertig sein mußte. Ihr Titel: „Der Negerknabe Cuff“ ließ einen Stoff aus dem Missionsgebiet erwarten; aber weit gefehlt! Der Verfasser bewegte sich ganz in der vaterländischen Christenheit und machte sich's dießmal zur Aufgabe, die jammervollen Folgen zu beschreiben, die eine religionslose Erziehung für Kinder und Eltern hat. So ernst das Thema ist, so unterhaltend ist die Einkleidung. Der Leser wird bis über die Mitte des Büchleins in einer Spannung erhalten, die sich im Hauptwendepunkte auf eine anziehende Weise löst, so daß er, befriedigt von der psychologischen Wahrheit der Schilderung in den entscheidenden Momenten, das Unwahrscheinliche der Erfindung im Ganzen gern übersieht. Ein christliches Gemüth fühlt sich überdieß sehr angesprochen durch die Lebensführung des Helden der Geschichte, so fern darin als zweites Thema die tröstliche Erfahrung zur Anschauung gebracht wird, daß Samenkörner der Wahrheit zur Gottseligkeit, in das zarte Kinderherz ausgestreut, durch die Fürsorge Gottes oft gerade da am kräftigsten aufkeimen

und fortwachsen, wo keine Menschenhand sie pflegt und kein Menschenauge sie suchte.

Das Gefühl der Einsamkeit, von dem Barth nach der Rückkehr von seinen Reisen nicht selten angewandelt wurde, sollte ihm dießmal erspart bleiben. Eine Reihe von wohlthuenden längeren Besuchen besonders geliebter Freunde erheiterte ihn bis zum Anbruch des Winters. Auch für diesen wurde ihm ein genußreicher Umgang zu Theil. Fjellstedt war mit seiner Familie von Smyrna zurückgekehrt und nahm vorerst seinen Wohnsitz in Calw. Im September und Oktober war Zaremba um den Weg; auch der vielgeliebte Bruder Weiz von Königsfeld traf im Oktober ein. Ueberdieß aber brachte Barths trautester Jugendfreund, Ch. Engelmann, etliche Wochen bei ihm zu, um sich von der schweren Krankheit der Sommermonate in der stärkenden Schwarzwaldluft zu erholen. Er blieb jedoch geschwächt, und dieser Besuch bei seinem Freund Barth war der letzte. — Ein paar Tage, an denen Barth's Haus besonders belebt war, schildert er am 26. September: „Am Donnerstag Mittag kamen Riis (von Afrika) mit seiner Frau und Lösch (von Indien) hier an. Ich sandte sogleich einen Expressen nach Altburg, um es den Zaremba wissen zu lassen; der war aber mit Bezner auf ein entferntes Filial gegangen, konnte also nicht alsbald kommen. Fjellstedts kamen, und wir brachten den Nachmittag unter interessanten Mittheilungen von Riis und Lösch zu. Gestern früh kam Zaremba mit Bezner im eitlen Regen. Daß wir den Tag über keine Langeweile bekamen, kannst du dir denken. Einen Polen, einen Schweden, zwei Dänen, einen Sachsen und mehrere Schwaben über Tisch zu haben, passirt einem auch nicht alle Tage, ebensowenig als das Zusammentreffen von Missionaren aus Kaukasien, Canara, Smyrna und Guinea. Heute sind die Gäste über

Stammheim nach Möttlingen abgereist. Morgen komme ich mit Zaremba und Fjellstedts nach, predige in Möttlingen, weil Blumhardt nach Mühlhausen muß, und Nachmittags 2 Uhr ist Missionsstunde, in welcher alle vier Missionare reden sollen. Am Montag reisen sie nach Stuttgart, und bleiben zur Conferenz, welche auch durch die Anwesenheit Tholucks, Klings und Roths aus Nürnberg interessant werden wird."

Fjellstedts mehrmonatlichen Aufenthalt in Calw benützte Barth zur Uebung im Englischen. So vertraut er schon längst mit der Sprache war und so viel er englisch las, so fehlte es ihm doch an der Uebung im Sprechen; dieser aber bedurfte er, wenn er, was er längst vor hatte, in Angelegenheiten des Verlagsvereins nach England reisen und für diesen dort Freunde gewinnen wollte. So wurde also im anbrechenden Winter für eine Reise nach England vorgearbeitet.

Einen tüchtigen Mitarbeiter für den Verein führte der Herr gegen Ende des Jahres in seine Nachbarschaft durch die Ernennung des C. G. Weitbrecht, eines Bruders seines Agenten und des seligen Missionars J. J. Weitbrecht in Indien, der früher Lehrer im Missionshaus in Basel gewesen war, zum Pfarrer in Neuhengstett. Er war durch seine gründlichen theologischen Kenntnisse ganz dazu ausgerüstet, wichtige Arbeiten für den Verein zu übernehmen, und hat in der Folge sehr Bedeutendes für denselben geleistet. — Ueber den Stand und Gang der Vereinssache äußert sich Barth gegen Freund Schmauck in Amerika am 28. Oktober also: „Mit dem Schulgesangbuch geht es nicht so rasch vorwärts, wie ich es gern hätte. Die biblischen Bilder sind immer noch nicht fertig; auch habe ich von der Traktatgesellschaft in London noch keine entscheidende Ant-

wort, ob sie an diesem Unternehmen Theil nehmen wird oder nicht. Von unserer biblischen Geschichte ist die 28. Auflage gedruckt und es sind nun im Ganzen 140,000 Exemplare derselben verbreitet, diejenigen nicht gerechnet, welche für Oestreich und Ungarn besonders gedruckt wurden. Auch die ungarische Uebersetzung ist nun stereotypirt. Eine böhmische ist unter der Presse und eine serbische und bengalische in Arbeit. Die tamilische ist gedruckt. Von der Kirchen- und Welt-Geschichte sind arabische und türkische Uebersetzungen im Werke. — In Europa und Asien siehts kriegerisch aus, und wer weiß, wie lange man noch so wirken kann, wie bisher! Darum muß man die Stunden auskaufen!"

Barth war um diese Zeit in Folge seiner ausgebreiteten Wirksamkeit zu einem ungewöhnlichen Ansehen in den christlichen Kreisen des Vaterlands und hie und da auch des Auslands gelangt. Sein weiter Blick, sein richtiger Takt, seine seltene Thatkraft machten, daß ihm von vielen Seiten das Primat willig zuerkannt wurde. Es gab aber auch Leute, die wegen der Ehre, die ihm zu Theil ward, für ihn besorgt waren und ihn vor Ueberhebung warnen zu müssen glaubten, um so mehr als er häufig mit auffallender Bestimmtheit und Zuversichtlichkeit aufzutreten, anzuordnen, zu urtheilen und zu entscheiden pflegte. Ich selbst äußerte mich bei gegebenem Anlaß darüber etwas bedenklich gegen ihn. Darauf schrieb er: „Daß manche Leute und auch du der Meinung sind, ich stehe in Gefahr mich des vielen Lobes zu überheben, kann ich schon begreifen. Ich aber kenne meine Armuth und Schwäche gar zu gut, um mich im Menschenlob zu bespiegeln, und denke jedesmal: ja wenn ihrs wüßtet! N. N. sagte mir einmal, mehrere Brüder hätten geäußert, ich sei ein vornehmer Herr geworden, und gab zu verstehen, daß er auch nicht fern von dieser Ansicht sei.

Wenn ich mit Bestimmtheit aufzutreten und zu urtheilen pflege, so hat das seinen Grund in meiner festen Ueberzeugung von der Richtigkeit meines Glaubens; und wenn ich hie und da bei „Anordnungen" mich rascher als Andere benehme, so kommt das von meinem Widerwillen gegen das Umständliche, Zögernde u. dgl. her. Am rechten Ort weiß ich bescheiden zu sein, wo es persönliche Ansprüche betrifft; aber Demuth bin ich nur meinem Gott schuldig; und meiner festen, wohlüberlegten und gegründeten Erkenntniß, die Er mir aus Gnaden verliehen hat, einen entschiedenen Ausdruck zu geben, sehe ich als Pflicht an. Der Herr aber ist es, der mich richtet, und Er thut es wahrhaftig schmerzlich genug. Menschenlob achte ich nicht; und auch von meinem Loos an jenem Tage habe ich keine anderen Gedanken, als daß ich hoffe aus Erbarmen selig zu werden, und gerne mit dem untersten Plätzchen im Himmel vorlieb nehmen will. Das ist volle Wahrheit." (2. Dezember.) — An einen warnenden Freund im Ausland schrieb er um jene Zeit: „Die Demüthigungen, welche mir mein verkehrtes Herz täglich auferlegt, und die schmerzlichen Züchtigungen, welche ich von der Hand des Herrn zu erfahren habe, kennen Sie natürlich nicht; ich kann Ihnen aber vor dem Auge des Allwissenden die Versicherung geben, daß sie ein mehr als hinlängliches Gegengewicht gegen alle Einbildung, zu der ich etwa durch Menschenlob verleitet werden könnte, gewähren, und daß ich mir selbst täglich mehr als der größte unter allen Sündern erscheine. Selbst in den Augenblicken, wo ich mit der größten Parrhesie, die ich dem Wort der Wahrheit schuldig bin, von diesem öffentlich zeuge, drückt mich die Last meiner innern Sündhaftigkeit centnerschwer darnieder; und ich würde es nie wagen, öffentlich als Zeuge der Wahrheit aufzutreten, wenn ich es nicht meinem Herrn schuldig

zu sein glaubte. Das Urtheil der Menschen aber ist mir an und für sich so gleichgiltig, daß es mir sogar einerlei wäre, ob Sie den obigen Versicherungen Glauben schenken, müßte ich es nicht darum wünschen, von den Glaubigen anerkannt zu werden, um nicht meine Wirksamkeit für das Reich Gottes gelähmt zu sehen. Der Herr kennt mich und Er weiß, daß ich nichts vor Ihm tauge, und daß ich nur aus freiem Erbarmen zu retten bin; Er weiß aber auch, daß die Gefahr für mich nicht auf der Seite der geistlichen Selbstüberhebung liegt. Beten Sie für mich, daß ich Ihm treuer werde!"

1841.

Barth war ins neue Jahr mit dem Eindruck eingetreten, daß im Völkerleben große und gewaltsame Entwicklungen in naher Zukunft zu erwarten seien, mit denen leicht auch eine Hemmung und Unterbrechung der bisherigen Thätigkeit für die Ausbreitung des Reiches Gottes eintreten dürfte. Er konnte sagen: „Freilich thun dem Fleisch solche Aussichten nicht wohl und auch dem Reiche Gottes möchte man noch eine längere Ruhezeit zur Arbeit wünschen; aber Sein Wille muß geschehen und wir müssen uns denselben gefallen lassen." (5. Januar.) Oder er äußerte bei einem vorkommenden Todesfall: „Gottlob für Jedes, das selig vollendet hat! Wollte Gott, ich wäre auch schon drüben! Denn das, was wir in den nächsten Jahren zu gewarten haben, macht mir oft Grauen. Wie glücklich sind die, welche überwunden haben." (16. Januar.) Er sah jedoch in solchen Erwartungen nur einen Antrieb, die noch übrige Ruhezeit um so eifriger zur Arbeit zu benützen und keine Gelegenheit zu

versäumen, vor Einbruch der Nacht das Licht in die finsteren Länder hinauszusenden; und unter der Christenheit vom Kommen des Herrn zu zeugen, so lange man noch zeugen dürfe.

Er hatte eine neue Arbeit in Angriff genommen. Da er für die seit Jahren gewünschte kleine Weltgeschichte für das Volk, ungeachtet aller Bemühungen, den rechten Mann nicht hatte finden können, so machte er sich selber daran, und benützte dazu alle Zeit, die er zu erübrigen vermochte. Er fand es aber schwer, aus der Menge von Stoff das Nöthigste herauszulesen. Ob er gleich täglich daran fort arbeitete, so gieng es doch „unaussprechlich langsam," so daß er bis Ende Januar erst 24 Seiten fertig gebracht hatte. Bei allem guten Willen und Muth, den er mit jeder Woche wieder aufs Neue faßte, überzeugte er sich zuletzt, daß es durchaus nicht gehe. Er hätte alle übrige Arbeit auf die Nachmittage verlegen müssen und das war für seine geschwächte Kraft zu viel. Er schreibt endlich (13. Febr.): „Als ich die Kirchengeschichte und die größere Weltgeschichte schrieb, da konnte ich mir noch vornehmen, sie auf einen gewissen Tag fertig zu bringen, und es gelang. Aber jetzt bin ich ein Invalid, dem Brust und Kreuz Schranken setzen. Ich habe daher Blumhardt gebeten, mir die Arbeit abzunehmen, und er hat heute mit Freuden eingewilligt. Ich bin darüber wie neu geboren."

Mit dem Verlagsverein wollte es nicht nach Wunsch vorwärts gehen. Mehr als Eine Unternehmung, die im Plane lag, wollte wegen Langsamkeit der Mitarbeiter zu keinem Ergebniß gelangen. Der Gedanke, 50 Bilder zur biblischen Geschichte mit Text für Gebildete ausgehen zu lassen, mußte, so leid es Barth that, ganz aufgegeben werden, weil der Zeichner nach Verfluß von zwei Jahren nicht einmal die Hälfte fertig gebracht hatte. Ueberdieß stellte es

sich beim Abschluß der Jahresrechnung heraus, daß der Verein um 800 fl. zurück gekommen war, was mitunter auch darin seinen Grund haben mochte, daß nichts Neues erschienen war. Man beschloß daher, daß Barth einmal nach England gehen sollte, hauptsächlich um neue Freunde für den Verein zu gewinnen. Nachdem die Weltgeschichte von Blumhardt übernommen war, konnte Barth um so eher für zwei Monate abkommen. Gleichzeitig hatte Fjellstedt vor, nach London zu reisen, um dort sein türkisches Uebersetzungsgeschäft fortzusetzen. Auch Hoffmann wollte den Maifesten in London beiwohnen. Da sich B. an diese Brüder anschließen konnte, und hoffen durfte, in ihrer Begleitung leichter fortzukommen, so entschloß er sich um so eher zu dieser Reise, die ihm sonst in manchem Betracht schwer fiel, so dringend nöthig sie ihm selbst erschien.

Es mußte nun für die Reise vorgearbeitet werden. Da auch die Weihnachtsblüthen ihren Beitrag noch vorher erhalten sollten, schrieb Barth den „Bernhardskrebs," und machte sich dann an die Zeitschriften. Eben in dieser Arbeit begriffen wurde er von einem überaus schmerzlichen Schlage betroffen, indem sein geliebter Christian Engelmann am 13. März durch einen Hirnschlag schnell in die Ewigkeit abgerufen wurde. Er eilte nach Stuttgart zu seiner Beerdigung und schrieb hernach: „Seit meinem letzten habe ich schwere Zeit gehabt, und es ist mir wie ein Traum, daß ich's fast nicht glauben kann. An dem l. Engelmann ist mir mehr als ein Bruder gestorben, derjenige unter meinen Verwandten, der mir am nächsten stand dem Herzen nach. Stuttgart hat nun wenig Reiz mehr für mich, um so mehr der Gedanke, daß ich über kurz oder lange auch folgen darf. Für jetzt aber muß ich noch im Karren bleiben und will auch gern daran ziehen, bis ein Rad bricht."

Um diese Zeit war Missionar Schauffler mit seiner Familie im Lande, und wirkte durch seine vorzügliche Erweckungsgabe sehr anregend unter den Gläubigen. Er kam auch auf einige Tage nach Calw und Barth hatte an ihm, als einem gewaltigen Zeugen Christi, seine besondere Freude. Während Schauffler bei den um Barth versammelten Predigern starke Eindrücke erweckte, hatte seine Gattin, als Agentin eines amerikanischen Müttervereins, in einem andern Zimmer gleichzeitig anregende Unterredungen mit den Frauen, an welche sich gemeinsame Gebete für die Mütter und Kinder anschloßen. Sie trug darauf an, Müttervereine im Lande einzuleiten, und ihre Arbeit, die aus dem Geist der Liebe Christi hervorgieng, blieb auch nicht ganz ohne Frucht, wenn sich gleich ein Verein, wie er in Amerika schon bestand, auf den vaterländischen Boden nicht verpflanzen ließ.

Die Osterzeit brachte Barth in Stuttgart zu, revidirte sodann einige seiner Kinderschriften für den vierten Band der Gesammtausgabe und suchte vor der Abreise die Correspondenz noch zu beseitigen, was ihm nicht mehr völlig gelang.

Am 16. April brach er mit Fjellstedts nach England auf. „Ich gehe blind hinein," sagte er, „und weiß nur das, daß mich der Herr führen wird." Er führte ihn auch von Station zu Station in freundlichster Weise. Nachdem er in Mannheim mit Hoffmann zusammengetroffen, hielten beide mit Fjellstedt und Zaremba eine Missionsconferenz in Heidelberg, verweilten dann kürzer oder länger in Neuwied, Elberfeld, Düsselthal und Rotterdam, und überall fanden sie sich bald umringt von theuren Freunden und Mitarbeitern. Die Ueberfahrt nach England gieng rasch von Statten, und Barth fand sich in London, das er 29. April

erreichte, bald zurecht, da er durch Beschreibungen und Abbildungen mit Vielem schon bekannt war. Sein Agent C. Young in Islington hatte für ihn und Hoffmann ein Logis in seiner Nähe besorgt; auch traf er sogleich mit alten Missionaren wie Jetter, Kißling, Isenberg, Lösch zusammen; die Basler Zöglinge im Missionshaus stellten sich ebenfalls ein, und so fehlte es auch nicht an guten Wegweisern, wo diese in der Riesenstadt etwa nothwendig wurden. Einer seiner ersten Gänge war zu Dr. Steinkopf, der ihn zuerst zu Coates, dem Sekretär der kirchlichen Missionsgesellschaft, und dann in das Haus der Traktatgesellschaft führte, wo Barth sehr freundlich aufgenommen und alsbald zum Sprechen am Jahresfest aufgefordert wurde. Gleich den ersten Samstag benützte er zu einem Besuche in Palestine Place, um das jüdische Proselyten-Institut kennen zu lernen, das ihn als Israels-Freund vorzüglich ansprach. Tags darauf predigte er für Steinkopf, so klein auch die Versammlung war, mit Freudigkeit, über Hebräer 1, 10—13. Ein heftiges Gewitter mit furchtbarem Schlagregen, das während der Predigt ausbrach, wußte er zur Erläuterung seines Textes zu benützen.

Am 3. Mai wurde die Reihe der Jahresfeste*) von der Wesleyanischen Gesellschaft eröffnet. Das fürchterliche Klatschen und Lärmen, mit welchem die Versammlung hin und wieder ihren Beifall an den Tag legte, hatte sich Barth, so oft er schon davon gehört, so stark, als er es hier traf, doch nicht gedacht. Auf der andern Seite hebt er hervor, wie man allen Rednern wohl angemerkt habe, daß das öffentliche Sprechen in diesem Lande zur Lebensaufgabe jedes gebildeten Mannes gehöre. „Da war nichts von der

*) Ihre Beschreibung s. Calwerblatt 1841.

Verlegenheit zu sehen, die bei uns in solchen Fällen auch gebildetere Männer blicken lassen; und namentlich die körperliche Beredtsamkeit war bei einigen bis zur höchsten Entwicklung gekommen, während dagegen nicht ein Einziger richtig deklamirte." — Für die kirchliche Missionsgesellschaft wurde Abends die Festpredigt gehalten, der er mit Interesse beiwohnte. Tags darauf war das Fest selbst, dem das Frühstück mit ungefähr 100 Predigern, „recht lieb aussehenden Leuten" vorangieng, bei welchem sich unsere Reisenden lebhaft an den Stuttgarter Predigerkonferenztisch versetzt sahen; dann Prayermeeting, hierauf die Versammlung selbst, in welcher unter den Rednern besonders Baptist Noël hervorragte. In der Abendversammlung hatte Barth selbst zu sprechen. Am Schlusse seiner kurzen Rede, in welcher er auf Grund seiner vieljährigen Thätigkeit für die Missionssache seine Theilnahme an den Bestrebungen der Gesellschaft und seine Wünsche für sie ausdrückte, sprach er folgende, mit Heiterkeit aufgenommenen Worte: „I am a Highchurchman, that is to say, I hope to become a member of the highest of all churches, of the Jerusalem, which is above; and I hope, all of us are on the road to this heavenly Jerusalem. May the Lord grant us the blessing, to spread the good seed at the right and at the left of our way, till we have reached our heavenly home!" ꝛc.

Bei dem darauffolgenden Feste der Bibelgesellschaft hatte er wieder seine besondere Freude an Baptist Noël, den er bei seiner reinen und klaren Aussprache allein gut verstand. Eine Probe irischer Lebhaftigkeit aber fand er an dem bekannten Robert Daly, von dem man bei seiner alle Glieder in Bewegung setzenden Aktion sagen könnte, „daß er alle seine Truppen auf einmal in's Treffen (action) führte." — Wir übergehen die Versammlungen der Judengesellschaft,

in denen sich Barth durch die überkirchliche Richtung abgestoßen fühlte.*)

Fortwährende Brustschmerzen machten das tägliche stundenlange Sitzen zu einer mühseligen Aufgabe; aber es half nichts, denn nun erst kam für Barth das Fest derjenigen Gesellschaft, welcher der Zweck seiner Reise in erster Linie galt. In der Versammlung der Religious Tract Society durfte er am wenigsten fehlen; denn diese war es, die ihm bei seinen Unternehmungen vorzüglich behilflich gewesen war. Indem er ihr öffentlich seinen Dank aussprach, gab er zugleich eine Uebersicht über die bisherigen Leistungen des Vereins und das, was er selbst für die Traktatsache schon früher gethan. Es war eine einfache, liebliche Rede, bei der er davon ausgieng, daß er schon in seinen Kinderjahren den ersten Versuch gemacht habe, eine biblische Geschichte

*) Interessant ist die Schilderung von zwei ausgezeichneten Rednern, die er später bei dem Feste der Protestant Association hörte: „Dr. Cook, ein Presbyterianischer Prediger, wurde mit rauschendem Beifall empfangen und sprach eine Stunde lang mit solcher Beredtsamkeit über das Papstthum und die Gefahr von demselben, daß man den kurzen Bericht, der vorher erstattet worden war, ganz darüber vergaß und es für unmöglich hielt, einen solchen Redner durch einen noch mächtigeren übertroffen zu sehen. Witz und Geist und Scharfsinn und Spott und Macht der Rede wurden im Ueberfluß aufgeboten. Dennoch, als nach ihm Dr. Mac Neil von Liverpool unter ungeheurem Applaus auftrat und mehr als eine Stunde lang redete, wurde auch der treffliche Cook in den Hintergrund gedrückt und verdunkelt. Alles, was wir bisher gehört hatten, ließ er hinter sich; er ist in der That der mächtigste, ausgezeichnetste Redner, den ich je gesehen und gehört. Der Gang seiner Rede schloß sich an eine Stelle in den 39 Artikeln an: »The pope has no jurisdiction in the realm of England.« Er wies nach, wie wenig bisher auf diese Stelle geachtet worden sei, zeigte aus gedruckten Aktenstücken, daß alle Höfe, sogar Oestreich, Spanien und Frankreich ein Gesetz haben, keine Bulle, kein Ausschreiben des Papstes im Lande publiciren zu lassen, ohne es vorher zu untersuchen, und daß nur in England keine solche Vorsichtsmaßregel beobachtet werde, und kein solches Gesetz existire."

zu schreiben. Am Schluße ermuthigte er die Freunde, den guten Samen auch ferner getrost auszustreuen; kein Körnlein gehe verloren. Haben sich ja doch jene Waizenkörner, die man bei einer ägyptischen Mumie gefunden, nach 3000 Jahren noch keimfähig erwiesen und Früchte getragen! — Nachdem er am Sonntag darauf wieder für Steinkopf gepredigt hatte, erhielt er Abends eine Aufforderung, am folgenden Tage bei dem Jahresfest der British and Foreign School-Society einen Vortrag zu halten. Er konnte das nicht wohl ablehnen, so wenig er auch Freudigkeit zum Englischreden fühlte, da dieß die einzige Gelegenheit war, um vielleicht noch einige Theilnahme für den Verlagsverein zu erwecken. Er arbeitete daher unter fühlbarem Beistand des Herrn eine Rede aus, und fuhr, sobald er damit fertig war, nach Exeterhall, wo er im Kommitteezimmer dem William Allen und Robert Forster, zwei Quäkern, vorgestellt wurde, die an dieser Gesellschaft lebhaften Antheil nahmen. Lord J. Russell, der Kolonialminister, präsidirte. Ein ganz anderes Publikum war da, als Barth bisher gesehen. Er hatte die erste Resolution zu unterstützen und las seine Rede unter wiederholtem, zuweilen stürmischem Beifallklatschen. Er setzte die Verwandtschaft der Zwecke des Calwer Vereins mit denen der englischen Gesellschaft auseinander und gab Nachricht über die Erfolge des ersteren, „die noch größer wären, wenn die Mittel nicht fehlten." Er fuhr fort: „Man sagt, die Reformation sei vor 300 Jahren erfolgt; aber ich sage, die Reformation ist noch lange nicht vollendet. Die Lehre und die Verfassung der Kirche sind wirklich reformirt worden; aber die Glieder der Kirche, das christliche Volk, die praktischen Grundsätze, die Schulen und Familien haben noch keine vollkommene Reformation erfahren. Und gerade hier bedürfen wir aufs dringendste eine gründliche, ja eine radikale Reform. Mich dünkt, wir werden nie zu unserem

Ziele gelangen, wenn wir die Reform von Oben anfangen; von Unten müssen wir beginnen. Da sind die Grundpfeiler des Nationalglücks aufzusuchen. Wir sind bemüht, die Fortschritte der Wissenschaft, der Gewerbe, der Künste, der politischen Verfassung so weit als möglich zu heben; wir bauen an dem babylonischen Thurme eines möglichst raschen Verkehrs zwischen Städten und Ländern; aber während wir auf dem höchsten Gipfel dieser Bestrebungen eine glückliche Zukunft erwarten, rauscht indessen die Fluth des Verderbens wachsend unter unsern Füßen und spült einen Stein nach dem andern an den Grundlagen des öffentlichen Wohls hinweg. Dort unten an der Basis des Gemeinwohls ist unsere Hilfe von Nöthen; dort müssen wir dafür sorgen, daß nicht das ganze Gebäude unterhöhlt werde. Hamlet's Worte: „there are more things in heaven and earth, than are dreamt of in our philosophy," mögen hier ihre richtige Anwendung finden. Während so viele unserer Philosophen, Gelehrten und Staatsmänner sich in abstrakten Systemen und Theorien ergehen, haben sie keine Ahnung davon, daß inzwischen der Wurm des Verderbens an den Wurzeln des öffentlichen Wohles nagt. Ich sehe deßhalb mit großer Befriedigung an der Spitze dieser Versammlung den edlen Mann, der so viel für die Sache der Reform gethan hat. Sein Zusammenwirken mit einer Gesellschaft, die sich die Bildung des nachwachsenden Geschlechtes zur Aufgabe macht, läßt mich mit Freuden den Schluß ziehen, daß er hierüber gleich denkt. Aber, Mylord, ich höre mit gleicher Befriedigung, daß die Wirksamkeit dieser Gesellschaft auf biblischen Grundsätzen beruht; denn wenn wir die Zustände des Volkes gründlich zu verbessern bemüht sind, so muß dies durch das Wort Gottes geschehen. Fest müssen wir an dem Grundsatze halten: „Die Bibel, und die ganze Bibel und nichts als die Bibel!" Mit der Bibel hat die Reformation begonnen; durch die Bibel muß sie vollendet werden. Mit diesem unserem glorreichen Panier werden wir alle unsere Feinde überwinden und zu einem vollständigen Siege gelangen."

Vierzehn Tage später, als sich Barth in London schon ein wenig eingelebt hatte, konnte er es wagen, auch einmal

ex tempore zu reden, und das war bei den Wesleyanern. Sein Vorredner hatte die bekannte Anekdote erzählt von einem jungen Theologen, der bei dem alten König von Preußen eine Anstellung als Prediger suchte, und darauf, als er, zu einer Predigt in der Hofkapelle aufgefordert, auf die Kanzel kam, wo er seinen Text finden sollte, nichts als ein weißes Blatt fand. Daran knüpfte Barth an und pries diesen jungen Mann glücklich, weil er wahrscheinlich deutsch, und nicht englisch habe predigen dürfen. „Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich vor einem König in meiner Sprache predigen dürfte," sagte er; und zeigte sofort, wie er sich dann, auch ohne Text, leicht zu helfen wüßte. In seiner Sprache würde er die Zuhörer, wenn sie deutsch verstünden, auf die Lichter in der Kapelle hinweisen, die brennen sollten und nicht brennen, und im Andenken an die Worte des Heilands: „Ihr seid das Licht der Welt!" sie fragen, ob sie alle brennende Lichter seien; oder er würde auf die Uhr hindeuten, die an den raschen Lauf der Zeit erinnere, und an die 50,000 Heiden mahnen, die jeden Tag sterben, ohne die frohe Botschaft des Evangeliums gehört zu haben; oder er würde die große Versammlung der im Hause Gottes jetzt eben Anwesenden als Anlaß ergreifen, sie an die viel größere Versammlung zu erinnern, die einst im Hause des himmlischen Vaters sein werde, und sagen: „Wenn es dort leere Bänke geben und die Frage an uns ergehen wird: warum habt ihr euch der armen Heiden nicht angenommen, für welche diese Bänke bestimmt waren? was wollen wir dann zu unserer Entschuldigung sagen?" Weil er aber der englischen Sprache nicht hinlänglich mächtig sei, so müsse er sich auf die Worte der Propheten beschränken und wolle daher, falls sie mit seiner schlechten Aussprache Geduld haben wollen, ihnen einen Abschnitt vorlesen. Hierauf las er Haggai 1. und

sagte: „Schauet, wie es euch geht," oder nach dem Englischen, dem Grundtext entsprechender: „Bedenket eure Wege." „Ist nicht das englische Volk ein Missionsvolk? Habt ihr nie von dem oder jenem berühmten Prediger gehört, der schon im zehnten Jahre zu predigen anfieng, weil sich so frühe schon eine Ahnung seines künftigen Berufes in ihm regte. So hat das englische Volk schon in seinen Knabenjahren zu predigen angefaugen und in seiner Jugend Missionare in mein Vaterland und in andere Länder gesendet. Ich sage, das englische Volk ist ein Missionsvolk; nicht das Missionsvolk, sondern ein Missionsvolk. Ich komme von einem Lande, das vielleicht nicht so viele Einwohner als diese Stadt zählt, und doch mehr als den zehnten Theil der Missionare hervorgebracht hat, die jetzt an allen Enden der Erde in Arbeit stehen. Dessen ungeachtet ist die englische Nation unter allen Missionsnationen die erste. Ich sage: „Bedenket eure Wege!" Die englische Nation ist die mächtigste von allen Nationen, und das ist die Frucht ihrer Missionsbestrebungen. Die Gebete der Heiden, die von ihren Ländern zum Himmel aufsteigen, fallen als ein segensreicher Regen auf unsere christlichen Länder herab. „Bedenket eure Wege!" So lange ihr das Haus des Herrn zu bauen fortfahret, wird euer Haus feststehen; und so bald ihr das Reich Christi zu baueu ablasset, wird euer Haus zusammen fallen. Bedenket eure Wege! Einst werden wir wieder versammelt sein im Hause Gottes mit allen Gläubigen; dann hoffe ich euch alle wiederzusehen; dann werde ich nicht mehr auf der Platform stehen, aber ich hoffe dann mit euch in einer Sprache zu reden, die ihr besser verstehen werdet." Daß diese Rede, ein augenblicklicher Ausfluß des Geistes, so unvollkommen sie vorgetragen sein mochte, großen Beifall fand, ist leicht begreiflich.

Tags darauf wurde ihm eine Freude zu Theil, die allein eine Reise nach England werth war. Er wohnte einer Sitzung der Traktatgesellschaft bei, in welcher er zuerst um eine Unterstützung für Miss. Mögling in Mangalur bat, um ihm die Klatschen zu seiner Uebersetzung der biblischen Geschichte in's Canaresische schicken zu können. Als hiefür

5 Pf. Sterl. bewilligt waren, trug er erst seinen Hauptwunsch vor, es möchte eine Uebersetzung der Calwer biblischen Geschichte in's Englische beschlossen werden, da viele Missionare froh sein würden, das Büchlein im Englischen zu haben, um es in andere Sprachen übersetzen zu können. Als er dieß zu sagen anfieng, kam ein Zettel von dem Sekretär Jones an Joseph Gurney, der neben Barth saß, auf welchem stand: „Wäre es nicht am besten, wenn die biblischen Geschichten auch in's Englische übersetzt würden?" Er hatte Nichts von Barth's Vorhaben gewußt, und dieses merkwürdige Zusammentreffen wurde von dem Präsidenten hervorgehoben. Der Beschluß der Uebersetzung wurde alsbald gefaßt und damit war der erste Schritt gethan, um diesem Büchlein den Weg in eine ganze Reihe von heidnischen Sprachen zu öffnen, in die es hernach übersetzt worden ist.

Nach dem Bisherigen könnte es scheinen, als hätte sich Barth während seines Londoner Aufenthalts damit begnügt, die Gelegenheiten wahrzunehmen, wo sich Etwas für die Sache der Mission oder des Verlagsvereins thun ließ. Dem war aber nicht also. Das Reich Gottes war allerdings der Hauptzweck, den er im Auge behielt und in der weitherzigsten Weise verfolgte. Aber ein Blick in sein Tagebuch, in das er jeden Morgen seine Erlebnisse eintrug, zeigt uns, daß er neben der Berücksichtigung alles dessen, was unmittelbar in seine Reichsgottesthätigkeit einschlug, noch eine Menge von andern Gesichtspunkten stets im Auge behielt. Es sah von alten und neuen Merkwürdigkeiten der Weltstadt, was er irgend konnte, um der Jugend auch etwas mitzubringen und da und dort wohl auch etwas mitzunehmen, was sich später für eine Kinderschrift gebrauchen ließ. Dazu mußte er seine Stunden mit großer Sorgfalt ausnützen.

Er war daher in fortwährend gespannter Thätigkeit begriffen, da er auch bald da, bald dorthin in vornehmere und in vertraute Kreise eingeladen wurde. Was er Alles sah, hat er selbst in den Jugendblättern auf die anziehendste Weise erzählt.

Gegen das Ende seines Londoner Aufenthalts nahm er sich einige Tage Zeit, um einen Freund auf dem Lande zu besuchen, mit dem er längst herzlich verbunden war, ohne ihn je gesehen zu haben, den theuren Pfarrer Walker in Purleigh, Uebersetzer des „armen Heinrich," der Welt- und Kirchengeschichte. Er wurde mit seinem Begleiter, Miss. Graf, auf's herzlichste aufgenommen und genoß liebliche Tage im Umgang mit dem liebenswürdigen Manne. Mit Entzücken beschreibt er die herrliche Aussicht von diesem schönen Pfarrsitz. Aus der Unterhaltung mit Freund Walker nur eine kleine Geschichte, die dieser erzählte, als sie eines Abends im Garten auf- und abgiengen. Ein gewisser W. Bridges gab sich viel mit Juden ab und lernte noch im 30. Jahre zu dem Ende Hebräisch. Einer der Juden, mit denen er über den Messias sprach, schlug ihn im Zorn zu Boden. Bridges, anstatt zornig zu werden, sagte ganz ruhig: „Das ist hier zu Lande nicht Sitte. In Polen kann man das vielleicht so machen, aber bei uns in England geht es nicht." Dann gieng er weg. Nach vierzehn Tagen traf er wieder mit dem Juden zusammen. Dieser bat ihn, mit ihm bei Seite zu kommen. Sie giengen in ein Nebenzimmer, der Jude schloß ab, und William wußte nicht, was nun vorgehen sollte. Der Jude aber fiel auf seine Knie nieder, flehte Gott um Verzeihung an, daß er Bridges so hart behandelt habe, und sprach seine volle christliche Ueberzeugung aus. Die Tochter des Juden war die zweite Person, die gewonnen wurde. Beide wurden getauft, wie auch noch drei andere Israeliten, die durch

William's Dienst zur Heerde Christi gebracht wurden. Der alte Jude ließ ihn einmal, da er krank war, zu sich kommen, und sagte ihm, er habe ein Testament gemacht und ihn mit 300 Pf. Sterl. bedacht. William erklärte, er werde das Zimmer nicht verlassen, bis sein Name wieder durchstrichen sei. Das mußte denn auch geschehen. Da sich William so standhaft weigerte, irgend ein Geschenk anzunehmen, ließen ihm Vater und Tochter einen goldenen Ring machen, der mit Diamanten reich geschmückt war und einen Werth von 50 Pf. Sterl. hatte.

In Purleigh und der Umgegend wohnte Barth drei Missionsfeiern bei, die zum Besten der kirchlichen Missionsgesellschaft gehalten wurden, und wohl oder übel mußte er zweimal mitsprechen. Er besuchte auch mit Freund Walker einen Greis aus der Gemeinde, der in seinem Stübchen eine Privatversammlung am Sonntag Abend hielt, wobei sich B. nur darüber wunderte, daß der liebe Mann, statt selbst etwas zur Erbauung zu reden, entweder die Predigt des Ortspfarrers repetirte oder eine gedruckte Predigt vorlas.

Als er nach London zurückgekehrt war, gab es noch gar Manches zu besorgen und zu sehen. Unter Anderem gieng er in's Parlament; auch verwendete er einen Tag für Windsor, kam aber des Abends frühe genug zurück, um in dem Brüdersaal in Fetterlane der Feier des hundertjährigen Jubiläums des Londoner Hilfsvereins für die Mission der Brüdergemeinde beiwohnen zu können, wo zugleich der Abschied der „Harmonie' war, die nächster Tage nach Labrador abgehen sollte, verbunden mit einem Liebesmahl. Da wollte Barth nicht fehlen. Er hatte das liebe Missionsschiff, das er im Geiste so oft auf seiner Fahrt begleitet, mit Br. Mallalieu selbst aufgesucht und an Bord desselben den

lieben Kapitän Taylor getroffen, der schon 38mal in Labrador gewesen war. Die Herzlichkeit und Offenheit der Herrnhuter Brüder that ihm allemal besonders wohl, wenn er sich, was mehrmals geschah, bei diesem und jenem Anlaß in ihren Kreisen befand. — Wichtig war ihm auch ein Besuch bei Dr. A. Reed, Mitglied der Londoner Missionsgesellschaft. „Ich kannte ihn gleich nach dem wohlgetroffenen Bildniß, daß in meiner Stube hängt. Er saß ganz bequem im Schlafrock in seinem Armstuhl vor einem kleinen Lesepult und schien im Anfang trocken und steif, wurde aber bald wärmer. Er sprach es als den Wunsch seines Herzens aus, alle Kirchenparteien vereinigt zu sehen, und fragte, ob in Deutschland eine solche Vereinigung nicht zu bewirken sei. Ich erklärte ihm aber, daß eine äußerliche Vereinigung nicht zu hoffen sei und auch keinen Werth haben würde, die innerliche aber aller Gläubigen bestehe wenigstens in einem gewissen Grade.“ Es scheint, daß Reed bereits an die Vereinigung dachte, die wenige Jahre hernach unter dem Namen der evangelischen Allianz in's Leben trat. So wenig seine Idee damals ausführbar erschien, so warmen Antheil nahm B. hernach an ihr, nachdem sich darin der Gedanke klarer ausgeprägt hatte, nicht eine Vereinigung der Parteien, sondern eine brüderliche Verbindung der einzelnen Glieder derselben anzustreben. Aehnlich gieng es ihm mit der Idee eines englischen Bisthums im mittelländischen Meere oder in Jerusalem, von der in andern Kreisen damals auch schon die Rede war. Das Gerede von Bischöfen, apostolischer und katholischer Kirche, wollte ihm zum Eckel werden, weil er fürchtete, die Mission werde am Ende nicht blos unter die Kontrole, sondern unter die Direktion der Kirche gestellt, wie dieß auch im Sinne Einzelner liegen mochte. In der Folge jedoch, als durch das Zusammen-

wirken christlicher Männer in England und Preußen das Bisthum in Jerusalem wirklich zu Stande kam, konnte er, so wie sich die Sache gestaltete, doch mit derselben sich befreunden, wozu freilich die Wahl der Persönlichkeiten wesentlich beitrug.

Nachdem er am Pfingstfest nochmals mit Freudigkeit in der Savoykirche gepredigt, auch das Abendmahl daselbst genossen hatte, an welchem acht deutsche Missionare von Barmen und Berlin Antheil nahmen, die eben in die Heidenwelt ausgehen sollten, auch Tags darauf in der Kommittee der Londoner Mission dem Abschied von fünf Sendboten beigewohnt hatte und bei diesem Anlasse mit dieser Gesellschaft in nähere Verbindung getreten war, gab es am selben Abend noch eine Vereinigung bei Steinkopf, wo vier Goßner'sche Missionare, die mit Lösch nach Indien gehen sollten, verabschiedet wurden. Hoffmann, Fjellstedt und Isenberg waren anwesend und sprachen. So neigte sich der Aufenthalt in London seinem Ende zu. Am vorletzten Tage war er noch in einer Kommitteesitzung in 56 Paternoster Row, freute sich in der St. Paulskirche des Anblickes von 8000 verschieden uniformirten Kindern, die ihre Lieder zur Festprobe sangen, und fuhr Abends spät noch zu seinem Freunde, dem Quäker Josiah Forster auf seinen hübschen Landsitz, wo er auch dessen Bruder Robert und andere liebenswürdige Quäker und Quäkerinnen traf. Erfreulich war das rege Interesse für den Calwer Verlagsverein und die Verbreitung der Schriften desselben, hauptsächlich in Ungarn; die lieben Leute gefielen ihm wohl. Unversehens war die Zeit verstrichen. Am Tage der Abreise war er noch mit Sekretär Coates, Dr. Pinkerton und dem Herrnhuter Latrobe beisammen, den er sehr lieb gewonnen hatte.

Die Rückreise mit Hoffmann gieng über Paris, wo

Barth zuerst einen lieben Verwandten aufsuchte, der dann ihr erster Wegweiser wurde. Die drei für Paris bestimmten Tage mußten auf's Genaueste eingetheilt werden, um die Freunde zu sprechen, das Wichtigste zu sehen und Etwas von dem kennen zu lernen, was hier für das Reich Gottes geschah. Von Grandpierre, den sie zuerst besuchten, hörten sie eine treffliche Predigt in einer Versammlung, die zehn Jahre zuvor mit 31 Personen begonnen hatte und nun über 1000 zählte, worunter viele erweckte, viele ehemalige Katholiken. Nach der Predigt taufte er ein zwanzigjähriges Mädchen, die Tochter reicher Quäker aus Amerika, die seit acht Jahren seine Versammlung besucht und nun, gründlich erweckt, alle Hindernisse von Seiten der Ihrigen überwunden hatte. Niemand von ihrer Familie war anwesend, die Handlung sehr feierlich und ergreifend. Bei diesem Anlasse wurden die Reisenden dem ehrwürdigen Admiral Ver Huel, damaligen Präsidenten der Missionsgesellschaft, vorgestellt, der sie sehr herzlich begrüßte. Nun giengs zu Prediger Meyer, dem innigen Manne, der ungemein brüderlich war. Hierauf zu Tisch in's Missionshaus. Abends redeten beide Freunde in einer neuerstandenen Anstalt für junge deutsche Arbeiter, in der Meyer gewöhnlich eine erbauliche Schriftbetrachtung hielt. Des andern Tages besuchten sie F. Monod, und Abends die monatliche Missionsstunde im Oratoire. In einer kurzen Ansprache, die Barth hier hielt, sagte er im Eingang, daß er diese Gesellschaft als eine der Säulen betrachte, die das Glück Frankreichs tragen und die daher mit der äußersten Sorgfalt aufrecht erhalten werden sollten, weil von dem glücklichen Fortbestand Frankreichs die Ruhe von ganz Europa abhänge. Mit dem Bauen des Hauses Gottes baue man am Wohl des eigenen Landes. Die wahren Christen, und das seien die wahren Missionsfreunde,

seien die Träger der Welt. Sie sollten fortfahren zu wirken, ehe die Nacht komme, die aller Thätigkeit ein Ende machen werde.

Die Diligence brachte die Reisenden in zwei Tagen nach Straßburg, wo sie Judenmissionar Hausmeister in Empfang nahm. Nun gieng Hoffmann nach Basel ab und Barth eilte der Heimat zu. In Carlsruhe wartete Blumhardt auf seinen Bruder und reiste mit ihm nach Calw. (11. Juni.)

Den Gesammteindruck von dem Stande des Reiches Gottes in England, den Barth bei seiner ersten Reise dahin erhielt, beschreibt er seinen vertrauten Brüdern also: „Die unabhängige Stellung, in welcher ich auftreten konnte, als verbunden mit einer Gesellschaft, die aus allen Kirchenparteien zusammengesetzt ist (die Londoner Traktatgesellschaft) habe ich mir bestens zu Nutze gemacht und mit allen Parteien freundschaftlichen Verkehr gehabt. Ich habe mit Kirchenleuten gespeist, mit Independenten und Lutheranern communicirt, mit Methodisten gefrühstückt, bei Baptisten übernachtet, und bei Quäkern Thee getrunken. Heimelich war mir's aber nur bei den Herrnhutern. Bei den Lutheranern (denen, die sich zu Steinkopf's Kirche halten) darum nicht, weil sie so unkirchlich sind; sonst war's mir natürlich um so wohler bei ihnen, weil ich da deutsch predigen konnte, das Englische aber schlecht verstand und noch schlechter sprach. Bei allen englischen Kirchen ist mir einestheils der Parteigeist, den keine verleugnen kann, zuwider, theils hat es andere Anstände, wie z. B. bei der Hochkirche die lange Liturgie und die abgelesenen Predigten. Ob ich gleich an vier Sonntagen selbst zu predigen hatte, habe ich doch siebenmal kirchlichen Gottesdiensten beigewohnt, bei denen die Liturgie vorkam, und ich fand sie nie anders als zu lang; auch Abends nicht, wo sie eine halbe Stunde kürzer ist, auch nicht bei

Walker, der sie mit besondererer Lebendigkeit und Beweglichkeit vorträgt. Wie Männer, die in England gewesen sind und das Wesen näher angesehen haben, mit solcher Vorliebe für diese Kirche zurückkommen können, das ist mir räthselhaft. Ich spreche nicht von den Individuen: denn es ist nicht zu leugnen, daß die bischöfliche Kirche eine schöne Zahl trefflicher Männer unter ihren Geistlichen zählt, sondern von den Grundsätzen dieser Kirche, und der gubernirenden Partei in ihr, welche mit den sogenannten Evangelicals, den weitherzigern, auf Bekehrung dringenden, in einem gespannten Verhältniß steht, so daß man mich versichert hat, Baptist Noel, der ausgezeichnetste unter allen anglikanischen Geistlichen in London, der noch dazu einem vornehmen Hause angehört, werde nie zu einer höheren Kirchenstelle zugelassen werden, weil er zu den Evangelicals hält und kein Highchurchman ist. Auch bei den Dissenters und Methodisten schien es mir am inneren Leben zu fehlen, und die Frömmigkeit überhaupt mehr eine kirchliche Form zu tragen, was einem Württemberger besonders auffallen muß. — Schon die ganze Verfassung Englands, welche Kirche und Staat in so nahe Beziehung zu einander setzt, bringt es mit sich, daß die Frömmigkeit eine kirchliche, und die Kirchlichkeit eine politische Färbung annimmt; ja ich hörte in Exeter Hall den ersten geistlichen Redner Englands, Dr. Mac Neil von Liverpool, sagen: Jeder Geistliche der Staatskirche müsse ein Politiker sein. Auf der andern Seite ist es merkwürdig, daß die Differenzpunkte zwischen den verschiedenen kirchlichen Parteien keineswegs dogmatischer Natur sind, — denn in den Hauptpunkten der Lehre sind alle Denominationen so ziemlich einverstanden, — sondern nur die Disciplin und Verfassung der Kirche betreffen. Die Kirche unterscheidet sich von den Dissenters hauptsächlich durch ihr Verhältniß

zum Staat, dem die letzteren durchaus keinen Einfluß auf kirchliche Angelegenheiten zugestehen wollen. Ueberhaupt darf man bei den Engländern, Kirchenleuten und Dissenters, keine Dogmatik und Exegese, also keine wissenschaftliche Theologie suchen. Davon haben sie keinen Begriff, so wenig als von der Geographie von Deutschland u. s. w.

„Die Wirksamkeit für das Reich Gottes geht allerdings in England sehr großartig von Statten. (Folgen Details von der Traktatgesellschaft). — Betrübend war uns, die schöne Kirche, in welcher Steinkopf predigt, so leer zu sehen. Ich habe einmal vor 15—20 Personen darin gepredigt. Nur einmal, am Pfingstfest, sah ich wenigstens das Parterre ziemlich besetzt und auch noch einige Leute auf der Emporkirche. Manche haben freilich 3—4 Meilen bis zur Kirche zu gehen; Andere gehen mit ihren Frauen in englische Kirchen ꝛc.; — aber bei Vielen ist doch gewiß Indifferentismus die Ursache ihres Wegbleibens. Die englischen Kirchen und Kapellen habe ich immer wohlbesetzt gefunden, besonders bei den Dissenters und Methodisten. Im Ganzen gehört der Kirchenbesuch noch zum guten Ton."

Barth schildert nun das liebliche Institut auf Palestine Place und sagt: „Die Judenmission findet überhaupt neuerdings sehr viel Anklang in England, besonders aber die in Palästina, für welche ein so lebhaftes Interesse rege geworden ist, daß es alle andere Theilnahme zu verschlingen droht. Schade aber ist's, daß gerade diese Mission so ganz in den engen Schranken der bischöflichen Kirche geleitet wird."

Auch auf die Quäker kommt er zu reden. So lieb ihm Einzelne der „Freunde" geworden waren, so unbefriedigend und seltsam fand er die Art und Weise, wie sie ihre Versammlungen hielten. Er hatte einer derselben beigewohnt,

in welcher gegen 1200 Personen (darunter auch einige Nichtquäker) anwesend waren. „Wie eine solche geschmacklose Weise von Gottesdienst so gebildeten und verständigen Männern, dergleichen wir mehrere näher kennen lernten, zusagen kann, ist nicht zu begreifen, wohl aber das, daß sie Lauheit und Abfall befördern muß."

Ueber die Resultate seiner Reise bemerkt er einmal kurz: „Meine Absicht war, mit der Committee der Religious Tract Society persönlich bekannt zu werden, da ich so viel mit ihr zu schaffen habe, und Verbindungen anzuknüpfen, die mir für meine Geschäfte von Nutzen sein können. Dieser Zweck ist erreicht worden."

Während einer Abwesenheit von zwei Monaten hatte sich eine Masse von Briefen, Paketen und Zeitschriften angehäuft, und Barth mußte eilen, um nur das Allerdringendste wegzuschaffen; denn ehe 14 Tage verflossen, riefen ihn die Jahresfeste nach Basel. Am 24. Juli fuhr er mit Betzner dahin und genoß liebliche und gesegnete Tage. Interessant war schon die große Schweizerische Predigerconferenz, zu welcher sich 170 Prediger einfanden, auch Merle d'Aubigné und Bost. Die Generalconferenz der Basler Mission wurde zum erstenmale im Brüdersaale (Ringgäßle) gehalten, weil der Raum im Missionshause nicht mehr zureichte; Hoffmanns zweistündiger Bericht nebst vielen andern anziehenden Ansprachen befriedigte sehr. Im Verein der Freunde Israels und in Beuggen theilte Barth manches von seiner Londoner Reise mit. — Nach Hause zurückgekehrt, fand er doch keine Ruhe; denn bald mußte er Blumhardt nach Bretten begleiten zum ersten öffentlichen Jahresfeste der badischen Missionsgesellschaft, zu dem auch Hoffmann kam und eine Menge von Freunden aus der Nähe und Ferne. Nicht weniger als 80 badische Geistliche fanden sich ein, und das Fest gieng

in großem Segen vorüber. „So etwas hätte man sich vor 10 Jahren noch nicht träumen lassen.“ Es war ein wahrer Jubel unter den Freunden über dieses Erlebniß; und Barth hat später oft gesagt, er habe kein schöneres Fest erlebt, als dieses in Bretten.

Am 24. Juli bemerkte er: „In der nächsten Woche muß ich eine Weihnachtsschrift schreiben, weiß noch Nichts, und weiß auch nicht, wie ich mich vor den vielen Besuchen retten soll.“ Am 2. August: „Am Samstag habe ich die neue Weihnachtsschrift (Mic und Nic) fertig gebracht. Um den vierten Band der Gesammtausgabe zu füllen, war eine solche noch erforderlich, die letzte in der Reihe der Armenheinrichsbüchlein.“ Mic und Nic kam also in sechs Tagen zu Stande, nachdem Barth vorher noch nicht gewußt, welchen Stoff er wählen sollte. Die Geschichte spielt in London und beschreibt den Lebensgang eines dortigen Mineralienhändlers, ist aber eigentlich ein tiefpsychologisches Gemälde eines verirrten Jünglings. Zu der lokalen Ausstattung boten ihm seine Wanderungen in London den Stoff, wo er manchen Gang machte, um für einen Freund seltene Mineralien zu kaufen. So wurde er in den dortigen Shops bekannt, und sein Auge fand überall Etwas Interessantes, das sein Geist später nützlich zu verarbeiten wußte.

Jetzt wieder zu Hause, machte er neben der laufenden Arbeit, Gänge und Fahrten anderer Art für seine Brüder und zu ihnen. Den einen Sonntag gieng er nach Möttlingen, den zweiten nach Stammheim, den dritten nach Altburg, um zu predigen. Acht Tage darauf fuhr er nach Stuttgart, um A. Knapp an's Schulgesangbuch zu mahnen, mit dem es nicht vorwärts gehen wollte, dann nach Winnenden zum Fest der Paulinenpflege, und gelegentlich

zu Werner*) und Seeger in's Remsthal, auch zu Hochstetter auf den nahen Schurwald, eine schöne Fahrt, das liebliche Thälchen hinauf, die ihn auch später noch freute. Kaum war er wieder zu Hause und hatte sich den Arm steif geschrieben, so machte er einen Ausflug nach Straßburg, um dort mit Hoffmann eine Zusammenkunft zu halten. Man hätte denken sollen, der Mann zersplittere sich; aber es handelte sich immer um Einen Zweck, die Förderung des Reiches Gottes. Mit Hoffmann verabredete er die Herausgabe eines Beiblatts zum Calwer Missionsblatt: „Beleuchtungen der Missionssache," zu welchen Hoffmann Stoff für Monate im Vorrath zu liefern versprach. Die Freunde fanden es räthlich, neben dem Geschichtlichen im Hauptblatt auch Kritisches zu geben, um das Interesse auch von dieser Seite zu beleben und Manches aufzuhellen, was durch die Gegner dieser Reichssache verdunkelt oder in einem schiefen Lichte dargestellt wurde. Das Blatt erhielt sich 11 Jahre.

Um diese Zeit kam es durch das Zusammenwirken des Königs von Preußen mit den Freunden Israels in England unter der Vermittlung des Ritters von Bunsen und der Lords Ashley und Palmerston so weit, daß die englischen Prälaten den ersten evangelischen Bischof in Jerusalem erwählten und zwar in der Person des frommen Professors Alexander, der als Israelite von Geburt für diesen Posten besonders geeignet erschien. Barth, der den lieben Mann auch kennen gelernt hatte, brachte den Aufruf der englischen Israelsfreunde, in welchem sie mit großen Erwartungen zur Theilnahme an diesem Werke einluden, alsbald zur Kenntniß der Missionsfreunde in Deutschland

*) Ich war im Laufe des Jahres als Pfarrer nach Großheppach befördert worden. A. d. H.

(Calwerbl. 1842) und knüpfte an das Ereigniß seine Betrachtungen. So bedeutsam ihm dasselbe erschien, und so wichtig ihm das neuerwachte Interesse für das Reich Gottes im Morgenlande war, so hatte er doch manche Bedenken und glaubte mit Recht, allzu sanguinische Hoffnungen dämpfen zu müssen. Namentlich warnte er vor einer Verwechslung dieser Vorgänge mit der Erfüllung der Verheißungen Gottes für Israel in der letzten Zeit. Uebrigens ermunterte er zum Gebet um die Ausgießung des h. Geistes, weil nur dieser, nicht Kirchenverfassung, nicht Kirchenherrlichkeit die todten Gebeine lebendig zu machen vermöge; auch bat er um Liebesgaben für den Bau der evangelischen Kirche auf Zion, für die Judenmission oder auch für den von Preußen aus angeregten Bau eines Hospitals für protestantische Pilger und Reisende, wenn Jemand damit seinen freudigen Antheil an der Wiederbelebung des h. Landes beurkunden wolle. „Nicht das h. Grab," schloß er, „wollen wir ehren, sondern Den, der aus diesem Grabe erstanden ist, und der auch Sein altes Stammvolk aus dem Grabe der Unwissenheit und Blindheit, und Sein irdisches Heimatland aus dem Fluche der Knechtschaft befreien will."

Für die Jugendblätter schrieb Barth noch in den letzten Wochen des Jahres „das Stöberwetter. Eine Erzählung aus dem Altmühlthale," und „die Geschichte des Michel von Breitenfurth," um einen kleinen Ersatz für Stöbers Erzählungen zu bieten, die zu seinem Leidwesen seit einiger Zeit ausblieben. Als ein solcher Ersatz konnte denn auch die erste Erzählung wohl gelten, in welcher besonders die Hauptperson beider Geschichten in ein anziehendes Licht tritt und zeigt, was der Herr aus denen, die ihm vertrauen, für muntere tüchtige Leute macht. Jedenfalls würde man beim Lesen dieser ersten kaum denken, daß sie der Verfasser im

größten Drang der Geschäfte gleichsam als einen Lückenbüßer geschrieben hat. Eher sieht man der zweiten manchmal die Eilfertigkeit an; doch nur im Einzelnen. Sie führt auf anschauliche Weise die Wahrheit durch, daß es auch bei einem erweckten Christen durch viel Straucheln und Fallen geht, bis er für seine Umgebung ein brennendes und scheinendes Licht wird.

1842.

Zum Neujahr war Barth in Stuttgart, um für Knapp zu predigen und mit ihm am Schulgesangbuch zu arbeiten, mit dem es nun besser vorwärts gieng. Alle Lieder waren von Knapp revidirt; schon konnte Palmer an den musikalischen Theil gehen. Da er mit Leichtigkeit arbeitete, so wurde das Büchlein bis April fertig, da dann die Schlußkonferenz bei Palmer in Marbach gehalten werden konnte, bei welcher dieser den beiden andern Freunden die projektirten Choräle vorspielte. „Auch wieder ein Stein vom Halse!“ rief Barth aus, als es endlich so weit war.

Das Nächste war eine Geschichte von Württemberg für das Volk, die Barth für den Verlagsverein zu schreiben vorhatte. „Wir haben zwar,“ sagt er, „ein gutes Büchlein von L. Bölter; aber es ist zu theuer, um allgemein verbreitet zu werden.“ Schon in den Wintermonaten wollte er an diese Arbeit gehen, aber die Zeit wollte nirgends reichen. Die fünf Zeitschriften, die er nun zu redigiren hatte, nahmen ihn allzu stark in Anspruch. Dazu kam die Korrespondenz, die sich immer weiter ausdehnte und mit seiner Thätigkeit für die Mission, wie mit der Verbreitung und Uebersetzung der Calwer Verlagsschriften in fremde

Sprachen durch die Missionare so zusammenhieng, daß sie sich nicht einschränken ließ. Ostern kam und gieng vorüber, und das Büchlein sollte erst angefangen werden. Er war über die Festzeit bei mir auf Besuch gewesen und schrieb nach der Rückkehr: „Ich habe eine Menge Briefe und Pakete angetroffen und sehe nicht hinaus, wie ich auch nur das Pressanteste abmachen soll. Das ist ein Elend, daß ich auch eine kurze Erholungszeit jedesmal so schmerzlich büßen muß: denn jeder Tag hat eben seine eigene Plage, und wenn ich auf acht Tage davonlaufe, so treffe ich richtig die acht Plagen bei meiner Zurückkunft an, und muß dann an Einem Tage zwei bis drei Plagen haben statt einer.“ Später: „In zwei Tagen sind für 13 fl. Briefe gekommen aus Neuwied, Malta, Jerusalem, Mangalur, Nasik, Selam, Agra. Alle bereits beantwortet und noch dazu nach Cairo, Calcutta, Kischnaghar und Macao geschrieben. Nun will aber auch die Hand nicht mehr thun.“ Inzwischen hatte er doch nach vielem Suchen das Material für die württembergische Geschichte im April vollständig beisammen, auch schon einen kleinen Anfang an der Arbeit gemacht. Am 27. April war er „noch nicht über den Greiner hinausgekommen und möchte greinen darüber.“ Doch hoffte er immer noch vor der Basler Reise fertig zu werden, mußte aber zuletzt jede Stunde ausecken, um das Ziel zu erreichen. Am Abend des 16. Juni ist dann doch die württembergische Geschichte fertig geworden, „muß aber nach meiner Zurückkunft noch gefeilt werden. Das Schulgesangbuch ist heute (21. Juni) an die Druckerei abgegangen. Es enthält 334 Lieder mit etwa 100 Melodieen. Gestern habe ich das Ganze orthographisch durchgegangen und korrigirt.“ — Was das letztere Büchlein betrifft, so fand es bei seinem Erscheinen im Vaterland weniger Eingang, weil bald darauf das treffliche neue Kirchen-

gesangbuch eingeführt wurde; worüber sich übrigens Niemand herzlicher freuen konnte als Barth. An der württembergischen Geschichte wurde von einem oder dem andern getadelt, daß der Verfasser im humoristischen Ton hie und da zu weit gegangen sei. Er antwortete, sie sei eben für das ganze Volk geschrieben, dessen Mehrzahl etwas Pikantes brauche, um angelockt zu werden.

Da es vor und nach der Festreise nach Basel, auf welche im Juli auch eine Tour nach Lahr zum badischen Fest folgte, so gar viele Arbeit gab, und Barth überdieß einen großen Reiseplan für den August gemacht hatte, so bat er seinen lieben H. Zeller gar flehentlich um Hilfe in der Noth für die Jugendblätter, und dieser, ob er gleich gerade mit seiner Umsiedlung vollauf zu thun hatte, ließ sich erbitten und lieferte seine Beiträge rechtzeitig, zu Barth's großem Troste.

Es handelte sich um eine Reise nach Ungarn in Geschäftssachen. Da Pastor Wimmer dort die Calwer Verlagsschriften in sehr großer Zahl verbreitete und der Verkehr mit ihm immer bedeutender wurde, so war es von Wichtigkeit, einen genauen Einblick in seine ausgebreitete Wirksamkeit durch Anschauung an Ort und Stelle zu erhalten. Barth entschloß sich daher, selbst hin zu reisen, und der Herr ließ ihn dazu einen Begleiter finden, den er sich nicht besser wünschen konnte. Sein vielgeliebter Weiz, Diasporaarbeiter von Königsfeld, der früher schon in Ungarn gewesen war, schloß sich an ihn an und erleichterte ihm die Reise durch seinen herzlichen Umgang, wie durch seine Erfahrung.

Eine eingehende Beschreibung dieser Reise ist uns erspart; denn Barth selbst hat sie in unterhaltender Weise beschrieben, so lange die Eindrücke noch frisch waren (s. Jugendblätter 1842 Nov. u. Dez. und 1843 Jan.). Einiges, was Barth unerwähnt ließ, tragen wir aus seinem Tagebuch nach.

Nachdem er seine Ankunft in Pesth gemeldet hat, sagt er in dem gedruckten Reisebericht: „Ein Tag der Ruhe und Sammlung, nachdem eine so lange Reihe von Bildern an uns vorübergezogen war, würde uns sehr wohl gethan haben; allein wir mußten gleich am andern Morgen mit Tagesanbruch weiter ziehen, um eine edle Mitpilgerin zur himmlischen Heimat aufzusuchen.“ Und nun erwähnt er kurz, wie sie nach Alcsuth, einem Landgute des ehrwürdigen Palatinus von Ungarn, gekommen seien. Die ungenannte Mitpilgerin war nämlich Niemand anders, als die Gemahlin des Palatinus, Maria Dorothea, Tochter der Herzogin Henriette, an welche unsere Reisenden schriftliche und mündliche Grüße von der hohen Mutter zu bestellen hatten. Wer jene seltene Fürstin kennen lernen will, der muß die „Ungarischen Erinnerungen eines schottischen Missionars“ (Jugendblätter Febr. 1867) lesen, in welchen sie auf eine überaus anziehende Weise nach ihrem Sinne und Wirken geschildert ist. Da finden wir, wie es ihr der Herr wunderbar gelingen ließ, ihrem heißgeliebten Ungarn, dessen geistlich todter Zustand ihr tiefster Kummer war, durch die Unterstützung der schottischen Missionare in aller Stille einen großen Segen zuzuwenden und am Ende sogar ihren katholischen Gemahl durch ein gutes Wort zur rechten Stunde dahin zu vermögen, daß er die durch die Schotten herangebildeten Evangelisten, so weit es von ihm abhieng, ungehindert im Lande wirken ließ und sie für Nothfälle seines Schutzes versicherte. Man kann die Geschichte dieses Werkes nicht lesen, ohne Gott zu danken für sein gnädiges Walten, und erkennt mit tiefer Rührung, wie viel das Gebet und der Glaubensmuth einer einzigen Seele vermag, die, von der Liebe Christi getrieben, ihre gottgegebene Stellung für die Förderung seines Reiches zu benützen weiß. Uebrigens

stand das Werk damals noch in seinem ersten Beginne. Für Barth, der die edle Fürstin schon kannte, war es keine geringe Freude, sie an dem Ort ihrer Wirksamkeit zu sehen und zu sprechen. Er schreibt: „Die Erzherzogin war sehr erfreut, aber zugleich unzufrieden, daß unser Besuch nur so kurz dauern sollte. Sie stellte uns ihren drei liebenswürdigen Kindern vor und sprach viel von den Jugendblättern und namentlich den Stöber'schen Erzählungen, welche die Prinzessin Elisabeth eine nach der andern anführte, weil sie alle schön seien. Sie trugen mir auf, Stöber zu ermahnen, daß er doch noch mehr schreiben möge. Von Keith, Duncan, Alexander, Wimmer u. s. w. wurde viel gesprochen. Die jüngste Prinzessin lernt nun lesen aus dem Calwer Abcbuch. Nachdem wir zwei Stunden bei der Erzherzogin gewesen waren, giengen wir in den Gasthof zurück. Am Samstag früh kam Befehl aus dem Schloß, wir sollten unsern Kutscher entlassen, die ‚höchste Frau' würde für unsere Rückfahrt sorgen. Nach dem Frühstück um 8 Uhr giengen wir wieder in's Schloß. Nachdem wir etwa eine Stunde gesprochen hatten, forderte mich die Erzherzogin auf, über einen Abschnitt aus der heil. Schrift etwas zu reden. Ich wählte eine Stelle aus dem Epheserbrief und sprach darüber, wobei auch Weiz und die Erzherzogin ihre Bemerkungen machten. Dann sprach ich ein Gebet, wobei wir drei auf den Knieen lagen. Ich fand die Erzherzogin, seit ich sie das letztemal sah, sehr gefördert am inwendigen Menschen und erbaute mich an ihrer Entschiedenheit, an ihrem Eifer, der doch zugleich mit weiser Umsicht gepaart ist, und an ihrem Muth unter so schwierigen Umständen, in so einsamer Lage. Neuerdings hat sie etwas mehr Gelegenheit zu geistlichem Zuspruch, da einige schottische Judenmissionare, recht liebe, tüchtige Männer, sich in Pesth niedergelassen haben, mit denen sie fleißig zusammen-

kommt. Wir verabschiedeten uns um 10 Uhr von der Palatina, die uns noch einen Teller voll Aprikosen, Feigen und Pflaumen aus ihrem Gewächshaus mitgab, und als wir an unsern Gasthof kamen, stand bereits schon ein vierspänniges Chaischen da, um uns nach Pesth zu führen. In vierthalb Stunden erreichten wir die Stadt. — Ich suchte den Judenmissionar Dr. Duncan auf, bei dem ich seinen Kollegen Smith, Miss. Schwarz von der Londoner Judengesellschaft, der nach Konstantinopel geht und vor zwei Monaten in Calw mich besuchte, ferner Herrn Saphir, Bruder des bekannten Literaten in Wien, und einige andere christliche Freunde antraf. Es wurde englisch gesprochen. Dr. Duncan war herzlich und lebhaft. Er sprach viel von einer Reformation der deutschen protestantischen Kirche und namentlich der deutschen Universitäten, so wie von der engeren Verbindung der Gläubigen, die freilich einem in Ungarn so isolirt lebenden Manne als etwas sehr Wünschenswerthes erscheinen muß. Nachdem ich etwa eine Stunde dort gewesen, begleiteten mich Duncan und Schwarz in den Gasthof und blieben noch eine Stunde bei uns."

Das Hauptziel der Reise aber war Oberschützen, wo Barth einige Tage verweilte. „Wir wurden, als längsterwartete Gäste, mit Freuden empfangen und durch Wimmer's ununterbrochene Mittheilungen gleich mediam in rem hineinversetzt. Gleich auf der Hausflur des sehr geräumigen, schön und bequem eingerichteten Pfarrhauses sahen wir zwanzig adressirte größere und kleinere Kisten mit Bibeln und Schulbüchern stehen, die zum größten Theil heute bereits abgesendet worden sind. Sie gehen auf eigener Fuhre von hier nach Raab, von da nach Pesth, und von dort werden sie nach allen Gegenden des Landes versendet. Wimmer brachte auch gleich seine Bücher, welche alle in bester Ordnung ge-

führt werden und den leidigen Umstand herausstellen, daß zwar viel begehrt und versendet wird, aber das Geld sehr langsam hereinkommt, so daß Wimmer stets in großer Verlegenheit ist, wenn neue Auflagen gedruckt und bezahlt werden sollen. Besonders gehen die ungarischen biblischen Geschichten sehr stark; die fünfte Auflage à 5000 Exempl. ist unter der Presse. Wimmer ist vor zehn Tagen von einer Reise zurückgekommen, auf der er mehr als 200 Ortschaften besucht hat. Er klagt sehr über das Resultat seiner Beobachtungen, daß er unter allen Predigern keinen ganz entschiedenen, thätigen Mann gefunden hat, dagegen aber eine Menge Rationalisten und verweltlichte Pfarrer. Ein slavischer Geistlicher, den er zur Mitwirkung an der Bibelverbreitung aufforderte, erwiederte ihm: „His nugis non occupabor." Andere versprachen, sich in Zukunft der Sache kräftiger anzunehmen. In Ungarn wäre viel zu hoffen, wenn nur die Geistlichkeit besser, wenn sie lebendiger wäre. Ungarn und Steyermark wären reif für eine Reformation. — Kaum waren wir gestern eine Stunde da, so führte uns Wimmer zu dem neuen Gebäude seines Schulhauses und Lehrerseminars. Bei dem Hause erschienen auch sechs von den Kirchenvorstehern, die sich recht lieblich und christlich äußerten. Hierin zeichnen sich die Bewohner von Oberschützen aus, weil eben durch Wimmer viel an ihnen gethan worden ist. Auch äußerlich zeichnet sich Oberschützen aus; die Gegend ist ganz württembergisch heimelich, und der Obstbau hier stärker als in der ganzen Umgegend."

In den ersten Tagen wurden die Geschäfte in's Reine gebracht. Dann blieben die Freunde noch bis über den Sonntag. Tags vorher war Wimmer's Geburtstag, zu welchem ihm Barth einen Oelzweig aus Gethsemane mit folgendem, in der Morgenfrühe verfaßtem Gedichte überreichte:

Denk' bei diesen Blättern aus Gethsemane,
Wie in Zorneswettern einst das tiefste Weh'
Den dort überfallen, der nun herrlich thront,
Und den Seinen allen mit dem Frieden lohnt.
Denk' in allen Proben, die er auferlegt:
Jesum will ich loben, auch wenn er mich schlägt;
Und doch wohl nicht minder, wenn er Gnad' erzeigt
Und zum Fleh'n der Kinder sich herunterneigt.
Und auf einem Pfade, der zum Himmel führt,
Ist nicht das schon Gnade, daß man Boden spürt,
Daß man vorwärts schreitet und, vom Herrn regiert,
Ob der Fuß auch gleitet, nie das Ziel verliert?
Ist nur Aernten Gnade und nicht Säen auch?
Wie der Herr gerade einen Knecht gebrauch',
Ob zum Disteljäten, Gießen oder Sä'n, —
Unter seinen Beeten ist ja Alles schön,
Wenn nur ihm zu dienen Muth das Herz gefaßt,
Dem als Lust erschienen auch die Arbeitslast.
Darum preis' ich glücklich jeden Gottesknecht,
Welcher unverrücklich stehn bleibt im Gefecht.
Hat er hier im Streite seine Kraft verzehrt —
Droben harr't die Beute, welche ewig währt. —
Der vor fünfzig Jahren dich in diese Welt —
Und zu seinen Schaaren gnädig dann gestellt,
Dir zum Saatenstreuen Kraft und Weg verlieh'n,
Schenk' auch das Gedeihen jeglichem Bemüh'n!
Stärke dich, hienieden treu sein Werk zu thun,
Und dereinst im Frieden bei ihm auszuruh'n.

Am Sonntag füllte sich die Kirche sehr an; denn es gehörten in die Gemeinde vierthalbtausend Seelen, die in sieben Filialien zerstreut wohnten. Barth predigte über das Evangelium vom barmherzigen Samariter, und es war ihm wohl in der empfänglichen und aufmerksamen Gemeinde. „Bei Tische waren auch zwei Kandidaten aus der Nachbarschaft, denen Wimmer mit großer Freimüthigkeit die Wahrheit

sagte. Dies gab Anlaß, Andreä's bekanntes Gedicht über den Beruf des Pfarrers, das Herder in seine Briefe über das Studium der Theologie aufgenommen hat, in Erinnerung zu bringen. Wimmer ließ es herbeiholen und ich las es vor. Um zwei Uhr hielt W. Christenlehre über die Geschichte des Jakob und Esau, sehr praktisch, anregend und populär, in exegetisch-theologischer Hinsicht weniger befriedigend. — Abends kamen die Kirchenvorsteher, um sich für die Predigt zu bedanken und Abschied zu nehmen. Sie thaten es auf eine rührende Weise. Nachher spielte und sang ich einige württembergische Lieder und nach dem Nachtessen wurde wieder gesungen. Wimmer erzählte uns noch auf seiner Stube seine Jugendgeschichte."

Am andern Morgen gieng es auf die Rückreise. Wimmer begleitete seine Gäste in seinem Wagen einige Stunden weit. Am Schlusse seiner Mittheilungen von Oberschützen trug Barth nach alter Sitte das Bild des merkwürdigen Mannes in sein Tagebuch ein, mit der Feder gezeichnet, sprechend ähnlich. Zur Charakteristik desselben bemerkt er: „Ueberall (im Orte) wird einem der vielfache Einfluß sichtbar, den Wimmer auf den physischen, sittlichen und religiösen Wohlstand seiner Gemeinde ausgeübt hat. Er genießt auch allgemeine große Achtung und Liebe, und zwar nicht blos in der Gemeinde, sondern rings umher von Pfarrern und Edelleuten, Katholiken und Protestanten. Er ist in der That für Ungarn ein wichtiger Mann, der einzige, der eine umfassendere Erkenntniß der Wahrheit mit lebendiger Wirksamkeit für das Reich Gottes vereinigt. Seine bisherige Wirksamkeit seit 1836 ist erstaunlich groß gewesen." Es folgt eine Aufzählung der vielen Tausende von Bibeln, die Wimmer in der magyarischen, böhmischen und deutschen Sprache verbreitete und die zum größten Theil auf Kosten der britischen

Bibelgesellschaft in dem nahe gelegenen Güns gedruckt wurden; seit fünf Jahren waren gegen 90,000 heilige Schriften von ihm zum Drucke gebracht und versendet worden. Hierauf folgt ein Verzeichniß der Calwer Verlagsvereinsschriften, die er auf Rechnung der englischen Traktatgesellschaft und anderer Freunde bezog: „Von den in Güns gedruckten biblischen Geschichten sind verbreitet 8000 deutsche, 11,000 böhmische, 20,000 magyarische. Auf dem Lager sind 5000 magyarische Kirchengeschichten. In der Presse 5000 böhmische Kirchengeschichten, 3000 deutsche Kirchengeschichten, 5000 deutsche biblische Geschichten, 5000 magyarische biblische Geschichten.“ Das Gesammtergebniß bei dem Einblick in diese Thätigkeit war hoch befriedigend. Was es aber später (in den Revolutionsjahren) mit Wimmer's Lebensgang für eine Wendung nahm, darauf kommen wir in der Folge zu reden.

Nach Wien zurückgekehrt und dankbar für die große Barmherzigkeit, mit der sie Gott wie auf Vaterhänden getragen, eilten die Reisenden ohne weiteren Aufenthalt über Linz nach Efferding zu Pfarrer Kotschy, der in der dortigen Gegend viel Gutes gewirkt hat. Der einfache, liebreiche Mann nahm sie mit großer Herzlichkeit auf und erzählte von seinen Erfahrungen bei dem Bau eines neuen Bethauses, zehen Jahre zuvor, auch von Barth's Vorgänger in Möttlingen, dem sel. Gros, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts hier Pfarrer war und bei Allen, die ihn gekannt, noch in gesegnetem Andenken stand, ferner vom sel. Kießling, von Miss. Schauffler &c. Tags darauf begleitete er sie nach dem nahe gelegenen Wallern zu Pfarrer Koch, worüber B. schreibt: „Koch wußte schon, daß ich in diesen Wochen kommen wollte; dennoch war seine Ueberraschung und Freude sehr groß, und auch ich freute mich natürlich

sehr über das Wiedersehen dieses lieben alten Universitätsfreundes, der an Lebhaftigkeit und innerer Lebendigkeit seit 22 Jahren nicht abgenommen, sondern zugenommen hat. Die ersten Stunden vergiengen unter Reminiscenzen, Fragen und Mittheilungen, die das gemeinschaftliche Universitätsleben betrafen. Nach Tisch machten wir einen Gang auf die benachbarten Hügel, die eine schöne Ueberschau der fruchtbaren Nachbarschaft, welche das „gelobte Land" heißt, und einen Blick auf die oberösterreichischen Gebirge gewähren. Dann besuchten wir einige Leute, darunter eine von Gros confirmirte Frau, die noch mit vieler Liebe an ihm hieng. Die Leute gefielen mir durch ihre naive Herzlichkeit recht wohl. Kotschy verabschiedete sich nun und Koch zeigte uns sein Bethaus und seine Schule, erzählte auch mancherlei Amtserfahrungen, z. B. von den Bibeln ohne Apokryphen, die er hatte vertheilen wollen und die ihm konfiscirt wurden. Er wurde vor Gericht gefordert, um sich darüber zu verantworten. In der Nacht vorher konnte er nicht schlafen, stand auf und schlug die Bibel auf. Er fand Jeremia 15. Da, sagte er, war der Prozeß schon gewonnen. Er gieng mit Freudigkeit vors Amt, und gewann auch wirklich den Sieg. In einem ähnlichen Fall, wo Kotschy von dem Superintendenten zur Rede gestellt wurde, warum er Bibeln ohne Apokryphen in die Schule gebracht, erwiederte er: „Ach, Herr Superintendent, es sind noch viel mangelhaftere Bücher in meiner Schule, in denen sogar das ganze Alte Testament fehlt." — Noch eine dritte oberösterreichische Gemeinde, das zwei Stunden von Wallern entfernte Wels, besuchte Barth in Kochs Begleitung und freute sich, den Schullehrer Trautenberger, „einen ehr- und liebenswürdigen Greis," der ein entfernter Verwandter von ihm war, noch am Leben zu finden und einige Stunden bei ihm

zuzubringen. Bald aber mußte er sich von den lieben Leuten trennen und von den oberösterreichischen Gemeinden Abschied nehmen, nachdem er sich noch kurze Notizen über dieselben aufgezeichnet hatte.

Auf der mühseligen Rückreise blieb Weiz, den die forcirten Touren stark mitgenommen hatten, in Ulm zurück. Barth aber traf, wie er sichs vorgesetzt, am 31. August wohlbehalten in Calw ein, dankbar gegen den Herrn, der ihm so viel Gutes gethan. „In Oesterreich ist dicke Luft, die Heimweh macht. Den Zweck der Reise aber, die ich ja nie als eine Lustreise betrachtete, habe ich vollständig erreicht."

Unter den vielen in Barths Abwesenheit eingelaufenen Briefen war auch einer von Schmauk in Philadelphia, seinem Jugendgenossen und vieljährigen Geschäftsfreund, der seit einiger Zeit kränkelte. Dießmal schrieb er so wehmüthig, daß Barth in der Antwort bemerkte, er möchte viel lieber mit ihm reden und weinen, als schreiben. Indessen sind die schriftlichen Tröstungen, mit denen er ihn aufzurichten suchte, lesenswerth. Als es noch weniger bedenklich, aber doch so stand, daß Schmauk die Arbeit aufgeben mußte, schrieb er ihm: „Es will mir gar nicht gefallen, daß du als ein Mann in kräftigen Jahren schon am Abwelken sein sollst, während man doch allenthalben thätige Arbeiter so sehr bedarf. Aber freilich, Er weiß am besten, wo und wie Er uns gebrauchen will und wie lange; und wenn Er uns als ausgebraucht auf die Seite legen will, so müssen wir denken: Er allein weiß, was gut für uns ist, und was Er über uns beschließt, ist alles so gut, daß nicht blos wir es nicht besser machen könnten, sondern auch Er selber nicht. Das wird Er auch an dir und den lieben Deinigen herrlich beweisen. Laß nur Ihn getrost machen, thu' als ein Kind und lege dich in deines Vaters Arme. Er ist die Liebe, wenn Er schlägt und wenn Er küßt; und gerade diese Heimsuchung, die über dich

gekommen ist, betrachte ich als einen gnädigen Beweis, daß Er dein in Liebe gedenkt und etwas Gutes und Seliges mit dir vorhat." — Als nun die Nachrichten bedenklicher lauteten, wollte B. die Hoffnung noch nicht aufgeben, daß ein Aufenthalt auf dem Lande den kranken Freund wenigstens einigermaßen wieder aufrichten könnte. „Wo aber nicht, so weißt du ja den Weg zu Dem, der unsere Krankheit getragen hat und der uns befiehlt, alle unsere Sorgen auf Ihn zu werfen. An und für sich würde ich dich glücklich preisen, wenn du so bald dem Jammer dieser Erde entnommen und an den Ort der Ruhe versetzt würdest, das schönste Loos, das ich mir denken kann und das ich unbedenklich sogleich annehmen würde; aber ich kann mir auch wohl vorstellen, daß dir die Trennung schwerer wird als mir. Alle meine Theuren sind mir vorangegangen und ich stehe fast ganz allein da; du hast feste Bande zu zerreißen. Doch im Glauben betrachtet sind sie ja nicht zerrissen oder nur für kurze Zeit, und bald kommen wir alle zusammen in des Vaters Haus. Ich bitte den Herrn, daß er dir Linderung und Hilfe aus seinem Heiligthum senden und seinen heiligen Rettungswillen vollständig an dir ausführen möge." (17. Sept.)

Schmauk, der bereits einen andern Agenten vorgeschlagen hatte, scheint bald darauf in die Ewigkeit abgerufen worden zu sein. Denn die Correspondenz mit ihm geht nicht über das laufende Jahr hinaus. In dem letzten Brieflein an ihn erwähnt B. einen Ausflug ins Steinthal, den er im Herbst machte und anderswo also beschreibt:

„In Carlsruhe suchte mich Sutter auf, und nahm mich mit nach Sterns Hause, wo auch Lindenmeyer, Diez, Käs, Mann und Hennhöfer waren. Dann mit dem Eilwagen nach Kehl, wo mich Hausmeister mit einem Gefährt nach Straßburg abholte. Am Samstag einige Besuche gemacht, einer Sitzung des Congresses beigewohnt und um 4 Uhr mit Hausmeister nach Fouday gefahren, wo wir um 9 Uhr anlangten und bei Fritz Legrand Quartier nahmen. Am Sonntag Morgen hielt ich bei Daniel Legrand einen Hausgottesdienst; Nachmittags giengen

wir sämmtlich nach Waldbach, begrüßten Oberlins Tochter, die Wittwe des (kurz zuvor gestorbenen) Pfarrer Rauscher, sahen Oberlins Studirstube, in welcher Alles unverändert am alten Platze hängt, wie Anno 1824, und hörten eine französische Predigt von Jundt, dem Pfarrer von Rothau. Nach der Kirche nach Fouday zurück, wo wir mit den Rothauer Freunden, etwa 15 Personen im Ganzen, den Thee tranken und ich von Ungarn erzählte. Am Montag ritten wir mit Fr. Legrand auf seine Ferme, jenseits Bellefosse, sahen die herrliche Aussicht, speisten mit D. Legrand, fuhren mit ihm nach Rothau, wo wir die großen Fabriken sahen und den Abend bei Jundt zubrachten. Nach Straßburg zurückgekehrt besuchte ich noch Br. Martin bei Garve, hielt die Judenmissionsstunde in der Kapelle, sprach dort Härter und ein Dutzend anderer Freunde, sah noch Cand. Krafft und trat dann die Rückreise an 2c. 2c."

Der Zweck der Reise war wohl hauptsächlich die Erholung, die Barth am liebsten im Kreise christlicher Brüder suchte. Indessen lag ihm auch ohne Zweifel sehr viel daran, die Ergebnisse seiner Reise in Ungarn den Freunden im Steinthal persönlich mitzutheilen, da er von denselben wußte, daß sie an dem Fortgang des Reiches Gottes in Ungarn den innigsten Antheil nahmen und für das gute Werk, das dort begonnen war, gerne thatsächlich mitwirkten. Denn die Freigebigkeit der theuren Legrands für alle Reichszwecke kannte er aus Erfahrung. Es handelte sich damals um Unterstützungen für den Bau des Wimmerschen Seminars, für den auch bald reichliche Mittel floßen.

Im Spätherbst 1842 erhielt Barth eine Reihe von lieben Besuchen aus dem Missionsgebiet. Zuerst kam Fjellstedt mit seiner Familie und hielt Missionsstunden in Stammheim und Calw. Nach ihm traf der liebe J. F. Weitbrecht mit seiner Gattin aus Indien ein. Dann Leupold aus Benares, und zuletzt der gewaltige Missionsmann Lacroix aus Calcutta, an dem Barth seine beson-

dere Freude hatte. Es war auch eine Lust, solche treue und gesegnete Arbeiter leibhaftig vor sich zu sehen, jeden in seiner eigenthümlichen Art und doch von einem Geiste des Glaubens und der Liebe in Christo getrieben. Ihre Anwesenheit im Vaterlande wirkte erfrischend, belebend und ermuthigend auf die Missionsfreunde. Besonders war es Weitbrecht, dessen Besuch von bleibenden gesegneten Folgen war für die Hebung des Interesses für die Mission in verschiedenen Gegenden. Nicht nur seine Freunde freuten sich, ihn nach fünfzehnjähriger Abwesenheit wiederzusehen, lebendig, frisch, voll Eifers, als ächten treuherzigen Schwaben. Er machte sich auch sehr nützlich in weiteren Kreisen. Sein Freund Lacroix hatte zu Gunsten der Basler Mission Vorlesungen über die indische Mission in der französischen Schweiz gehalten. Dieß veranlaßte ihn zu einem ähnlichen Plane, der nun vorbereitet und im folgenden Jahre ausgeführt wurde, indem er in Basel, Stuttgart und Heilbronn interessante Vorlesungen über das Missionswerk in Indien hielt, die von einem zahlreichen Zuhörerkreise gehört wurden und viel Eingang fanden. Ueberhaupt reiste er von einem Ende des lieben Württemberg zum andern und redete für die heilige Sache. So hielt er z. B. im Hohenlohischen (1843) in 14 Tagen 16 Missionsversammlungen und ließ unvergeßliche Eindrücke zurück. Das Alles bahnte sich nun an. Er hatte auch (Jan. 1843) eine Audienz bei König Wilhelm, der sich sehr eingänglich mit ihm unterhielt. Um jene Zeit wagten es die Stuttgarter Geistlichen zum erstenmale, um die Erlaubniß zu bitten, in Stuttgart ein Missionsfest halten zu dürfen. Nachdem im Lande umher solche Feste längst eingeführt waren, hatte man in der Hauptstadt noch immer Bedenken getragen, mit dem Bekenntniß zur Mission so offen hervorzutreten. Jetzt sollte

es vorwärts gehen. Im März 43 erfolgte die Bewilligung, und so kam es zum ersten Stuttgarter Feste.

Kein Wunder, daß Barth bei dieser neuen Regsamkeit für die Missionssache, auf die er so lange schon hingearbeitet, sein Schlußwort im Calwerblatt, das jetzt in 8000 Exemplaren erschien, über die Worte schrieb:

„So lange Jesus bleibt der Herr, wirds alle Tage herrlicher."

Er fühlte sich wirklich kräftiger als in den sieben verflossenen Jahren, und konnte der ansehnlich vermehrten Arbeit weit besser als früher nachkommen.

1843.

In den Wintermonaten war Barth hauptsächlich damit beschäftigt, seine Correspondenz zu bereinigen; er klagte, daß er damit „auf keinen grünen Zweig kommen könne, so wenig als die Goldammer im Winter." Doch im März gelang es ihm endlich aufs Laufende zu kommen. Beim Geschäftssturz stellte sich heraus, daß der Verlagsverein in zehn Jahren 700,000 Traktate und 432,500 Bände Schulschriften (mit Einschluß der in Ungarn gedruckten) verbreitet hatte. Im Werke war damals eine revidirte Ausgabe des trefflichen alten württembergischen Spruchbuchs, das auch hernach erschien, ob man gleich im Lande selbst auf die Wiedereinführung nicht hoffen durfte. Württembergische Kolonieen und andere evangelische deutsche Gemeinden im Auslande konnten es deßhalb doch zu schätzen wissen und gebrauchen.

Barths erster Ausflug im Jahre führte ihn über Kirchheim (25. März) zum Missionsfest nach Nürtingen, wo die

Kirche gepfropft voll war. Dann predigte er für seinen alten Freund Ranz in Bernhausen von dem Reiche Christi, daß es nicht von dieser Welt, aber doch in dieser Welt sei, und fuhr mit etlichen Stuttgartern Nachmittags nach Echterdingen, um dort zu predigen „nach einer alten Einladung." Der Pfarramtsverweser hatte aber eine Missionsstunde bestellt, die nun auch gehalten sein mußte, was natürlich keine Schwierigkeit hatte. Er predigte über Jesaia 60, 1—6. in einer gedrängt vollen Kirche, die wohl 3000 Menschen schon eine Stunde zuvor besetzt hatten. Nachher besprachen die Brüder die Frage, ob nicht durch Stiftung eines Echterdinger Missionsvereines etwas dafür gethan werden könnte, um das erwachte Interesse auch für die Zukunft zu erhalten. In Stuttgart hatte Barth mit Knapp eine zweitägige Verhandlung, in der für eine zweite Auflage der württembergischen Geschichte vorgearbeitet wurde. Eine Revision der ersten in Gemeinschaft mit einem solchen Schriftsteller, wie Knapp, war für Barth begreiflicher Weise von großem Werth.

Sodann beschäftigte ihn, alles Andere absorbirend, die Nachricht, daß W. Hoffmann, der von der Gemeinde Kornthal einstimmig zum Pfarrer erwählt war, den Vorstehern der Gemeinde schon früher, bei seinem Abgang nach Basel, das Versprechen gegeben habe, im Falle der Erledigung der Pfarrei einem Rufe unweigerlich zu folgen und sich dem Dienst der Gemeinde zu widmen. „Was soll daraus werden!" rief Barth aus. In Kornthal zweifelte man nicht, daß Hoffmann annehmen werde. Barth aber konnte und wollte das nicht glauben, da er Hoffmann als den für das Missionsinspektorat allein möglichen Mann ansah und die Arbeit an einer kleinen Gemeinde den großen Gaben des für einen allgemeinen Posten berufenen Mannes offenbar nicht zu entsprechen schien. Sein Trost war: „Der Herr

wirds versehen!" denn er selbst sah nicht hinaus. Indessen wurde es ihm vergönnt, in der lieblichen Osterzeit einen Besuch in Königsfeld zu machen, wo er am Osterfeste predigte. Ueber Triberg und Hornberg, wohin Br. Weiz mitfuhr, giengs zurück, dann über Wolfach, Rippoldsau und Freudenstadt. In dem Guttacher und Wolfacher Thal stand Alles in voller Frühlingsblüthe. — Während seiner Abwesenheit war ein junger israelitischer Arzt Namens Bloch aus Pesth, von einem der schottischen Missionare an ihn adressirt, ins Land gekommen, der die Taufe begehrte. Da er in Calw jetzt keine Aufnahme finden konnte, wurde er zu mir gewiesen. Von da begab er sich zu Pfarrer Haas, der ihn nach seinem Wunsche zur Taufe vorbereitete, und einige Zeit hernach in Notzingen taufte, wobei die ehrwürdige Herzogin Henriette, die sich, wie ihre Tochter die Erzherzogin Maria, für diesen begabten Mann sehr interessirte, die Pathenstelle versah. Da Barth zu seinem Bedauern auch um jene Zeit verreist war, so durfte ich an seiner Statt die andere Stelle als Pathe einnehmen und dieser schönen Feier beiwohnen. Der Vorgang gab Anlaß, ein neues Band zwischen Ungarn und Württemberg zu knüpfen.

Die neue Reise Barths gieng nach Berlin und betraf die Auswirkung weiterer Portofreiheit für die Calwer Missionsschriften. Ehe Barth dieselbe antrat, erhielt er die beruhigende Nachricht, daß die Gemeinde Kornthal, nachdem ihr das Bedürfniß des Basler Missionshauses vorgestellt worden war, ihren Ruf an Hoffmann zurückgenommen habe, und nun statt desselben den theuren Bruder Staudt, bisher Lehrer im Missionshaus, zu ihrem Pfarrer berufe. Damit fiel Barth ein schwerer Sorgenstein vom Herzen. Diese Wendung der Dinge wurde in der Folge doppelt erfreulich für ihn, weil sich Staudt bald darauf mit Louise

Köllner verlobte und dadurch in den Kreis seiner Verwandtschaft eintrat.

Nach Berlin reiste Barth mit Pfr. Burk, seinem trauten Jugendfreund und innig verbundenen Bruder, der als Redakteur des Christenboten durch ähnliche Gründe zur Reise nach der preußischen Hauptstadt veranlaßt wurde. Sie fuhren am 8. Mai von Stuttgart ab, während der Frühling, dem Entschwinden nahe, noch immer mit nie gesehener Pracht von den Bäumen lachte, und erreichten, mit dem Eilwagen die Nacht durchfahrend, Nürnberg, wo sie in den wenigen Stunden ihres Aufenthalts hauptsächlich davon hörten, wie weit bereits die Opposition gegen die Basler Mission von Seiten der Lutherischgesinnten vorgeschritten war. Das nächste Reiseziel war Altenburg, wo sie am frühen Morgen ankamen und noch ein wenig ruhen konnten. Die Herzogin, bei der sich Barth melden ließ, rief ihn alsbald zu sich und stellte ihm ihre Töchter vor, von denen er die älteste, Prinzessin Therese, schon von Kirchheim her kannte. Der Herzog, ein sehr einfacher, freundlicher Herr, setzte sich auf eine Stunde zu der Gesellschaft, die in lebhafter Unterhaltung begriffen war. Nach seinem Auftrag begleitete Professor Gersdorf die Reisenden zu den Geistlichen der Stadt, in welcher nun eben wieder etwas Leben zu erwachen anfieng, nachdem sie Jahrzehnte lang durch den Rationalismus greulich verwüstet worden war. Generalsuperintendent Fritzsche drückte ihnen beim Abschied seine Freude darüber aus, daß er keine „Stockpietisten" an ihnen gefunden, sondern Leute, welche ihre Zeit und den jetzigen Entwicklungsgang der Theologie zu begreifen suchen. — Die Eisenbahn, die sie von hier aus benützen konnten, brachte sie am folgenden Tage nach Berlin, wo sie noch am Abend ein für sie gemiethetes Logis bezogen und dann Nathanael Köllner

aufsuchten, der damals in Berlin studirte. In den zwölf Tagen ihres Aufenthalts machten sie neben der Erfüllung ihrer Hauptaufgabe viele interessante Gänge. Zweimal hielt Barth die Missionsstunde. Für seinen Zweck suchte er durch die Prinzessin Wilhelm, die sich seiner sehr freundlich annahm, eine Audienz beim König zu erhalten, die ihm alsbald gegeben wurde, und zwar in Potsdam. Der König empfieng ihn mit einem warmen Händedruck und fragte ihn zuerst nach dem Zweck seiner Reise. Barth trug vor, daß ihm der Vater des Königs die Portofreiheit für das Calwer Missionsblatt bewilligt habe, daß aber nun zwei weitere Missionsblätter dazu gekommen seien, für welche er dieselbe Begünstigung wünschen müsse, weil namentlich bei den Monatsblättern viel daran liege, daß sie immer zu rechter Zeit an die Geistlichen kommen. Er habe um diese weitere Portofreiheit gebeten, aber eine abschlägige Antwort erhalten. Der König sagte ihm darauf, der Weg, den er bei seiner Bitte eingeschlagen, sei nicht der rechte gewesen; er müsse sich an das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten wenden. Wenn die Sache von diesem mit einem günstigen Beibericht an ihn gelange, so werde er die Bitte sogleich bewilligen. Hierauf unterhielt sich der König in seiner lebendigen und geistreichen Weise aufs Freundlichste mit ihm über Kirchliches und Theologisches, und dankte ihm beim Abschied für seinen Besuch. — Tags darauf erhielt Barth Zutritt bei dem Minister Eichhorn, an den er vom König gewiesen war. Er fand in ihm einen sehr milden, einfachen und herzlichen Mann, der auf die Württemberger viel zu halten schien. Als ihm Barth sein Anliegen vortrug, versprach er dasselbe mit aller Geneigtheit zu unterstützen und bezeichnete die weiteren Schritte, die in dieser Sache zu thun wären. Im Uebrigen bewegte sich das Gespräch

hauptsächlich um die Frage, wie den schlechten Volksblättern ein besseres, ebenso unterhaltendes, anziehend und populär geschriebenes Blatt entgegengesetzt werden könnte, was dem Minister besonders am Herzen lag. Er wünschte von Barth Rath in Betreff eines dafür zu berufenden Mannes und bat ihn um schriftliche Mittheilung seiner Gedanken über die Einrichtung eines guten Volkskalenders.

Barth hatte gehofft, den Baron Kottwitz, den er 1824 kennen gelernt, wieder zu sehen; aber der theure Mann starb den Tag nach seiner Ankunft; und so war es ihm nur vergönnt, das Todesbild desselben im Sarge zu sehen und ihn mit einer großen Menge von Trauernden zu Grabe zu geleiten. Bei diesem Anlasse traf er mit vielen bedeutenden Männern zusammen, von denen er manche eben hier erst kennen lernte. Sein Begleiter war Pastor Kunze. Bei Snethlage, den er vom Wupperthal her kannte, lernte er den jungen Prediger Godet kennen, den Erzieher des preußischen Thronerben, einen sehr liebenswürdigen, wohlunterrichteten Mann, mit dem er gerne näher verkehrte. Der Erbprinz ließ ihm durch denselben für die Armen-Heinrichsbüchlein und die Jugendblätter danken und ihn bitten, noch mehr solche Büchlein zu schreiben.

Es wäre noch viel zu sagen von seinen Besuchen bei Goßner, der anfieng, ein Siebziger zu werden, aber immer noch rüstig und lebhaft, und in seinem Umgang erfrischend war, bei Neander, und bei Hengstenberg, der ihn mit vieler Liebe aufnahm und unter Andern zu W. Hengstenberg, dem Pfarrer in Teltow, Barth's Jugendfreund, brachte, wo die alte Liebe erneuert wurde, und von vielen andern Zusammenkünften mit neuen und alten Freunden. Wir können aber nicht Alles beschreiben. Auf den besonderen Wunsch der Prinzessin Wilhelm besuchte er den Kabinetsminister General

Thiele, der ihm mit brüderlicher Liebe entgegenkam und unter Anderem sagte: „Ihr Calwer Missionsblatt kenne ich wohl; besonders aber sind mir Ihre Jugendblätter lieb, und wenn ich einmal Bankerott mache, so sind Sie mit Schuld daran, weil ich schon so viele Exemplare der Jugendblätter verschenkt habe." Sonst war das Gespräch dem mit dem Minister Eichhorn ähnlich, und bewegte sich um die Mittel und Wege der Herbeiführung einer guten Volksliteratur und die Männer, die dafür zu gewinnen wären. Der Minister sprach seine Ueberzeugung aus, daß wir in der letzten Zeit leben, und daß die Zukunft Christi näher sei, als man gewöhnlich glaube. „Darüber redeten wir noch Verschiedenes, und es wurde mir schwer, von dem brüderlichen Manne aufzubrechen; aber ich wußte, wie sehr er beschäftigt ist, und gieng nach einer halben Stunde wieder nach Hause."

Auf der Universität besuchte er Prof. Lichtenstein, den er fragen wollte, ob er ihm durch seine Verbindungen für das zoologische Kabinet einen Dienst erweisen könne, und hatte eine instruktive Unterredung mit ihm, worauf er das durch systematische Anordnung ausgezeichnete Kabinet mit Befriedigung sah. Missionar Sprömberg führte ihn in die Kopf'sche Anstalt für Kinder und junge Leute, die wegen Diebstahls oder anderer Vergehen schon eine Strafe erstanden haben, in der es ihm wohl gefiel. Mit seinem lieben Vetter R. Köllner besprach er sich unter Anderem über Schellings Vorlesungen, namentlich über dessen Erklärung von Joh. 1, 1—14., durch die er später veranlaßt wurde, ein eigenes Sendschreiben an Schelling zu richten.

Nach Himmelfahrt verließen die Reisenden Berlin und wendeten sich nach Wittenberg, wo sie den theuren Mann Heubner besuchten, der wohl älter geworden war, aber an Frische und Lebendigkeit des Geistes und an Wärme des

Herzens keine Abnahme spüren ließ. In Halle trafen sie bei Tholuk mit Schmieder zusammen, der, eben auf der Rückreise von dem 300jährigen Jubiläum der Schulpforte begriffen, nach Halle kam. Mit ihm ein Gespräch über Propheten und Apokalypse. Hierauf mit Dr. Gelzer zusammengetroffen, Prof. J. Müller kennen gelernt, das Waisenhaus gesehen, den Pastor von Tippelskirch in Giebichenstein aufgesucht. Dann nach Leipzig zu Tauchnitz, am Sonntag den Prediger Häusel gehört. In Dresden die Gemäldegallerie, auch das Missionshaus, besucht, mit Buchhändler Naumann allerlei besprochen. Ueber Nürnberg kamen sie in den ersten Tagen des Juni glücklich nach Hause.

Unter großem Arbeitsgedränge schrieb er nun eine Erzählung für die Weihnachtsblüthen („das Elenderle"), ehe er nach Basel eilte, wo er unter den zahlreichen Festgästen auch den Missionar Dr. King von Athen wieder fand, der ihn zuvor in Calw besucht hatte. Er blieb fortan in steter Verbindung mit ihm.

Die Bewilligung der Portofreiheit von Berlin lief (Juli) in Calw ein und veranlaßte Barth zu einer Reise nach Kreuznach, wo er mit dem Agenten des Verlagsvereins Geschäfte hatte. Er verband diese Tour mit dem Besuche des badischen Missionsfestes in Wiesloch, wohin ihn Bezner mit mir begleitete; die 150 anwesenden Geistlichen gaben hinlänglichen Beweis dafür, wie sehr das Missionsinteresse im badischen Lande gewachsen war. In Kreuznach waren wir auch bei dem gediegenen Judenmissionar Stockfeld, der mit Barth in Correspondenz stand; die warme Liebe für Israel, die aus diesem Manne heraussprach, und die ganze Innigkeit seines Wesens ließ sehr wohlthuende Eindrücke bei uns zurück. In Frankfurt wurde Missionsstunde gehalten, die nicht ohne Frucht blieb; auch besuchten wir den ehr-

würdigen Friedrich von Meyer, der in früherer glaubensloser Zeit für Viele ein Lehrer gewesen war und in dessen Erscheinung sich unverkennbar etwas von der Herrlichkeit des in ihm wohnenden Geistes Christi aussprach. — Völter und ich benützten die Gelegenheit, um einen Besuch bei unserem theuren Schwager, Prof. Thiersch in Marburg, zu machen. Während wir uns dort an dem lieblichen Familienleben erfreuten und in Erinnerung an den seligen Stilling in dem schönen Lahnthal umsahen, hatte Barth mit Hoffmann und Bezner indessen eine sehr unangenehme Rückfahrt. Sie mußten, weil das eigentliche Dampfboot zerbrochen war, ein überaus schmales Lokalboot benützen, das gedrängt voll wurde und nur einen Platz zum Stehen übrig ließ. Da standen sie denn den ganzen Tag auf dem gleichen Fleck, behielten aber trotz dem starken Wind allezeit guten Muth. Das schwer beladene Schifflein, das nur eine schwache Maschine hatte, gieng sehr langsam, so daß eine bedeutende Verspätung eintrat. Am Ende brach auch noch ein Rad, und kaum gelang es den Freunden noch, in Mannheim den letzten Zug nach Karlsruhe zu erreichen. Um so fröhlicher feierte Barth an diesem Abend seinen Geburtstag (31. Juli) mit denselben. Wenn er mit Hoffmann zusammen war, gab es immer Vieles zu besprechen, was von gemeinsamem Interesse war. Da wurden wichtige Reichsfragen verhandelt und für die nähere und entferntere Zeit Abrede getroffen. Ihre Gaben ergänzten sich auf eigenthümliche Weise; und bei großer Verschiedenheit der Ansichten in manchen theologischen Punkten war doch die beste, auf gegenseitige Hochachtung gegründete Harmonie.

Nach diesem Ausfluge brannte die Arbeit desto heißer. Für das Missionsblatt zwar war durch die immer ausgedehntere Korrespondenz in die verschiedensten Heidenländer

eine Fülle von Stoff vorhanden. Aber die „kleinen Erzählungen“, von denen auf Weihnachten das erste Bändchen erscheinen sollte, und für welches fünf neue Erzählungen (Peter Trom, das Frauenkreuz u. s. w.) geschrieben werden mußten, gaben viel zu thun. „Das ist ein rechtes Elend,“ schrieb er da einmal, „wenn man dergleichen im Taglohn machen muß, und anders komm' ich doch nicht dazu.“ Sie wurden mit Mühe zu rechter Zeit fertig, scheinen aber den Verfasser selbst nicht befriedigt zu haben; denn er bemerkt bei der Versendung derselben an einen Freund: „Hier ein Exemplar meiner neuesten Kinderschrift, die du getrost ungelesen lassen kannst, wie ich vielleicht ungeschrieben.“ — Dazwischen wurde das erste Stuttgarter Missionsfest gefeiert, bei dem Barth die Zuhörer auf eine Rundreise in alle Missionsgebiete mitnahm, und als ein Mann, der diese Reise schon oft gemacht, überall auf das Interessanteste aufmerksam machte. Theure Freunde aus der Ferne kamen zum Besuche nach Calw, z. B. Pastor Sander. Eines Abends traf Bloch aus Ungarn ein, der nach seiner Taufe in Tübingen studirte, begleitet von dem ungarischen Prediger Dr. Szégács, der eine Reise durch Italien und die Schweiz gemacht hatte und einen Brief von der Erzherzogin an Barth brachte. Dieser begabte Mann, den Bloch den ersten Kanzelredner Ungarns nannte, war durch das Züricher Missionsfest, dem er beiwohnte, und bei welchem ihn besonders eine Rede von Staudt ergriffen hatte, den Kreisen der Glaubigen näher gebracht worden. Er war daher sehr erfreut, als Staudts am Tage nach seiner Ankunft zum Mittagessen nach Calw kamen. Hier, wie sonst oft, war Barth's Tisch ein Vereinigungspunkt, wo weit entfernte Freunde des Reiches Gottes auf die einfachste und herzlichste Weise unerwartet

zusammentrafen, sich kennen lernten oder wiedersahen und mit seltener ungezwungener Freude an einander labten.

Um diese Zeit kam Missionar Seldenschlo aus Labrador, der hernach Diasporareisender für Württemberg wurde und Jahre lang ein häufiger Gast in Barth's Hause, auch sein Begleiter auf Reisen im Lande war, wie er sich denn nach seiner Verheirathung häuslich in Calw niederließ.

Es folgte das Missionsfest in Kirchheim, darauf ein Besuch in Kornthal, wo nun Staudt als Pfarrer eingetreten war. Auf dessen dringenden Wunsch hielt Barth die eben einfallende Bußtagspredigt über Jesaia 33, 24. Bei dem Feste der Rettungsanstalt in Plieningen war es, daß er Gustav Schwab, seinen vormaligen Repetenten in Tübingen, nach 25 Jahren zum erstenmale wieder sprach und ihn ein heiteres Gedicht von A. Knapp sehr gut vortragen hörte. Die Kreise der Glaubigen dehnten sich immer weiter aus, und viele kamen herbei, die früher lange ferne gestanden waren. Aber auch manche tiefgefühlte Lücken entstanden durch unerwartete Todesfälle. So starb in jenen Tagen Dekan Friedrich Zeller in Besigheim im kräftigsten Mannesalter. Durch seinen Tod wurde Barth sehr erschüttert. Er schrieb zwei Trostbriefe darüber an Zellers Schwager, Pfarrer Seeger, der einer Aufmunterung um so bedürftiger war, da gleichzeitig seine Gattin, die Schwester des Heimgegangenen, am Schleimfieber krank lag. In denselben sagt er:

„Der Heimgang des l. Fritz, mit dem ich schon vor 30 Jahren Briefe wechselte, geht mir sehr nahe, besonders wenn ich an das Häuflein von Waisen denke, die größtentheils ihren Verlust noch nicht einmal verstehen. So ein kräftiger Mensch, so ein brauchbarer Knecht Christi, dessen Stelle so gut ausgefüllt war, und so schwer zu ersetzen ist, mußte in den besten Jahren dem Dienst der Kirche und seiner Familie entzogen werden. Wer kann diesen Weg des Herrn verstehen! Wer darf ihn aber

tadeln, da wir ja wissen, daß er immer nur das Beste thut! Den Abend lang währet das Weinen; aber des Morgens die Freude. Daran müssen wir uns halten. Der Morgen ist ja nicht mehr fern; denn Christus ist der Morgenstern; ist er uns aufgegangen, wird bald die Sonne prangen.“ - „Der Leidenstiegel glüht also immer noch, aber doch nicht so, daß nicht durch die Hitze die Wärme der Liebe Gottes hindurchzufühlen wäre. Den schmerzlichen Zustand zwischen Furcht und Hoffnung kann ich dir nachempfinden; denn ich habe ihn selbst vielfach erfahren. Aber Gottlob, daß du doch bisher so gnädig von schmerzlichen körperlichen Leiden verschont geblieben bist und auf eine so augenscheinliche Weise an dir erprobt siehst, daß der Herr nicht über Vermögen versucht. Wenn er uns züchtigt, so erweist er sich uns als Kindern, die er lieb hat, und an denen er nicht blos selige, sondern auch herrliche Absichten erreichen will. Euch wird's freilich nicht so vorkommen, denn unter dem Leiden erfahren wir gewöhnlich nur unsere Untüchtigkeit und Schwäche, unser Garnichts, aber gerade das ist der rechte Zustand und die rechte Stimmung, worin der Herr sich verherrlichen kann. Jetzt denket ihr wohl manchmal im Stillen: „Warum geht's doch bei uns so schwer unten durch, und andere Kinder Gottes haben doch auch Zeiten der Erquickung, der Ruhe, und kommen viel leichter weg?“ Aber drüben wird's euch klar werden, daß das nicht Hintenansetzung, sondern ein Vorzug gewesen. Daran zweifle ich keinen Augenblick. — Am Dienstag war der l. Zeller von Döffingen da mit seinem Bruder und den drei Knaben des sel. Fritz nebst Herwigs Heinrich. Ach wie rührend war mir der Anblick dieser drei Kinder, besonders des liebenswürdigen Johannes, der mich an seinen Vater lebhaft erinnerte, als ich noch mit ihm im Hof zu Mundelsheim mich im Bogenschießen nach dem Scheurenthor übte! Wie schnell geht unsere Zeit dahin! Wie bald werden auch wir dort sein in den ewigen Scheuern! Nur Geduld! Die paar Stunden, da wir noch zu kämpfen haben, werden ja auch durchzumachen sein. Er wird uns helfen, er kann ja nicht anders. Der Heiland stärke euch und segne eure Prüfungsstunden und führe sie zu einem fröhlichen Ziele des Dankens, und der Freude.“ (Wir können uns

nicht enthalten beizufügen, daß jener Knabe Johannes nun längst, als Missionar in Nazareth, eine reichgesegnete Wirksamkeit hat.)

Im Oktober wurde Blumhardt mit seiner Missionsgeschichte für den Calwer Verlagsverein fertig; dieses Handbüchlein war überaus erwünscht, da es durch seinen reichen Inhalt ganz geeignet ist, den Missionsfreunden, die sich auf den großen Gebieten der Heidenländer zu orientiren wünschen, die besten Dienste zu leisten. Barth revidirte dasselbe im November, und traf Einleitung, daß es gleichzeitig in's Französische übersetzt wurde und so in zwei Sprachen auf einmal erschien. — Hierauf schrieb er eine Erzählung für Harnisch's Volkskalender; er benützte gerne jede Gelegenheit, für Unternehmungen dieser Art einen Beitrag zu liefern, damit im Gegensatz gegen so viel Verderbliches auch etwas Besseres unter das Volk käme. Eine Benützung der Kalender für diesen Zweck schien ihm immer von besonderer Wichtigkeit.

Ende Novembers starb der hochbetagte Vater eines benachbarten Pfarrers. Barth, dem die Leichpredigt übertragen war, nahm zum Texte Hebr. 9, 27 f. und führte drei Punkte aus: 1) Der Mensch muß einmal sterben, wenn er auch noch so alt wird (der Verstorbene war 88 Jahre alt); es ist ein Gesetz, von dem keine Ausnahme gemacht wird. 2) Der Mensch muß einmal sterben, und kann, wenn er es drüben anders findet, als er erwartete, nicht wiederkommen, um noch einmal von vorn anzufangen. 3) Auf den Tod folgt das Gericht, zwar nicht unmittelbar der Zeit nach; aber doch so, daß dazwischen keine andere Erlösung mehr ist, als die uns hier in Christo angeboten wird. Denn Christus kommt nicht wieder, um für die, welche seine Versöhnung nicht benützt haben, noch einmal zu sterben, sondern wann er wiederkommt, erscheint er als Richter.

1844.

Vor Weihnachten 1843 übergab mir Barth das sechsjährige Söhnlein seines einzigen Bruders, das er in seine Fürsorge nahm, zur Erziehung mit meinen Knaben, und brachte das Kind selbst zu uns nach Großheppach. Ueber die Feiertage war er in Stuttgart, wo er sich an den Predigten von Knapp, Dettinger und Hofacker erbaute, sowie an einer trefflichen Missionsstunde von Miss. Leupold aus Benares. Am Fest selbst fuhr er mit letzterem nach Kornthal, wo er sich der schönen Gelegenheit freute, mit Hoffmann und Miss. B. Schmid, die er hier traf, allerlei durchzureden. Nachdem er sich dann noch, zusammen mit Hoffmann, etliche Tage in verschiedenen Kreisen der Stuttgarter Brüder erquickt hatte, reiste er noch im alten Jahre nach Calw zurück und steckte bald wieder tief in der Arbeit. Am Tage vor Sylvester aber traf Zaremba bei ihm ein, ein willkommener lieber Gast, der in den folgenden Monaten die Einsamkeit des winterlichen Lebens erheiterte. Zaremba, der als Missionsprediger in der Heimat wirkte, bedurfte der Erholung, und Barth erbat es sich von den Vorstehern in Basel, daß er diese Ausruhezeit bei ihm in der Stille zubringen durfte, so daß er, ohne durch Vorträge in Anspruch genommen zu werden, seine Besuche bei näheren und entfernteren Freunden ungestört machen konnte. — In ähnlicher Art befand sich in jenen Wochen bei Barth Miss. Seldenschlo, doch dieser nicht zum Ausruhen, sondern so, daß Calw seine Station war, von der er allemal wieder ausgieng, um in den Schwarzwaldorten von den Eskimos zu erzählen und Erbauungsstunden zu halten.

Während B. auf diese Weise mit seinen „beiden Russen" eine stille Zeit verlebte, giengen in seinem vormaligen Pfarrort **Möttlingen** nicht geringe Dinge vor. Die Todtengebeine, über die Barth oft geklagt, fiengen an sich zu bewegen, und immer wunderbarer und erfreulicher klangen Blumhardts Berichte. So nüchtern Barth die Sache betrachtete, so durfte er sich doch bald überzeugen, daß hier etwas Reelles vorliege. Am 13. Febr. 1844 schreibt er: „Am Sonntag war ich mit Seldenschlo in Möttlingen und habe mehrere der Erweckten gesehen, die einem Freude machen. Freilich sind unter denselben auch Manche, die längst erweckt und Stundenleute waren, aber zum Theil sehr schläfrig und nicht ganz lauter, zum Theil von dem neuen Leben auf's Neue angefaßt wurden. Indessen ist doch das Ganze ein Wunder vor meinen Augen." Am 24. Febr.: „Wir streuen Jahre lang den Samen aus und wissen, daß wir guten Samen gehabt und nicht vom Samenhändler uns haben betrügen lassen, und doch will nichts aufgehen und die Leute sind einmal wie das anderemal. Aber es ist nichts verloren, nur brauchts gute Weile bis etwas hervor kommt, davon habe ich jetzt ein auffallendes Beispiel vor Augen. In Möttlingen hatte Machtolf 37 Jahre lang das Evangelium kräftig gepredigt, nach ihm Groß 14 Jahre lang, durch den viele Leute erweckt wurden, aber im Ort selbst Wenige; dann, nachdem 10 Jahre lang wenigstens nichts niedergerissen, wenn auch nichts neu aufgebaut worden, arbeitete ich 14 Jahre lang auf dem alten Grunde fort, in der Hoffnung, wenigstens von dem vormals gestreuten Samen eine Ernte zu sehen. Aber diese Freude war mir nicht bestimmt; habe sie freilich, aufrichtig gestanden, auch nicht verdient. Nun nachdem mein Nachfolger Blumhardt auch wieder 5 Jahre lang treulich sich gemüht, in deren Laufe es dem äußeren Anschein nach immer schlimmer wurde, und der Stand der Sittlichkeit und des inneren Lebens auch bei vormaligen Gemeinschaftsgliedern immer tiefer herabgesunken war, — nun ist seit einigen Wochen ein Feuer angezündet, das immer weiter um sich greift. Eins ums Andere, darunter

die Rohesten und Wildesten zuerst, kam verzweifelnd und klagend, gedrückt und weinend zum Pfarrer und bekannte seine Sünden und fand schneller oder langsamer den Frieden der Vergebung. Furchtbare Greuel der Sünde, die im Geheimen getrieben wurden und wohl auch anderwärts getrieben werden, kamen zum Vorschein, und so sind nun bereits mehr als dritthalbhundert Personen, von den achtzigjährigen Greisen bis zu den Schulkindern herab, gekommen; und das Feuer hat sogar in's Filial hinüber gezündet, wo bisher eine absolute Unempfänglichkeit zu herrschen schien, und auch dorther haben sich schon mehr als 20 Personen gemeldet. Bei der am letzten Montag gehaltenen Hochzeit der Tochter eines der standhaftesten Gegner der Wahrheit wurden die schönsten Lieder unseres Gesangbuchs mit heller Stimme gesungen und so dem Evangelium ein lauter Triumph verschafft. Merkwürdig ist, daß die Leute sich immer auf Eindrücke berufen, die sie zu Machtolfens, Großens und meiner Zeit empfangen und gegen die sie so lange untreu gewesen. Namentlich aber hat sich's auf's Neue herausgestellt, wie wichtig unsere Konfirmation ist; denn fast Alle bekannten, daß sie da einen Stachel bekommen haben, den sie nicht mehr los werden konnten." — Am 2. März: „In Möttlingen gehen die Triumphe der Gnade fort."

Während Blumhardt in der Ernte begriffen war, erhielt Barth den Auftrag, eine neue Saat auszustreuen, oder besser, eine neue Pflanzung zu begießen. „Im März gedenke ich eine Missionsreise durchs Hohenlohische zu machen auf den Wunsch der Basler Committee, um das von Weitbrecht 1842 angezündete Feuer wieder auf's Neue anzublasen." Der Auftrag fiel ihm schwer; aber die Wichtigkeit der Sache war zu einleuchtend, als daß er hätte abschlagen können. Indessen verzog es sich damit, weil man erst eine geeignete Zeit abwarten wollte, bis in den Anfang des Mai. Die nähere Abrede darüber wurde mit Pfarrer Braun von Crispenhofen am 25. März beim Feste in Großbottwar getroffen, bei welchem er sich mit dem seligen Oberamtsrichter Schmid einfand.

Dort predigte Barth Vormittags und redete dann des Nachmittags mit Andern in einer vollen Kirche. Ungeachtet des üblen Wetters waren von nah und fern Viele gekommen, aus dem weit entlegenen Onstmettingen bei Balingen war ein Wagen voll Leute da. In der Schule wurde eine Sammlung von Götzen gezeigt, die damals in einer Kiste verpackt ihre Wanderungen durch das Land machten, und überall hingesendet wurden, wo man sie zur Veranschaulichung des schauerlichen Götzendienstes zu erhalten wünschte.

Vor und nach diesem Feste war Barth mit einer Erzählung beschäftigt, auf deren Ausarbeitung er mehr Zeit als gewöhnlich verwendet hat. Es war „die Reise in den Krebs," die zuerst in der Christoterpe erschien, und später in die „Bilder aus dem innern Leben" (Heidelberg, bei Karl Winter 1853) eingereiht wurde. Er behandelte in derselben ein Thema, das in unsern Tagen immer wichtiger wird, die Gefahr des Rückfalls in den Unglauben, der auch Erweckte ausgesetzt sind, wobei er klar unterschied zwischen dem Rationalismus früherer Tage und dem baaren Unglauben der Neuzeit. Da tritt vor uns der gähnende Abgrund, der sich bei Solchen in dem Krebsgang befindlichen Seelen zwischen Jetzt und Vormals aufthut, und die Jämmerlichkeit und Trostlosigkeit, die sich alsbald bei ihnen herausstellt, wenn die nahe Ewigkeit plötzlich vor ihren Augen steht. Er beleuchtet die heimlichen Ursachen eines solchen traurigen Rückschritts und weist auf die rechten Heilmittel hin. In dem Unbekannten, der am Mastbaum des Schiffes so unerschütterlich fest steht, tritt uns die Majestät eines lebendigen, durch die Trübsal bewährten Glaubens vor Augen. Man sieht, wie der im Glauben Erstarkte in der schwersten Probe siegreich besteht und durch sein Zeugniß in redlichen Seelen den verlorenen Glauben wieder zu erzeugen im Stande ist,

weil er ihnen gut steht für ihre endliche Errettung. Mich gemahnte dieser felsenfeste Mann an unsern seligen Freund Barth selbst, wie er in äußersten Nöthen innerer und äußerer Art einen überaus wohlthuenden und glaubenstärkenden Gleichmuth bewahrte, so daß man sich mächtig von ihm angezogen fühlte, ob er nun die Verzagtheit bestrafte oder den Niedergedrückten mit seinen Tröstungen aufzurichten versuchte. Wer sich durch den wunderlichen Eingang der Erzählung nicht abschrecken läßt, wird Vieles in derselben finden, was für unsere glaubensschwache Zeit von Werth ist. Manchem im Krebsgang Begriffenen, der über sich selbst erschrickt und die Brücke wieder zu finden sucht, die ihn zu dem verlorenen Kindheits- und Jugendglauben zurückführen könnte, wird sie heilsame Anregungen und Winke darbieten. — Daß das Ganze Fiction ist, versteht sich von selbst; daß es aber theilweise historische Grundlage hat, das deutet Barth selbst am Schlusse mit halben Worten an. Mir ist bekannt, daß wenigstens die unglaublich klingenden Lebensschicksale, die der Unbekannte auf dem Felsen am Meeresstrande den beiden Abgefallenen erzählt, nicht von Barth erfunden, sondern einer wirklichen Lebensgeschichte entnommen sind. Einer unserer gemeinschaftlichen Freunde vernahm diese aus dem eigenen Munde dessen, der sie erlebt hat, und theilte sie uns schon in den dreißiger Jahren mit; Barth aber wußte sie auf eine passende Weise mit Veränderung der Personen- und Ortsnamen in seine Dichtung einzuflechten und für den Zweck derselben zu verwerthen.

Am 1. Mai war das Missionsfest in Calw, zahlreicher als je besucht, weil viele Leute begierig waren, bei dieser Gelegenheit auch Blumhardt zu hören, nachdem sie von den merkwürdigen Erweckungen in Möttlingen Kunde erhalten hatten. Tags darauf reiste Barth nach Heilbronn ab, um

von dort die oben erwähnte Missionstour in's Hohenlohische anzutreten. Am 3. hielt er zuvor einen Vortrag in Heilbronn, den Stadtpfarrer Heyd veranstaltet hatte; nach der Kirche fuhr er nach Künzelsau, wo er bei Oberamtsrichter Schmid, „einem wahren Jünger Jesu," logirte. Am 4. giengs nach Mergentheim, wo am 5. ein sechszehnjähriger Gallaknabe, den Herzog Paul von seinen Reisen in Afrika mitgebracht hatte, konfirmirt wurde. Nachmittags hielt Barth vor einer zahlreichen Versammlung Missionsstunde, in der er, an den besonderen Fall anknüpfend, die Missionsversuche in Ost- und Westafrika schilderte. In Freudenbach bei seinem alten Freund Fritz Hochstetter, wo am 7. der Taubermissionsverein sein Jahresfest feierte, traf er viele benachbarte Pfarrer, zum Theil von Tübingen her bekannt, und gegen 20 bayrische Geistliche. Am 8. hielt er in Segnitz eine Missionsstunde, in der auch 8—10 benachbarte Prediger und viele Juden anwesend waren; in Blaufelden redete er am 10. vor einer großen Versammlung 1½ Stunden lang über die Geschichte der Mission. Beim Jahresfest des fränkischen Missions-Vereins in Künzelsau (12.) unterstützte ihn Braun, der eifrigste Missionsfreund in diesem Landestheil. In Tübingen, wo er bei Palmer logirte, wurde das Missionsfest (16.) zum erstenmal in der Kirche gefeiert, ein erwünschter Fortschritt. Am 17. gieng er nach Ebingen zu Stadtpfarrer Schauffler, und hielt in dessen gefüllter Kirche einen Vortrag. Auch in Kirchheim u. T. war (19.) beim Missionsfest die Kirche gedrängt voll. So durfte er in einer Zeit von 19 Tagen die Sache der Mission vor etwa 20,000 Personen vortragen und vertreten, auch dabei überall die gnädige Durchhilfe des Herrn erfahren, so bange es ihm vorher gewesen war.

Zehn Tage nach seiner Rückkehr reiste er zum Feste nach Basel

(30. Mai), dießmal mit seinem treuen Mitarbeiter Blumhardt, den sein Herz drang, von dem, was er erlebt hatte, auch seinen Basler Freunden Kunde zu geben. Denn mit der Bewegung in Möttlingen war es indessen immer weiter gekommen, so daß jetzt im Mutterort nur noch einige wenige Seelen übrig waren, die ihre Sünden nicht bekannt hatten. Auch im Filial war eine große Zahl von dem neuen Leben ergriffen. Die merkwürdige Umgestaltung eines ganzen Dorfes hatte sich aber auch in der Nachbarschaft bemerklich gemacht, und der Zulauf aus der Umgegend bis auf 6—8 Stunden war so groß, daß gewöhnlich ebenso viele Menschen auf dem Kirchhof, als in der Kirche standen. Bekannt ist, daß die Bewegung in der Folge immer weitere Dimensionen annahm, bis sie zuletzt weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus gieng und Viele, selbst aus überseeischen Ländern herbeizog. Mit welcher herzlichen Theilnahme Barth diese Vorgänge begleitete, läßt sich leicht erachten. Er hatte zwar auch seine Anstände dabei; aber diese hinderten ihn nicht, in dieser merkwürdigen Bewegung ein großes Segenswerk Gottes zu erkennen. So schreibt er 29. Mai: „Einiges Bedenkliche hat es freilich, daß Blumhardt die Absolution ein wenig gar zu stark betont und behauptet, jetzt könne Niemand mehr Vergebung der Sünden erlangen, als durch's geistliche Amt, und wer sie unmittelbar zu bekommen glaube, der täusche sich; so wie, daß er auf eine nahe Ausgießung des h. Geistes mit den Gaben und Kräften der apostolischen Zeit nicht sowohl wünschend, als verheißend dringt; — aber die Thatsache wunderbarer Umwandlung bei einer großen Zahl von Menschen (während es freilich bei Manchen nicht sehr tief gehen mag) ist einmal vorhanden und erfreulich, und das Unklare und Einseitige wird sich ja mit der Zeit auch läutern und vermitteln lassen. Jedenfalls wird eine schöne Zahl von Körnern zurückbleiben, auch wenn einmal ein Sturm die Spreuer verweht."

In Basel hatten die beiden Brüder eine rechte Er-

quickungszeit, gemeinsam mit einer großen Zahl von alten und neuen Freunden. Da war Pfarrer Witz von Waldbach, Oberlins Enkel und Nachfolger, den sie schon unterwegs trafen; Valette aus Paris, der von Italien interessante Mittheilungen machte, wie Prediger Herschell von Palästina, und Domkandidat Heinz von Norwegen. Gobat war da, der um jene Zeit zur Belebung des Missionssinns unter seinen Landsleuten in der Schweiz umherreiste und hauptsächlich darauf hinwirkte, die Missionsfreunde einzelner Gegenden zu regelmäßigen Zusammenkünften an Centralorten zu veranlassen, weil der Eifer erhöht wird, wenn Freunde aus verschiedenen Kreisen sich vereinigen. Obrist Hügel aus Freiburg war auch gekommen und bewies sich bald darauf als ein tüchtiger Arbeiter für die Sache des Herrn in seinem Vaterland Württemberg, wie in Baden. Es traf sich auch, daß Herzogin Henriette auf ihrer Reise nach Interlaken in der Festwoche nach Basel kam und Barth, Blumhardt, Zaremba und Hausmeister auf einen Abend zu sich lud. Am ersten Sonntag hielt Barth die Martinsstunde über Offenb. 21, 1. 2.; am zweiten die Missionspredigt in St. Peter. Am Abend dieses Tages sprach er noch ein Stündchen allein mit den abgehenden Missionsbrüdern. Denn er stand unter den Zöglingen wie ein Vater. Die Festwoche schloß mit einem schönen Tag in Sitzenkirch, wo das Feuer christlicher Liebe in Karl Köllner immer so hell brannte. Dieser erwiederte den Besuch bald darauf, indem er sich mit eigenen Augen von dem Segen des Herrn in Möttlingen überzeugen wollte.

Nun brachte die Sommersaison für den Doktor in Calw einen Strom von Gästen nach dem andern. So lieb ihm viele waren, so wußte er sich doch oft kaum mehr zu helfen, da er in seinen dringenden Arbeiten täglich aufgehalten war.

Das Pressanteste neben dem Laufenden war ein zweites Bändchen der kleineren Erzählungen, das bis zum 1. September fertig werden und mehrere neue enthalten sollte. Am 24. August schrieb er: „Es brennt auf allen Seiten, weiß nicht, wo zuerst anfangen. Der „Humor" ist nahe bei einander, das darfst du mir glauben; aber arbeiten muß ich eben, und am Samstag muß das Bändchen fertig sein. Mit dem genio indulgere hat's ein Ende. Doch ist's in der letzten Woche mit Besuchen, Gottlob! gnädig gewesen." Es gieng besser, als er dachte; denn schon am Freitag Abend war das Buch fertig. Er sah eine besondere Hilfe Gottes darin und schrieb im Vorwort: „Ein solches Büchlein ist an und für sich entbehrlich wie der Brombeerstrauch, der dort oben aus der Mauer herauswuchert, und doch hat Gott die beiden wachsen lassen, den Strauch und das Büchlein. Ja, ich hab's oft recht deutlich verspürt: wenn Er mir nicht unter dem Gedränge geholfen hätte, so wäre ich nicht damit zu Stande gekommen. Vielleicht wird's also doch auch zu Etwas gut sein." Daß es zu manchem Zweck gut ist, davon kann sich Jeder beim Lesen selbst überzeugen, ohne daß wir auf Dieß oder Jenes erst aufmerksam machen. Auch „Humor" blieb noch genug übrig, um Junge und Alte damit zu erheitern.

„Am 1. September (Samstag) kam die Herzogin Henriette auf der Durchreise nach Wildbad zu mir, und von Wildbad her die Herzogin von Sachsen-Altenburg mit drei Prinzessinnen und blieben zwei Stunden bei mir. Kaffee, Chocolade, Libanonwein und Honig aus Jerusalem war Alles, was ich anbieten konnte. Frau Pf. Handel machte die Honneurs. Die Sammlung sahen sie auch. Am Sonntag hatte ich in Stammheim Predigt und Kinderlehre. Am Montag war Konferenz in Liebenzell. Ich aber fuhr mit einem

Freunde, der Spezielles besprechen wollte, nach Wildbad, um die hohen Herrschaften zu besuchen, weil der Herzog nicht hatte mitkommen können."

Vom 10—21. September machte Barth mit seinen Freunden Widmann und Christian einen Ausflug an den Rhein und in die Niederlande zu seiner Erholung. Die Reise findet sich in den Jugendblättern unterhaltend beschrieben. Nach seiner Rückkehr wurde es mir geschenkt, mit meiner Familie einen Besuch bei ihm zu machen, der, wie jedesmal, sehr erfrischend war. Wir fuhren miteinander zum Nagolder Missionsfest und freuten uns des Zusammenseins mit Vater und Sohn Zeller in ihrem gastlichen Hause. Der Vater war wohl schon ziemlich schwach, doch munterer, als im vorangegangenen Frühjahr, wo er einen schweren Krankheitsanfall durchgemacht hatte. Was Barth den beiden Geliebten am Neujahr 1844 wünschte: „neue Glaubensflügel und neue Kohlen unter den Liebestiegel und neuen Glanz auf dem Hoffnungssiegel und alles Gute aus der reichen Himmelsquelle," das wurde unter manchen Abwechslungen ihnen immer wieder geschenkt. Die Correspondenz zwischen H. Zeller und Barth war noch nicht so lebhaft, wie in spätern Jahren; doch flog schon manches Brieflein hin und her und hielt die Verbindung im Gange. Hier zwei Proben von Barth an Zeller, die einen Blick in ihren Verkehr mit einander thun lassen. Am 23. Oktober:

„Euer Schiff scheint mit Mann und Maus untergegangen zu sein, da weder Leute noch Briefe gekommen sind, ob ich gleich täglich auf euch wartete. Nach und nach wird's stiller bei mir, daß ich doch auch wieder arbeiten kann. Du glaubst nicht, wie wohl mir's thut; denn in deinem stillen, niedlichen Stübchen weißt du nicht, wie deine Brüder draußen in der Welt tribulirt werden." Am 30. November: „Hier wieder eine Partie Pflanzen, denen du ihre Heimat bald ansehen wirst. Nimm die Doub-

letten für dich heraus und schicke mir das übrige wieder zu, damit ich auch Kurren und Andere noch damit laben kann. Nach München habe ich dießmal eine Walroßhaut, drei Seehunde und eine schöne Partie Labrador-Vögel und Pflanzen geschickt, worüber Schubert vor Freuden ganz närrisch geworden ist; nach Stuttgart giengen Labradorvögel, worunter ein prächtiger Adler, Mangalurvögel, Seehunde u. s. w. Dießmal kamen aber auch neun Kisten und Fässer auf einmal. Die Grönländer Sendung ist auch avisirt; die bringt ein Walroßskelet, Seehunde, Steine, worunter ein sehr großer Turmalin u. s. w. Eine Vögelsendung aus Trinidad ist auch unterwegs. Hoffentlich kommt einmal Jemand, um die Steine von Mangalur anzusehen und mitzunehmen; wenn du's nicht bist, doch ein Anderer. Muscheln sind auch gekommen; aber da muß der Herr Curr currere und selber holen, wenn er etwas will. Diejenigen Stücke aus meiner Edelsteinsammlung,*) die du gar nicht oder nicht so schön hast, stehen dir natürlich mit Freuden zu Dienst; es wäre sonderbar, wenn ich hierin etwas vor dir voraus hätte. Nimm getrost weg; ich seh's nicht einmal, was fehlt." Am 7. Dezember: „Deine Mittheilung über das erneuerte Uebelbefinden des l. Vaters nimmt meine herzlichste Theilnahme in Anspruch. Der Herr wolle durchhelfen und euch Beiden mit Seinem Troste und Seiner Kraft nahe sein, und mit dem Oel Seiner Geistes allezeit die aufgeregten Wogen der Empfindung besänftigen."

Um diese Zeit etwa hat sich Barth eine Besitzung auf Labrador erworben, worüber Missionar Erdmann später Folgendes berichtet hat: „Der sel. Barth wird wenig liegende Güter hinterlassen haben; seine hiesige Insel aber wird wohl, so lange Brüder in Labrador sind, seinen Namen behalten. Sie liegt etwa zwei Stunden nördlich von Nain.

*) Zeller hatte damals Barth's Edelsteinsammlung unter seinen Händen, um sie zweckmäßiger und gefälliger anzuordnen. In seinem Leben von Kemmler (Seite 283) findet sich darüber ein liebliches Brieflein. Barth war über die geschmackvolle Einbettung dieser edlen Steine sehr erfreut, besonders über das hohepriesterliche Brustschildlein, das dabei war.

Ich bin zwar selber einmal dort gewesen, kann aber nicht sagen, wie groß sie etwa ist; nur erinnere ich mich, daß es einige Teiche und auch ziemlich viel Busch auf derselben gibt. So viel mir bekannt, hat sich Dr. Barth deßhalb an Br. Albrecht gewendet und für sämmtliche Nainer Eskimo's eine Mahlzeit Erbsen als Kaufpreis gesendet, welche am 24. Dezember 1844 verzehrt wurde, und wobei dann die Eskimo's versprachen, die Insel von da an nie mehr „Amitok", sondern auf immer „Barth" zu heißen. Im J. 1845 wurde dann dem Herrn Doktor eine Zusicherungsurkunde zugeschickt, wofür er an die Behörde, d. h. die Nainer Brüder, auch noch einen guten Kaffee nebst Zubehör gezahlt hat. Die Nainer Eskimo's hatten indessen die Sache ernstlich genug genommen, denn während ich nachher daselbst wohnte, kam einmal ein Mann so kleinlaut und so beklommen zu mir, als wenn er, wer weiß, was für eine Uebelthat begangen hätte. Er weinte bitterlich und klagte sich an, daß er dem Barth Holz gestohlen habe, und gab die Versicherung, daß er's nie wieder thun wolle."

Am Ende eines Jahres, in welchem Barth reichlicher, als je zuvor, das mündliche Wort für die Missionssache geführt hat, ist es von Interesse, sich zu vergegenwärtigen, welche Gedanken er damals über den Stand und Gang des Missionswerkes im Allgemeinen in sich bewegte. Wir entnehmen dieselben dem Schlußwort des Calwerblatts, in welchem er seinen Lesern die Nothwendigkeit und Dringlichkeit der Missionssache mit neuen Beweggründen an's Herz legte. Er bezieht sich darin auf die kurz zuvor erfolgte Besitznahme von Tahiti durch die Franzosen, und auf die um sich greifende Thätigkeit der Jesuitenmissionare auf dem evangelischen Missionsfeld.

„Die Erntetage sind schwüler geworden; vom Vatikan her drohen finstere Wolken mit Gewittern; und die Schnitter haben

Eile nöthig, um ihre Garben vor dem Ausbruch derselben in Sicherheit zu bringen. In die Felder der evangelischen Mission sind Aehrenleser eingedrungen, denen es zu mühselig vorkommt, erst Neubrüche umzupflügen und anzusäen und dann auf die Frucht zu warten, die sich daher viel lieber an die bereits geschnittenen Aehren machen und sich Garben daraus binden, als hätten sie blos Nachlese gehalten. Was soll aus den evangelischen Missionaren werden, wenn nicht die Zahl ihrer Arbeiter bald verstärkt und verdoppelt wird? Sie werden erdrückt werden von den Sendlingen Roms und Lyons, von den Genossen Loyola's, die immer in Schaaren hinausziehen, und zwar nach allen Seiten; und dann wird die Zeit kommen, wo der Becher dargereicht wird allen Ländern gegen Abend und gegen Morgen, und den Königen in den Inseln jenseits des Meeres, und König Sesach wird nach diesen trinken.

„Bei uns ist es nun so weit gekommen, daß wir uns unsere evangelische Kirche gar nicht mehr ohne Missionsthätigkeit denken können; sie würde uns, wenn dieser Trieb auf einmal sistirt würde, vorkommen fast wie ein verholzter Baum, der keine Blüthen mehr treibt. Und wenn uns das Bewußtsein, daß in unserer Kirche noch Leben sich regt, hauptsächlich durch die Anschauung ihres Missionswerkes wieder aufgegangen ist, so ist auch, möcht' ich sagen, ihre Lebensentwicklung nach innen bedingt durch die Fortsetzung dieses Werkes, so daß, wenn wir für unser eigen Heil besorgt sind, kein Stillstand in demselben geduldet werden darf. Wir brauchen uns gar nicht lange zu besinnen, wo etwa am zweckmäßigsten neue Pfosten für die Erweiterung unserer Seile eingeschlagen werden sollen; die Bedürfnisse melden sich selbst und drängen sich unabweislich auf, sobald wir einmal Hand an's Werk gelegt haben. Wir haben keine Wage dafür; aber doch liegt die Frage nahe: Hat die Heidenwelt oder die Christenwelt von dem neuerwachten Missionseifer bis jetzt mehr Segen gehabt? Dieß für die, welche meinen, in der Nähe müsse man anfangen, da sei noch viel Heidenthum. Recht; aber die Erfahrung hat gezeigt, daß die nicht so übel rechneten, welche den Hebel im Heidenlande ansetzten, um den Stein von dem Grabe unserer heimischen Kirche

wegzuwälzen. Noch ist viel zu thun, hüben und drüben; ja kaum ein rechter Anfang erst gemacht: laßt uns die ganze Hand bieten, wo wir bisher erst einen Finger reichten! Die Noth wächst, lasset auch die Hilfe wachsen! Ihr habt etwas gethan, um den Heiden die Augen über ihren jämmerlichen Zustand zu öffnen; nun thut auch etwas, d. h. noch mehr, um ihm abzuhelfen: sonst müßte euch jenes Wort eines Heiden treffen: „Warum seid ihr gekommen, uns die Nichtigkeit unsers Götzendienstes aufzudecken, wenn ihr uns jetzt nicht auch durch die erforderliche Anzahl von Lehrern zum Bessern verhelfet? Da hättet ihr uns lieber in der Unwissenheit gelassen!" Nun wohlan! fasset frischen Muth; greifet das Werk mit größerem Eifer an! Es ist ein schönes Werk, und es hat seinen Lohn!"

1845.

Zum Neujahr erschien in Leipzig: „Der Engel des Bundes." Ein Beitrag zur Christologie. Sendschreiben an Herrn Geheimenrath von Schelling in Berlin von Chr. G. Barth, Dr. phil. und theol." Dieses religions-philosophische und theologische Schriftchen, an welches Barth vom Januar bis in den November 1844 in den wenigen freien Stunden, die ihm übrig blieben, mit ganzer Geistessammlung gearbeitet hat, ist bedeutend genug, um etwas Eingehendes darüber zu sagen. Unsere Leser werden das nachstehende Referat eines Freundes über den Inhalt desselben mit Interesse vernehmen: „Dem Gegenstand, mit welchem sich diese Abhandlung beschäftigt, hatte der Verfasser schon seit einer Reihe von Jahren seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet, wozu auch die lebhaften Diskussionen beitrugen, die Anfangs der dreißiger Jahre in mehreren theologischen Schriften über die Lehre vom Bundesengel Statt gefunden hatten. Durch fortgesetztes Nachdenken und Prüfen war Barth für sich zu

einer ganz bestimmten, eigenthümlichen Auffassung dieses theologischen Problems gelangt, die er nun hier offen als seine gewonnene Erkenntniß und Ueberzeugung ausspricht. Und zwar thut er dieß in Form eines Sendschreibens an Schelling. Da nämlich die ganze Untersuchung in das Gebiet der Religionsphilosophie eingreift, so sah sich Barth „nach einem Patron um, der etwa die Bürgschaft der nothwendigen philosophischen Prämissen übernehmen möchte." Nun fand er gerade in Schellings Anschauung wenigstens die erwünschten Anknüpfungspunkte und hätte daher diesem gerne schon längst seine Gedanken über die genannte Schriftlehre in persönlicher Besprechung vorgelegt, um so mehr, als ihm eine authentische Darlegung des lange erwarteten neuen Systems von Schelling nicht zu Gebot stand und er sich auf Mittheilung von dessen Zuhörern angewiesen sah. Da Barth auch im Mai 1843 bei seinem Besuch in Berlin, wo er das Buch von Frauenstädt über Schelling's Vorlesungen kennen lernte, sich mündlich nicht mit Schelling auseinandersetzen konnte, so that er es jetzt schriftlich und zwar vermittelst der Presse, weil es ihm angemessen dünkte, auch andere Denker und Bibelforscher für diese Untersuchung zu interessiren.

Zuvörderst spricht sich Barth darüber aus, welches Interesse ihn überhaupt bei der ganzen Frage leite. Er bekennt, „daß er sich zu den Denkgläubigen zähle, d. h. nicht zu denen, die durch's Denken erst zum Glauben gekommen sind, sondern zu denen, die gerade darum denken, weil sie glauben, denen die Gegenstände ihres Glaubens wichtig genug sind, um ihnen ein ernstliches, fortgesetztes Nachdenken zu widmen." Weder die vielen mißlungenen Versuche gerichteter Systeme, noch die allzuängstlichen Bedenken mancher Christen und Theologen gegen jedes wissenschaftliche Forschen in der Bibel überhaupt, konnten ihn in der Ueberzeugung irre ma-

chen, daß eine gesunde, schriftmäßige Religionsphilosophie, d. h. eine allseitig geordnete, in sich zusammenhängende Erkenntniß der Offenbarungswahrheiten möglich und nothwendig sei. Die wahre Philosophie ist ihm ein Gnadengeschenk von Oben, wie alles wahrhaft Gute. Darüber jedoch ist er sich ebenso klar, welches Verhältniß die Philosophie zur biblischen Wahrheit einzunehmen habe. Bei einer äußerlichen Nebeneinanderstellung beider, bei der jede ihr abgesondertes Terrain haben soll, wie Schleiermacher will, kommt nach seinem Urtheil weder die Philosophie noch die Offenbarung zu ihrem vollen Rechte. Vollends aber tritt er denen entgegen, die in ihrem Hochmuth den geschichtlich gelegten Eckstein verwerfen und kraft einer mehr als ovidischen Metamorphose das eigene Ich zum Grundstein ihres philosophischen Baues machen. Da ruft er aus: „sublimi flagello tange — — arrogantem!“ und gibt seiner Entrüstung den vollen sarkastischen Ausdruck. Sein Verlangen aber steht schon längst nach einem solchen philosophischen System, von dessen Verhältniß zur biblischen Offenbarung gelten würde, was Sach. 6, 13. von dem Verhältniß des Fürstenthums zum Priesterthum geweissagt ist: „und wird Friede sein zwischen den beiden.“ Vor einer recht innigen Durchdringung mit der Philosophie hat sich die Schrift durchaus nicht zu fürchten. Waltet ja doch in ihr selbst ein philosophischer Geist! „Ich meinestheils,“ bezeugt Barth, „habe bis jetzt noch nicht Eine philosophische Unrichtigkeit in der Schrift gefunden.“ — Mit Schelling erklärt er sich eben darin einig, daß dieser mit dem Begriff der Offenbarung Ernst mache und der Religionsphilosophie nur die Aufgabe zuweise, die Offenbarung zu erklären, nicht aber den Offenbarungsinhalt zu produciren. Er bezeichnet es als goldene Worte im Munde eines Philosophen, daß man, anstatt die Offenbarung nach der Philosophie zu

deuten, vielmehr zu fragen habe, „wie die Philosophie beschaffen sein müsse, um eine weltgeschichtliche That von so enormer Wirkung, wie die Offenbarung, in sich aufnehmen zu können.“

Den Kern der Abhandlung bildet nun die eingehende Besprechung hauptsächlich zweier Bibelstellen, von denen Schelling in seiner Philosophie der Offenbarung eine ausführlichere Erklärung gab. Es sind dieß die Abschnitte Phil. 2, 5—11. und Joh. 1, 1—14. Näher auf den Gang von Barth's exegetischer Entwicklung und deren Einzelheiten einzugehen, dazu ist hier nicht der Ort. Nur so viel sei gesagt, daß er theils gegen Schelling's Exegese, theils gegen einzelne Theile seines Systems lebhaft in Opposition tritt. Er erkennt zwar das Streben Schelling's an, sich genau an die Aussprüche der Offenbarung zu halten; aber er findet öfters die Tendenz bei ihm, einzelne Worte der Schrift zu pressen, je nachdem der Zusammenhang mit dem System dieß fordert oder erlaubt. Schelling geht ihm doch mit seiner Spekulation über den sichern Boden der Schriftoffenbarung hinaus und verletzt so selbst sein Prinzip, nur die Offenbarung erklären zu wollen. Besonders in der Hauptfrage, von welcher schließlich die Lösung des Problems vom Bundesengel abhängt, vermißt Barth bei Schelling sowohl die Schriftmäßigkeit, als auch die philosophische Klarheit und Schärfe. Es handelt sich nämlich bei der ganzen Untersuchung vornämlich um die Feststellung des Begriffs vom Endlichen oder Geschaffenen gegenüber dem Absoluten, Unendlichen. Eine genauere Bestimmung und Abgränzung dieser beiden Gebiete, sagt Barth, habe er bei Schelling vergeblich gesucht; ja es scheine sogar die Möglichkeit eines Uebergangs und Mitteldings zwischen Endlichem und Unendlichem von ihm statuirt zu werden. Er bekämpft nun die Schelling'sche Lehre

von den drei Potenzen in Gott, „die durch den Menschen in Spannung versetzt und so außergöttlich werden können," den Begriff des außergöttlichen Seins Christi u. dgl. Weder die Schrift, welche immer wieder und so nachdrücklich den fundamentalen Unterschied zwischen Schöpfer und Kreatur hervorhebt, noch eine gesunde, klare Philosopie läßt eine solche Vermengung von Unendlichem und Erschaffenem zu. — Wie Barth aber gegen Schelling's Begriff des „außergöttlichen Gottes" sich wendet, so ist ihm gleicher Weise auch die von Hengstenberg und andern Theologen für den Bundesengel gewählte Bezeichnung eines „unerschaffenen Engels" durchaus unhaltbar und im Widerspruch mit sich selbst. Trägt einmal der Bundesengel, so wie er im Alten Testament sichtbar erscheint, die Signatur des Geschaffenen an sich, so muß er auch, dieß ist Barth's Schluß, eben nach dieser Seite seines Wesens hin Geschöpf sein. Die Kluft zwischen Gott und der Welt, zwischen dem, seinem Wesen nach, Absoluten und dem Sichtbaren, daher Geschaffenen, füllt weder ein physisches noch ein metaphysisches Medium aus; sie wird nur übersprungen durch den freien Entschluß des lebendigen Gottes, in dem er sich zu einem Geschaffenen in persönliche Beziehung und Verbindung setzt. Näher spricht nun Barth seine Ansicht dahin aus, daß der Logos, das ewige Wort, das selbst Gott ist, schon vor seiner Menschwerdung mit einem Erschaffenen, und zwar mit dem Ersten aller Geschaffenen („dem Erstgeborenen aller Kreatur," der auch „der Anfang der Kreatur" genannt wird) sich persönlich verbunden habe, und sucht diesen Begriff einer „Engelwerdung" des Logos durch eine eigenthümliche Erklärung jener Hauptstellen (Phil. 2. und Joh. 1.), so wie durch andere exegetische Belege zu erhärten. Der mit dem Logos verbundene Engel, der Bundesengel oder der Engel

Jehovahs im A. T., ist es nun, welcher bei der Menschwerdung nicht zwar seine Logosherrlichkeit, — denn die war unerschaffen und ihm daher unveräußerlich — wohl aber seine erschaffene Herrlichkeit, die er eben als Engel hatte, ablegte und unser Fleisch und Blut annahm. Denn daß dieser Engel Jehovahs derselbe sei, der im Neuen Bund als Messias erscheint, ist als anerkannte Wahrheit anzusehen und auch von Hengstenberg, Stier und A. genügend nachgewiesen worden. — In dieser Lehre glaubt Barth den erwünschten, ja unentbehrlichen Schlüssel zur Erklärung vieler Stellen im A. und N. Testament gefunden zu haben; beispielsweise geht er auf die Geschichte der Versuchung Christi näher ein, die so ein neues Licht erhalte. Bei diesem Anlaß setzt er sich nun mit Schelling über die Engellehre auseinander und macht seiner Religionsphilosophie den Vorwurf, daß sie es in dieser Lehre nur zu Potenzen und Möglichkeiten bringe, nicht aber zu wirklichen Personen und Gestalten, wie sie doch in der Schrift sich finden. Den Schluß der Abhandlung bildet eine Rundschau, in der Barth zuerst auf die mehr oder minder deutlichen Ahnungen von einem solchen „Morgenstern der Schöpfung,“ z. B. in der Zend-Avesta und in der Kabbala hinweist, sodann verwandte Ideen von Kirchenlehrern aus alter und neuer Zeit (bis auf Oetinger herab) zusammenstellt.

Daß Barth mit dem Spezifischen seiner Anschauung bei Schelling selbst, und bei vielen, auch entschiedenen schriftgläubigen, Theologen keinen Eingang fand, ist begreiflich, und er selbst konnte das nicht anders erwarten. Mag man aber auch über die Richtigkeit seines Lösungsversuchs denken, wie man will, als Zeugniß und Bekenntniß, besonders gegenüber der Geringschätzung der Schrift und namentlich des Alten Testaments, behält das Schriftchen jedenfalls seinen

Werth. „Zu einer Zeit," (schließt er S. 63.) „wo der calamus so mancher philophischer und theologischer Schreiber zu einer wahren Calamität geworden ist, wäre es Felonie, sein Contingent zum heiligen Kriege nicht zu stellen, und wenn es nur in einem Invaliden bestände, der unter dem wachsenden Geschrei, das Herz Gottes schlage nicht, wenigstens mit dem Stelzfuß auf den Boden stampfen und rufen kann: „E pur si muove!" Gottlob, daß es auch unter den Jüngeren immer noch viele gibt, die sich durch jenes Geschrei nicht irre machen lassen; aber gerade diese werden mit Freuden erkennen, mit welcher Kraft und Wärme der Ueberzeugung und mit wie viel Klarheit des Urtheils, besonders auch in Bezug auf das Verhältniß der Philosophie zur Offenbarung, sich Barth in dieser Schrift ausspricht. Beschämend ist für Manchen auch der Fleiß, mit welchem er bestrebt war, durch ernstliches Forschen in der Schrift und durch sorgsames Erwägen der einzelnen Stellen zu einer tiefgegründeten, klaren Erkenntniß der göttlichen Wahrheit im Zusammenhang durchzubringen. Möchte er darin viele Nachfolger finden! Man wird sie je länger, je mehr brauchen können.

Gerne hätte Barth dieser wissenschaftlichen Schrift andere ähnliche nachfolgen lassen, aber daran durfte er nicht denken, weil ihm stets die populären Arbeiten am meisten auflagen. So handelte es sich im Laufe des Jahres 1845 um eine neue Unternehmung für den Verlagsverein, die ihm ganz ungesucht nahe gelegt wurde, und seine Thätigkeit Jahrelang in Anspruch nahm. Der Fürst von Schönburg, der die Basler Mission mit seltener Freigebigkeit bedachte, indem er eine bedeutende Summe zur Errichtung eines Seminars für eingeborene Lehrer in Indien bestimmte, hatte namentlich auch die Fertigung einer Bibelerklärung in der canare-

sischen Sprache gewünscht. Bei den Verhandlungen darüber wurde geltend gemacht, daß dazu erst eine populäre, gründliche und doch gedrängte deutsche Bibelerklärung, in glaubigem Sinne abgefaßt, vorhanden sein müßte, die man bei der Uebertragung in's Canaresische zu Grunde legen könnte. Der Antrag kam an Barth, dieses Werk in seine Hand zu nehmen, und er wollte denselben nicht von sich weisen, da das Bedürfniß eines solchen Werkes für das Vaterland einleuchtend war. Die evangelische Schullehrerbibel, die ihrerzeit das Bedürfniß eines populären Bibelwerkes befriedigen sollte, war ja nicht zur Vollendung gekommen! Für das Neue Testament konnte sie benützt werden. Aber es galt doch ein ganz neues Werk für den gedachten Zweck. Barth selbst hatte freilich die Hände schon vorher so voll, daß er die Zeit für eine so große Arbeit unmöglich erübrigen konnte. Aber wenn er andere taugliche Männer fand, die sich in die Aufgabe theilten, so konnte er doch durch fortgehende Conferenzen mit ihnen und durch schließliche Revision ihrer Arbeiten mit dafür sorgen, daß etwas Tüchtiges geleistet wurde. Indem er sich dazu in seiner nächsten Umgebung umsah, fand er die Pfarrer Schmid in Althengstett und Weitbrecht in Neuhengstett, Vikar Rommel in Stammheim, Pfarrer Herwig in Schaffhausen und Zeller in Döffingen dazu geeignet. Die erste Sitzung mit denselben fand jedoch erst im November d. J. statt.

Am 21. April trat Barth, begleitet von Pfarrer Lehrer, seine zweite Reise nach England an, über die wir einen kurzen Bericht mittheilen: „Ich bin vom 24. April bis zum 7. Juni in England gewesen, d. h. in London, dem England im Extrakt; denn außer zwei kleinen Ausflügen nach den Grafschaften Suffolk und Essex, wo ich einige Freunde zu besuchen hatte, trieb ich mich die ganze Zeit in

London herum von einem Meeting zum andern, von Straße zu Straße, von Geschäft zu Geschäft, von Strapaze zu Strapaze. Nie vor zwölf Uhr zu Bette, um fünf Uhr wieder heraus, um mein Tagebuch zu schreiben und die eingelaufenen Briefe zu beantworten, was immer vor acht Uhr geschehen mußte, weil dann die Wanderungen durch die Stadt anfiengen, die oft an Einem Tage 10—12 englische Meilen weit sich erstreckten. Dann die Versammlungen, wo man 4—6 Stunden auf einem engen und schmalen Sitz fast unbeweglich aushalten mußte, und deren zuweilen 2—3 an Einem Tage waren; dazu die beständige Anstrengung der Aufmerksamkeit, um bei der fremden Sprache nichts von den Vorträgen zu verlieren, — Alles das nahm die Kräfte nicht wenig in Anspruch. Doch konnte ich mit der Hilfe des Herrn allen Anforderungen genügen, und auch einen Hauptzweck meiner Reise, Beiträge für den Calwer Verlags-Verein zum Druck der italienischen und neugriechischen Uebersetzung unserer Kirchengeschichte und der polnischen Uebersetzung unserer biblischen Geschichten zu sammeln, wenigstens einigermaßen erreichen. Bei meiner unabhängigen Stellung und dem vielseitigen Charakter der Wirksamkeit, die mir der Herr angewiesen hat, hatte ich vor vielen Reisenden den großen Vortheil voraus, daß ich mich nicht einseitig in den Schranken Einer Kirchengemeinschaft zu bewegen brauchte, sondern mit allen gleichmäßig anknüpfen konnte, sobald ich Punkte zum Anknüpfen fand. Meine Verbindung mit der Traktatgesellschaft, die aus Gliedern aller Denominationen besteht und welche unsere Vereinsschriften in englischen Uebersetzungen unter allen Kirchenparteien bekannt gemacht und verbreitet hat, verschaffte mir an und für sich schon Eingang bei allen, und dazu kamen noch andere Umstände, z. B. daß ich bei allen Missions-

gesellschaften mich zu öffentlichen Ansprachen bei ihren Jahresversammlungen hergab; so daß ich den Extrakt von den wahren lebendigen Gliedern sämmtlicher Parteien, Kirchenleute, Methodisten, Baptisten, Independenten, Quäker &c. näher kennen lernte, wobei ich aber dann doch immer wieder zu den mir näher stehenden Deutschlutherischen und noch mehr (weil bei diesen leider wenig Leben ist) zu den mährischen Brüdern mich hingezogen fühlte. Natürlich wurden durch diese Vielseitigkeit auch die Ansprüche auf meine Zeit und Kraft vervielfacht. Kinder Gottes habe ich überall gefunden, und in dieser Hinsicht möchte ich keiner Kirche vor der andern den Vorzug geben; doch hat die große antipäpstliche Aufregung, welche so ziemlich alle Parteien durchgieng, sich bei den Independenten und namentlich bei den Baptisten mehr in ein politisches Gewand gesteckt und dabei den etwas schwärmerischen, fanatischen Charakter, der diesen Korporationen ursprünglich zu Grunde liegt, erkennen lassen. Das ist in allen Versammlungen ausgesprochen worden, daß wir uns am Vorabend großer Ereignisse, merkwürdiger Krisen befinden; und namentlich in Einem Punkte, im Glauben an die wörtliche Erfüllung der Weissagungen, ist in den letzten 10 Jahren eine so große Umwandlung vorgegangen, daß, was man damals in England, wie in Deutschland, als eine Schwärmerei verschrie, jetzt offen von den angesehensten Geistlichen der englischen Kirche, einem Bickersteth, Mac Neile, Hugh Stowell, in Exeter Hall ausgesprochen worden ist: Israel wird wieder in das Land seiner Väter zurückkehren und die alten Verheißungen an sich in Erfüllung gehen sehen. Die Voreiligen hielten sogar eine zahlreich besuchte öffentliche Versammlung, um eine Bittschrift an die Königin zu verfassen, sie solle dem Volk Israel wieder zu seinem Stammland verhelfen. Es besteht

in London ein Verein von 50 Geistlichen und Laien, sämmtlich von der bischöflichen Kirche (wozu u. A. auch der Herzog von Manchester gehört), der sich jährlich zweimal auf drei Tage versammelt, um wichtige prophetische Stellen gemeinsam zu besprechen. Bis auf Wenige sind alle Mitglieder dieses Vereins im Glauben an die wörtliche Erfüllung der Weissagungen einverstanden; dagegen sind nur Wenige, die an das Kommen eines persönlichen Antichrists glauben. Alle übrigen halten den Papst für den Antichrist. Mit einigen Predigern und Laien der Dissenters hatte ich ausführliche Besprechungen über eine große antirömische Verbindung, welche, wie sie meinten, zwischen den gläubigen Protestanten in England und denen auf dem Kontinent geschlossen werden sollte; und einer von ihren angesehensten Männern, Sir C. E. Smith, trug auf eine Konferenz an, die zwischen ihm und seinen Freunden einerseits, und Merle d' Aubigné und mir andererseits, zu diesem Ende gehalten werden sollte. Ich erklärte ihnen natürlich, daß bei uns in Deutschland schon wegen politischer Hindernisse nicht davon die Rede sein könne. Daß bei uns die katholische Kirche gleichfalls vom Staat unterhalten wird, konnten sie bei ihren Begriffen von Protestantismus nicht begreifen.

„Besonders erfreulich war mir, was ich von der neuen freien Kirche in Schottland hörte, welche bei ihrer Trennung von der presbyterianischen Nationalkirche die besten Kräfte, die lebendigsten Prediger und sämmtliche Missionare auf ihre Seite bekommen hat. Ich hatte mir fest vorgenommen, Schottland dießmal persönlich zu besuchen, und ich bekam noch dazu von Dr. Duncan, den ich in Pesth kennen gelernt hatte, eine dringende Einladung, als Repräsentant der Brüder in Deutschland ihrer Generalversammlung in Edinburg, die Ende Mai gehalten wurde, beizuwohnen. Aber meine Geschäfte erlaubten es durchaus nicht, und es kostete mich große Selbstverleugnung, diese Einladung

abzulehnen. Mein Freund Kunze aus Berlin, der in dieser Hinsicht glücklicher war als ich, erzählte mir nach seiner Zurückkunft, wie viel ich versäumt habe, wie frisch und warm und herzlich und aufopfernd das Leben in dieser Kirche sei, und wie schöne Tage er dort verlebt habe. Diese Kirche hat in den dritthalb Jahren seit ihrer Trennung nicht weniger als 600 Kirchen erbaut, nebst einer entsprechenden Zahl von Schulhäusern, Alles aus freiwilligen Beiträgen, während doch Schottland weit nicht so reich ist als England. Auch ist auf demselben Wege ein Besoldungsfond für ihre Prediger gesammelt worden, aus dem bereits Jeder derselben 1300 fl. jährlich bekommt, und der noch höher gebracht werden soll. Ferner haben sie im letzten Jahre für ihre Missionen 68,000 Pfund Sterling gesammelt, mehr als je in einem früheren Jahre vor der Trennung gesammelt wurde; und dennoch haben sie auch noch etwas für ihre auswärtigen Brüder übrig. F. Monod von Paris hat für die dortige evangelische Gesellschaft nicht weniger als 1000 Pfund Sterling bekommen; und bei einem Frühstück, wo eine Zahl von Predigern und Freunden versammelt war, wurde beschlossen, Merle d' Aubignés Reformationsgeschichte in 20,000 Exemplaren zu drucken und zu niedrigen Preisen unter dem Volk zu verbreiten und ihm selbst dafür ein Honorar von 4000 Pfund Sterling zu zahlen. Aehnliches könnte ich noch Manches anführen, z. B. wie in der Missionsversammlung der Methodisten ein Kaufmann Farmer, der Schwefelsäure fabrizirt, in Folge des Vortrags eines schottischen Geistlichen auf einmal 1000 Pfund Sterling der Missionsgesellschaft schenkte, gleich darauf ein Anderer 2000 Pfund Sterling, und wie dieser Farmer noch an dem Abend desselben Tages für die freie schottische Kirche 500 Pfund Sterling hergab."

Ueber die mannigfaltig wechselnden Tagesereignisse dieser Reise gehen wir weg. (Einiges darüber geben zwei „Briefe aus London" in den Jugendblättern.*) — Dagegen wird es interessant sein, aus einigen Reden, die er hielt, zu vernehmen, wie er in den Versammlungen auftrat.

---

*) Jugendblätter 1846. Heft 2 und 3.

In der Generalversammlung der Missionsgesellschaft der Baptisten glaubte er, da er keinen einzigen Bekannten erblickte, unbekannt und ungestört zu bleiben. Aber da ein Prediger Davis, der in Halle studirt hatte und mit Tauchnitz bekannt war, seinen Namen erfuhr, wurde er dennoch zum Sprechen aufgefordert. Er sollte eine Resolution beantragen, welche dem Sekretär und Schatzmeister der Gesellschaft den Dank der Versammlung zuerkannte und eine Aufforderung zur Fortsetzung des Werkes enthielt. Nach einigen einleitenden Worten that er dieß in der Weise, daß er sagte, die genannten Personen und alle Arbeiter der Gesellschaft verdienen diesen Dank um so mehr, wenn sie ihn nicht verlangen noch erwarten, und um so mehr, „wenn wir erwarten müssen, daß sie ihre Arbeiten nicht blos fortsetzen, sondern noch weiter ausdehnen, da man derselben mehr als je zuvor bedarf." — Dann fuhr er fort: „Der erste Baptist, der in der heiligen Schrift erwähnt wird, war ein Missionar, ich meine Johannes, den Täufer. Er wies seine Jünger auf Jesum Christum, als das Lamm Gottes, und ich hoffe und weiß, daß Eure Missionare dasselbe thun. Im Bericht ist China erwähnt. China hat 365 Millionen Einwohner. Wenn an jedem Tage 1000 Seelen bekehrt würden, so würde es doch noch 1000 Jahre erfordern, bis die ganze chinesische Nation bekehrt wäre. Habt ihr so lange Geduld? Ich kann nicht so lang warten. Ich hoffe aber, ja ich weiß es gewiß aus der h. Schrift, auf die ich fest vertraue, daß nicht allein China, sondern die ganze Welt bekehrt werden wird, ehe 1000 Jahre vorüber sind. Und wenn Jemand unter uns ist, der hieran noch zweifelt, so kann er in der andern Welt nach mir fragen, und dann wollen wir sehen, wer Recht gehabt hat. Hier ist meine Karte, Ihr dürft nach mir fragen. Meine christlichen

Freunde, ich werde nicht lange sprechen, ich sage nur: Fahret fort in dem Werk des Herrn und seid nicht laß, und werdet nicht müde; denn einst wird ein Tag kommen, an dem ihr eine ewige Ernte finden werdet."

Sonderbarer Weise wurde er von einigen anwesenden Damen für einen römisch-katholischen Priester gehalten, so daß er es für nöthig fand, in der Versammlung der Methodisten gegen diesen Verdacht zu protestiren und öffentlich zu erklären: „Ich bin keineswegs ein römisch-katholischer Priester und bin es nie gewesen, werde es auch niemals werden, und ich danke Gott, daß ich es nicht bin. Dennoch hoffe ich mit dem Geiste derjenigen katholischen (allgemeinen) Liebe erfüllt zu sein, welche alle liebt, die Christum lieb haben, und besonders fühle ich mich innig verbunden mit jeder Missionsgesellschaft, da ich mit dem Missionswerk so viel beschäftigt bin. Ich sehe aus dem Berichte, daß Ihr genöthigt seid, vorwärts zu gehen. Wenn Ihr, meine christlichen Freunde, aufgefordert werdet, Eure Anstrengungen, Eure Gaben, Eure Gebete zu verdoppeln, so sagt nicht: „Nein!" sagt nicht hier „Ja" und zu Hause „Nein!" Ja und Nein ist keine gute Theologie, wie Shakespeare sagt. Ihr müsset vorwärts gehen, weil Ihr nicht rückwärts gehen könnet. „Sein und Nichtsein, das ist hier die Frage." Wenn Ihr eine Missionsgesellschaft sein wollet, so könnet Ihr nicht stille stehen oder zurückgehen, Ihr müsset vorwärts gehen. — Leider bin ich nicht im Stande, 1000 Pfund zu geben (vorher waren einige Gaben von 1000 und 2000 Pfund in der Versammlung dargereicht worden), aber ich will Euch ein Geheimniß sagen, ein Arcanum, das so viel als 1000 Pfd. werth ist, wenn ihr davon Notiz nehmet. Als unser berühmter Reformator Dr. Martin Luther sein Dintenfaß an die Wand warf, dachte er, er habe den Teufel getödtet; aber ich kann

Euch versichern, er ist noch am Leben!" — Diese Schlußworte machten einen merkwürdigen Eindruck in der Versammlung. Schon bei der Nennung des Namen „Luther" erscholl ein lauter, starker, anhaltender Zuruf; als er geendet hatte, folgte großer Beifall, und gleich der nächste Redner, ein Irländer, knüpfte daran an und sagte: „Unsere Erfahrung in Irland ist keine andere, als daß der Teufel noch nicht todt ist." So bezogen sich auch andere Redner auf Stellen der obigen Rede und viele Bekannte und Unbekannte schüttelten ihm die Hand für dieselbe, obgleich jeder Redner ungefähr dasselbe sagte; denn Reformation war damals das Losungswort. — Diesen Umstand benützte er auch in seiner Rede beim Jahresfest der kirchlichen Missionsgesellschaft. Nachdem er die bekehrten Chinesen, die alsbald, nachdem sie zum Glauben gelangt, unter ihren Landsleuten zu missioniren anfangen, als ein beschämendes Beispiel aufgestellt hatte, fuhr er fort: „Meine theuren Freunde, seid Ihr barmherzig? Nun so habt Mitleiden mit den armen Heiden, die von Einem Heidenthum zum andern gebracht werden sollen. Oder wollt Ihr Eure Missionsfelder den Jesuiten überlassen? Vor wenigen Tagen erhielt ich einen Brief von einem Eurer Missionare, der in einem der blühendsten Missionsfelder in Indien steht, mit der Nachricht, daß seine Station, die bisher vor den Jesuiten verschont blieb, nunmehr von ihnen in Angriff genommen sei und daß bereits zwei seiner Katechisten auf ihre Seite gezogen worden seien" u. s. w.

Der Traktatgesellschaft, die er dankbar als die Mutter des Calwer Verlagsvereins bezeichnete, gab er einen kleinen Bericht über die Leistungen wie über den Zweck dieses Vereins, und bemerkte auf die Frage nach den Früchten der vielen ausgestreuten Saatkörner: „Ich frage nicht nach diesen; denn ich bin fest überzeugt, daß der gute Same nothwendig eine gute

Ernte bringen muß, und daß das, was in die Herzen der Jugend gesäet worden ist, in der Regel nicht in der nächsten, sondern erst in einer etwas späteren Zeit aufsproßt. Der Säemann kann nicht zugleich auch der Schnitter sein. Das kommt vielleicht erst nach mir so weit. Ich habe keine Zeit, nach jedem ausgestreuten Saatkorn zu sehen, sondern bin dem Menschen gleich, der Samen auf's Land wirft und schläft und stehet auf Nacht und Tag und der Same gehet auf und wächset, daß er's nicht weiß. Wiewohl ich eine gute Zahl von Briefen aus vielen Gegenden erhalten habe, welche von dem Nutzen unserer Bücher Zeugniß geben, dachte ich doch nie daran, solche Zeugnisse zu sammeln; denn das wußte ich vorher schon, daß wir nicht vergeblich gearbeitet haben. Ich finde, daß unsere Bücher in Palästen, wie in Hütten, Gutes gewirkt haben. König Otto hat sie in seiner Jugend benützt, und drei Erbprinzen lesen sie gerne. Aber viel mehr als das gibt mir ein anderer Umstand Ursache zu glauben, daß sie ihren Zweck zu erreichen geeignet sind: ich meine der Haß, mit welchem sie von der römisch-katholischen Partei verfolgt werden, weil sie die Grundsätze der Reformation entschieden festhalten. Unsere Kirchengeschichte wurde in Ungarn verboten, nachdem 25000 Exemplare daselbst in Umlauf gesetzt waren, und die Confiscation der noch vorhandenen Exemplare wurde befohlen, obgleich kein einziges mehr zu finden war. Unser eifriger Freund in Ungarn mußte eine strenge Untersuchung bestehen, deren Resultat noch unbekannt ist. Fünf Fragen wurden ihm vorgelegt, die er beantwortete, wie folgt. 1. Frage: „Wurde das Buch mit Gutheißungen des Censors gedruckt, und wer war der Censor?" — Antwort: „Obgleich die Landesgesetze keine Censur fordern, wurde das Buch doch der Censur vorgelegt nach der Kaiserlichen Verordnung. Der Censor

wohnt nicht in diesem Distrikt; ich werde aber seinen Namen nicht verrathen." — 2. Fr.: „Wer ist der Verfasser und der Uebersetzer des Buchs?" — Antw.: „Der Verfasser ist ein Geistlicher im Ausland und hat mich nicht bevollmächtigt, seinen Namen zu nennen. Den Namen des Uebersetzers werde ich um so mehr als ein Geheimniß bewahren, da ich aus Allem sehe, daß er in Verlegenheiten käme. Ich bin bereit, mich auch für die Uebersetzung strafen zu lassen, wenn es sich beweisen läßt, daß das Buch strafbar ist." — 3. Fr.: „Ist das Buch für die protestantischen Schulen bestimmt?" — Antw.: „Es ist dazu veröffentlicht, um so weit als möglich verbreitet und gebraucht zu werden; und ich hoffe, es wird überall, wo ein eifriger Geistlicher oder Schulmeister ist, auf's treulichste benützt werden; denn ich bin überzeugt, daß die Verfolgung des Buches seinen Gebrauch nicht hindern wird." — 4. Fr.: „Wer hat es in Umlauf gesetzt?" — Antw.: „Ich; und, Ein Exemplar ausgenommen, das ich für mich behalten habe, sind alle verbreitet worden." 5. Fr.: „Was können Sie zu Ihrer Vertheidigung sagen?" — Antw.: „Sonderbare Frage! Wie könnte ich je daran denken, mich wegen eines Vorgehens zu vertheidigen, auf das ich stolz bin! Wenn ich meine Pflicht gethan habe, ist kein Grund zur Vertheidigung vorhanden. Und selbst dann, wenn man dieses sehr nützliche Buch ein sehr verderbliches nennt, sehe ich doch durchaus keinen Grund zur Vertheidigung. Ich werde mich nie darüber entschuldigen, daß ich dieses Buch veröffentlicht habe; und daher möchte ich vorschlagen, dasselbe denjenigen Personen zu übergeben, welche sich dadurch so sehr beleidigt fühlen, damit sie es widerlegen, wenn sie können." Unser Freund sagt in dem Begleitschreiben: „Wenn keine Contreordre aus dem Privatkabinet des Herrn Herrn erfolgt, so

könnte es mir in diesem Falle schlimm gehen. Aber ich lege die Sache in seine Hände; Er möge mein Anwalt sein!" Und in einem spätern Briefe schreibt er: „Sie werden mich jederzeit fertig und bereit finden! Der Herr ist meine Stärke! Ich fürchte mich nicht so sehr." — In Anbetracht dieser Feindseligkeit von Seiten der Jesuitenpartei haben wir auf eine christliche Rache gedacht und beschlossen, für den Centralsitz des christlichen oder vielmehr unchristlichen Aberglaubens, für Italien, Etwas zu thun rc." Am Schlusse dieses Vortrags sagte Barth:

„Es gibt nicht wenige Leute, die nicht begreifen können, warum man es für nöthig halte, so viele religiöse Bücher, Traktate und Blätter unter unsern Mitchristen zu verbreiten, während sie die Nothwendigkeit derselben Maßregel unter den Heiden wohl einsehen. Es geht ihnen, wie einer gewissen französischen Dame, welche leicht begriff, warum in der Nacht der Mond scheine, aber nicht einsah, warum am hellen, lichten Tage die Sonne. Aber wenn unter den Christen kein Heidenthum wäre, glaubet ihr nicht, daß es dann überhaupt keinerlei Heidenthum auf der ganzen Erde mehr gäbe? Wenn wir alle solche Christen wären, wie wir sein sollten, so würden wir in der That keinen einzigen Heiden mehr in der Finsterniß wandeln lassen. Auf diese Weise ist Eure Gesellschaft zugleich eine Missionsgesellschaft, und während Ihr die Namenchristen zu Christo zu bekehren suchet, helfet ihr mittelbar dazu, die Zeit näher zu bringen, wo alle Nationen zum Berg des Hauses Gottes strömen werden. Ueberdieß sendet Ihr die Flintenkugeln, die Bibelgesellschaft die Kanonenkugeln, die Missionsgesellschaften die Artillerie, um die Bollwerke und Befestigungen des Heidenthums zu zerstören. So lasset uns denn vorwärts gehen in diesem heiligen Kriege, der allen andern Kriegen ein Ende machen

wird, und die Worte jenes berühmten Feldherrn nicht vergessen: „England erwartet, daß jeder Mann seine Pflicht thue." Ja, die Kirche Christi erwartet, daß jeder Mann seine Pflicht thue."

Wir haben diesen Vortrag ausführlicher mitgetheilt, weil derselbe mit Barths hauptsächlichstem Reisezweck, der Förderung der Sache des Verlagsvereins, in genauem Zusammenhang stand. Er bat hernach die Traktatgesellschaft um Unterstützung für den Druck der hindustanischen biblischen Geschichte und der italienischen Kirchengeschichte, auf welche oben angespielt ist, und erhielt eine zusagende Antwort. Indessen handelte es sich auch um eine neugriechische Kirchengeschichte, und der Verein bedurfte überhaupt reichlichere Mittel, weil ihm mehrere schwere Ausgaben bevorstanden. Barth entwarf daher einen Prospekt über die Thätigkeit des Vereins und versandte denselben an wohlhabende wohlthätige Personen in England und Schottland, was ihm ziemlich zu thun gab. Den Erfolg konnte er freilich in England nicht mehr abwarten, sondern mußte auf Nachwirkung hoffen, die denn auch nicht ausblieb. Der edle Schotte Henderson z. B. schickte ihm 100 Pfund zu; auch Gobat kollektirte Etwas.

Am 11. Juni kam Barth nach vielem Genusse im Zusammensein mit theuren Christen aus allen Klassen der Gesellschaft wieder nach Hause. So anstrengend aber der Aufenthalt in London gewesen, so mußte er doch alsbald die nöthigen Vorbereitungen zur Festreise nach Basel machen; und wenn das, was zuvor wegzuarbeiten war, auch über die Kraft eines einzelnen Mannes zu gehen schien, so machte er sich doch muthig daran, „weil es sein mußte," und so gelang es ihm, auch dießmal das Fest mitzufeiern. Im Berichte über dasselbe schreibt er:

„Eigentlich ist freilich die Zeit, Sieges- und Freudenfeste zu feiern, für die Kirche Christi noch nicht gekommen; denn was

sie auf der einen Seite gewinnt, geht auf der andern wieder verloren, und so lange die Erde noch so weithin mit dem schwarzen Todesschleier überdeckt ist, wie auf der bekannten Basler Missionskarte zu sehen, ziemt es der Kirche Christi nicht, in hellfarbigem Freudengewande einherzugehen. Dennoch läßt sie sich ihre Feste nicht nehmen, auch ihre Missionsfeste nicht: denn einmal ist ja auch im Himmel Freude unter den Engeln Gottes über einen einzigen Sünder, der Buße thut; warum sollten wir auf der Erde uns nicht freuen dürfen, wenn einige Heiden oder Juden oder Muhammedaner an Christum glaubig werden! Zudem sind gerade solche Feste eines der erprobtesten Mittel, um dem Werke der Erleuchtung unter den finsteren Bewohnern der Erde neuen Antrieb und eifrigen Fortgang zu gewähren. Und endlich ist nicht zu vergessen, daß diese Feste hauptsächlich von der Hoffnung und von dem Ausblick in eine Zukunft leben, für welche uns das feste Wort Gottes einen vollständigen Sieg des Lichtes über die Finsterniß verheißt. Mit neugestärktem Muthe zieht man nach solchen Festen wieder in das Arbeitsfeld hinaus, um des Tages Last und Hitze zu tragen; und es wird sich allezeit bewähren, daß diejenigen, welche sich auf den Genuß solcher Festfreude am besten verstehen, auch zugleich die tüchtigsten Arbeiter sind.

Seid zum Dienst und zum Genusse tüchtig,
Beides ist der Kirche Christi wichtig;
Dient, als wär't ihr Stahl und Erz,
Freu't euch wie ein kindlich Herz!"

Die Freude in Basel wurde jedoch dießmal sehr schmerzlich gestört, indem die Voranstalt, die seit einem Jahre bestand, während der festlichen Tage vom Feuer verzehrt wurde. Und noch schmerzlicher war es, als wenige Wochen hernach der Hausvater dieser Anstalt, der selige Tröscher überraschend schnell in die Ewigkeit abgerufen wurde. Es gab Leute, die zu fragen anfiengen: „Soll es aus sein mit der Voranstalt?" Andere sahen einen deutlichen Fingerzeig Gottes darin, daß man es mit der Ausbildung der Missions-

zöglinge in Basel zu weit treibe, sofern diese Voranstalt mit einem ausgedehnteren Lehrplan im Zusammenhang stand. Barth, der zu den Letzteren entschieden nicht gehörte, wurde doch von diesem Schlage überaus schwer getroffen. „Ach, wenn man eine Geschichte damit ungeschehen machen könnte, daß man sie nicht glaubt, daß man sie leugnet, wie die Mythiker meinen, wenn damit geholfen wäre, so würde ich mich mit Händen und Füßen gegen diese Nachricht wehren. Aber Facta bleiben eben und Thaten sind auch Worte, und der Herr wird uns geben, diese Worte lesen und verstehen zu lernen. Er wird uns auch wieder einen Mann zuführen, wie wir ihn brauchen und wie Er ihn braucht, und wird nach und nach Licht in diese dunkle Führung bringen." Die Folgezeit bewies, daß er sich in seiner Hoffnung nicht täuschte; denn der Herr ließ die Basler bald wieder an J. Kolb einen Mann finden, der die Lücke ausfüllte und noch in derselben gesegneten Wirksamkeit steht. Bei seiner Wahl wirkte Barths Gutachten wesentlich mit.

Im Sommer gab es nun manche erquickende Besuche, wie z. B. mit dem alten Freund Spittler auch Vater Zeller von Beuggen eintraf. Letzterer übergab ihm das Manuscript seiner biblischen Seelenlehre für den Verlagsverein. Die Herausgabe dieses Buches, das von Schubert revidirt werden sollte, veranlaßte Barth zu einer Reise nach München. Nachdem er das Stuttgarter Fest mitgefeiert, wohnte er (1. September) noch dem Gustav-Adolphsfeste in Stuttgart bei und brach dann zu Schubert auf, der indessen bereits seinen Landaufenthalt in Pähl am Ammersee aufgesucht hatte. Für Barths Zweck war dieß nur förderlich, da er den theuren Mann hier ungestört hatte. Den Tag nach seiner Ankunft in dem stillen Pähl gieng's gleich früh an die Arbeit. Barth las das Manuscript vor und

Schubert machte seine Bemerkungen, die einstweilen nur durch einen Strich am Rand angedeutet wurden. Die beiden Freunde ruhten nicht, bis Abends 6 Uhr das ganze Buch vorgelesen war. Am andern Morgen bis 9 Uhr schrieb Schubert seine Notamina nieder, die übrigens nur das Somatische betrafen; denn über das eigentlich Psychologische wußte er Nichts zu bemerken, als daß es vortrefflich sei, ein Musterbuch, und ein wahrer Schatz der christlichen Literatur. Barth hatte aber noch ein anderes Anliegen im Namen des Verlagsvereins an Schubert zu bringen, worüber er nach seiner Rückkehr bemerkt: „Mit dem Buche, das Schubert selber für uns schreiben soll und will, sieht's nicht so erfreulich aus, da er vorher noch zwei neue Ausgaben seiner eigenen Bücher besorgen und den letzten Band seiner Ahnungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens schreiben muß." Indessen ging es doch noch besser damit, als Barth damals fürchten mochte. Denn am 25. Okt., nachdem er das Diplom als correspondirendes Mitglied der mathematisch-physikalischen Klasse von der Akademie in München*) erhalten hatte, schreibt er an Zeller: „Hab' heute mit dem Diplom von München auch einen Brief von Schubert, der treuen Seele, bekommen, worin er verspricht, noch im Laufe des Winters sein Büchlein für den Verein zu schreiben. So wäre meine Reise doch noch ersprießlich gewesen." Vermuthlich handelte es sich um die „Naturlehre," welche unter dem Titel „Kurzer Inbegriff der Naturkunde, der Physik sammt Chemie und der Lehre von der Erdbildung. Für Schulen und Familien" 1847 ohne Namen des Verfassers erschien.

An etlichen Missionsfesten in der Nähe von Calw hatte B.

---

*) In diesem Jahre wurde er auch außerordentliches Mitglied der Berliner Societas christiana statistica.

seine besondere Freude. Das erste war in der schon tiefer in den Schwarzwald hinein gelegenen Gemeinde Zwerenberg. „Ich predigte Morgens (3. Aug.) vor einer großen Versammlung; Nachmittags aber war Kopf an Kopf in der stattlichen Kirche, wohl nicht weniger als 3000 Menschen. Pfarrer Veittinger eröffnete mit Gebet. Dann sprach sein Vorgänger Steinheil, unter dem die Kirche gebaut worden ist, und verglich sinnreich den Bau derselben mit dem Bau des Reiches Gottes. Dann kam ich und sprach eine Stunde lang, zeigte auch von der Kanzel einige von den neuangekommenen Fetischen. Die Leute waren sehr aufmerksam und bewegt. Am Opfer zählten vier Mann eine Stunde lang, und waren noch nicht fertig, als ich gieng." — Das Nagolder Fest (5. Oktb.) war zugleich ein Jubelfest, weil der Nagolder Missionsverein am ersten Sonntag im Oktober 1820 gestiftet wurde. Auch hier war die Kirche übervoll, so daß viele draußen bleiben mußten. Acht Tage darauf gings nach Gültlingen, wo Barth wieder predigte und Missionsstunde hielt; und am 28. Oktober sprach er noch beim Sindelfinger Missionsfest, das er selten unbesucht ließ, und bei welchem dießmal auch Hofacker eine treffliche Bibelrede hielt. Stadtpfarrer Christian, ein alter Freund der Missionssache, war immer eifrig bemüht, gute Redner zu diesem Feste zusammenzubringen und gab jedesmal in seinen Jahresberichten etwas Gründliches, worüber sich Barth wiederholt sehr befriedigt äußerte.

Nun trat die stillere Winterszeit ein und Barth, dem ein altes interessantes Manuscript in die Hände gekommen war, machte sich an eine biographische Arbeit, die seine Kraft in ungewöhnlichem Maße in Anspruch nahm. Er verglich dieselbe mit einem Thurmbau, ohne zu ahnen, welches Schicksal dieser Bau haben würde. So schrieb er 22. Nov.:

„An meinem Thurme sind nun 100 Staffeln fertig, etwa die Hälfte; ich muß aber verstohlen daran arbeiten, damit meine übrigen Arbeiten es nicht merken. Täglich drei Stunden; muß in meinem hohen Alter noch lernen früh aufstehen." Am 16. Decbr.: „An meinem Thurm sind nun 183 Staffeln fertig, und ich hoffe, ihn zu Ende der Woche unter Dach zu bringen." Endlich am 20. Dezbr.: „Den Thurm habe ich gestern fertig gebracht mit 206 Staffeln. Heute kommt ein Brief von N. N., in Folge dessen das Buch ungedruckt bleiben muß. Also vergeblich gearbeitet." Ein solches Fehlschlagen mußte einem Manne, der seine Zeit mehr als Gold sparte, empfindlich wehe thun. Aber er wußte es zu verschmerzen, und gab sich darein.

Die Weihnachtstage benützte er zu einem Ausflug nach Stuttgart, wo er Knapp's Antrittspredigt hörte, und in dessen Umgegend. Der Besuch in Kornthal wurde jetzt für ihn zur doppelten Freude, weil sein innig geliebter Bruder und Anverwandter, Karl Köllner, nach dem Heimgang seiner Gattin im August d. J. dahin übergesiedelt war, und das Vorsteheramt der dortigen Armenanstalten bekleidete, daneben aber mit der ganzen ihm eigenthümlichen Geistesfülle und mit reich gesegnetem Erfolg für die innere Mission auch in weiteren Kreisen thätig war.

1846.

Es wird nun am Orte seyn, auch ein Wörtlein davon zu sagen, was Barth für die Naturwissenschaft durch seine Sammlungen geleistet hat, da diese Leistungen in den Jahren, in welchen wir stehen, allmählich umfassender wurden.*)

*) Wir benützen hiebei einige handschriftliche Mittheilungen von dem seligen Dr. Zeller in Nagold.

Bekannt ist, daß er für Missionszwecke eine ethnographische Sammlung anlegte, die um so bedeutender wurde, je weiter sich seine Verbindungen mit den Missionaren ausdehnten. Unter den interessanten Gegenständen, die ihm diese einsandten, befanden sich nicht selten auch Naturalien, deren Werth für die Wissenschaft leicht zu erkennen war. Während er nun die kleineren Artikel häufig in sein Kabinet einreihte, ließ er die wichtigern gerne an die öffentlichen Sammlungen abgehen, und zwar vorzüglich an die Naturalienkabinete in Stuttgart und München, später auch nach Tübingen. Als diese Schenkungen nach und nach gewichtiger wurden, so reizte dieß die Custoden der Kabinete, diesem bereitwilligen Geber selbst solche Naturgegenstände zu bezeichnen, die ihnen noch fehlten und doch in hohem Grade wünschenswerth erschienen. Wünsche dieser Art fanden bei Barth eine gute Statt. Denn Geben war seine Lust. Stets war er bereit, seine Schätze abzutreten, wenn es sich auch um ausgezeichnete Stücke handelte, sobald er erkannte, daß sich für wissenschaftliche Zwecke ein guter Gebrauch von denselben machen ließ. Selbst wenn ein Privatmann als Naturforscher oder Technolog etwas, was ihm fehlte, in Barths Museum mit Wohlgefallen ansah, und den stillen Wunsch des Besitzes hegte, so steckte er ihm ein solches Stück alsbald mit Freuden in seinen Reisesack. Mit andern Gaben, oft von bedeutendem Werthe, suchte er das Herz und Interesse fürstlicher Personen für die Mission zu gewinnen. So wanderte manches aus seiner Sammlung fort, was sein eigener Custos, sein lieber „Heiner", nachher vergeblich suchte, wenn er in den Glas- und Schiebladen in Calw gelegentlich Durchgang hielt. Da konnte dann Barth, wenn jener mit ängstlicher Besorgniß lange umhergespäht hatte, mit Lachen bekennen, er habe das Gesuchte verschenkt. Aber je mehr

er gab, desto mehr empfing er wieder; und für die Bedürfnisse öffentlicher Kabinete ließ er sich auch das Bitten nicht verdrießen. Er gab häufige Aufträge an die mit ihm verbundenen Missionsbrüder in den entlegensten Ländern und wiederholte solche oft Jahrelang, bis endlich das Gewünschte erschien. Neben den Missionsberichten ließ er sich gar Vieles senden, was für die Wissenschaft von Werth und Interesse war, z. B. meteorologische Tabellen, Seehunde, Walrosse und Walfischskelette, bengalische Tiger, afrikanische Löwen und Antilopen, und wie die Hunderte von merkwürdigen Geschöpfen alle heißen, deren Etiquetten in den Naturaliensammlungen mit seinem Namen bezeichnet sind. Die unkundige Nachwelt wird diesen „Barth in Calw" einst für einen der berühmtesten Weltumsegler ansehen, der den höchsten Norden und den tiefsten Süden bereist haben müsse, während er doch niemals ein außereuropäisches Land betreten hat. Und merkwürdig bleibt es immerhin, daß er, der unsern Welttheil nie verließ, mehr und seltenere Gegenstände aus allen Welttheilen zusammenbrachte, als mancher Reisende, der Jahrelang fremde Länder durchforschte.

Außer den oben erwähnten großen Kabinetstücken*) kamen nämlich im Laufe der Jahre auch viele andere Naturgegenstände nach Calw und von diesem damaligen Centralort für die deutsche Mission in die obengenannten Kabinete, wie außer Amphibien, Insekten u. s. w. viele Conchylien und andere Seethiere, ebenso Pflanzen, besonders auch Algen, aus der südlichen und nordischen Zone. Unter diesen zeich-

*) Unter diesen Thieren fanden sich auch mehrere colossale, wie der Gavial des Ganges, der zur Ausstopfung seines langen Körpers zwei Centner Baumwolle erforderte. Walrosse aus Labrador füllten große Fässer. Auch die südafrikanische Thierwelt sandte ansehnliche Repräsentanten.

neten sich aus die niedlichen Glieder der hochnordischen Flora von Labrador und Grönland, sowie auch die des ostindischen Hochlands von den Nilagiris. (Weniger reich war die Ausbeute aus dem Mineralreich). Aber auch unter diesen kleineren Sachen fanden sich wieder Goliathe ein, wie einer der westafrikanischen Riesenkäfer, der damals in wenigen europäischen, besonders deutschen, Naturalienkabineten vorhanden war. Auf den Wunsch nach dem Besitz dieses Käfers sandte Barth eine Zeichnung desselben an die Goldküste, und die nächste Schiffsgelegenheit brachte ein Dutzend dieser Thiere, sehr gut in Weingeist conservirt.

Durch einen geübten Naturforscher hatte Barth schon vorher eine Instruction für Sammlung und Verpackung von Naturalien verfassen lassen und auf die mit ihm verbundenen Missionsstationen versendet. Die Wirkung davon war in den meisten Fällen eine günstige. Dennoch fehlte es bei gar manchen Sendungen nicht an vielen Verlusten durch Verderbniß, wobei jedoch weniger die Versender als die Zollbeamten schuldig waren, welche nach ihren Visitationen nicht mehr vorsichtig einpackten, auch wohl Manches entwendeten. Nur einmal wurde die stets große Freude des Auspackens durch eine totale Fehlgeburt getäuscht. Eine 2 bis 3 Centner schwere Kiste brachte Conchylien von den maledivischen Inseln. Der ganze schwere Inhalt bestand aus großen und kleinen, am Meeresstrand ohne Auswahl zusammengerafften Muscheln, von denen nur ein kleines Körbchen voll für Sammler tauglich war. Der große Rest war eine erwünschte Acquisition für die Schuljugend.

Erwähnt muß werden, daß Barth seine bekannte Uneigennützigkeit und noble Freigebigkeit bei diesen Speditionen auch darin bewies, daß er für seine Auslagen an die Missionare und ihre Beauftragten nie einen Ersatz von den

Kabineten annahm, so wenig als für die hohen Frachten, die der Transport so gewichtiger Waaren kostete. Wenn ihn seine Freunde überreden wollten, wenigstens für die letzteren sich einen Ersatz bezahlen zu lassen, so war seine Antwort, diese Gaben seien von Seiten der Mission eine geringe Dankesbezeugung gegenüber der hohen Gnade unseres geliebten Königs Wilhelm, der seit langen Jahren allen Basler Missionszöglingen, die zum Militär ausgehoben wurden, die Freiheit geschenkt habe."*)

Von Seiten der Naturforscher wird bekanntlich solchen Männern, welche ihre Wissenschaft befördert haben, der größte Dank dadurch gezollt, daß sie den Namen derselben zu ihrem ehrenden Andenken dem Genus- oder Species-Namen eines Naturgegenstandes anfügen. So trägt denn ein kleines niedliches Schnecklein den Namen Trochus Barthii und ein bescheidenes Möslein heißt ihm zu Ehren Orthotrichum Barthii.

Man konnte manchmal fragen, warum Barth, dessen Angesicht stets stracks nach dem himmlischen Jerusalem gerichtet war, sich so tief einlasse in das Herbeischaffen und Versenden dieser sichtbaren Dinge. Manche dachten sich wohl, es sei dieß eben eine Liebhaberei von ihm gewesen; sonst hätte er gewiß nicht so viel Zeit, Mühe und Kosten darauf verwendet. Darauf antworten wir einestheils, daß allerdings auch die sichtbare Schöpfung Gottes mit ihrem großen Reichthum sein Interesse fesselte und daß er es für Pflicht hielt, seine

*) König Wilhelm gab ihm im Februar d. J. ein Zeichen seiner Anerkennung für diese Thätigkeit Barths dadurch, daß er ihm das Ritterkreuz des Ordens der würtembergischen Krone verlieh. So wenig Werth Barth an und für sich auf solche Ehrenbezeugungen legte, so freute er sich doch „über das dadurch ausgedrückte Interesse für eine Wirksamkeit, die von der Welt verachtet und desavouirt wird."

außerordentlich günstige Stellung auch zur Förderung der Naturwissenschaft, zu benützen, anderntheils aber, daß er auch hierin zugleich das höhere Interesse des Reiches Gottes verfolgte. Er wollte der Mission Freunde verschaffen. Und es ist leicht zu berechnen, welchen Eindruck und Einfluß diese mit der größten Uneigennützigkeit verbundene Förderung wissenschaftlicher Zwecke auf die Hohen und Gelehrten ausüben mußte, von Seiten eines Mannes, der als Vorkämpfer unter den Genossen des Reiches Gottes allgemein bekannt war. Ueberdieß war die in seiner eigenen Wohnung befindliche ethnographische Sammlung für die Belebung der Theilnahme an der Mission viele Jahre lang förderlich. Unzählige Personen aus allen Ständen wurden durch dieselbe angelockt, einen Besuch in Barths Hause zu machen und nahmen Anschauungen und Eindrücke mit sich, die sie sonst vielleicht nie erhalten hätten. Es war besonders auch die Sammlung von Götzen, die ein fühlendes Gemüth unwillkürlich darauf führen mußte, wo der Mensch so weit herabgesunken sei, um solche Mißgestalten göttlich zu verehren, da müsse durch das Evangelium Hilfe geleistet werden.

Von Freund Zeller rücken wir hier ein Gedicht ein, in welchem er einst mit Beziehung auf diese Sammlungen die Bedeutung geschildert hat, welche Barths Haus mit der Zeit weit über die Kreise der Glaubigen hinaus gewann:

Am grünen Nagoldstrande da steht ein liebes Haus,
Das schickt in alle Lande viel tausend Boten aus,
Zu melden allen Leuten das große Heil des Herrn,
Und seine sel'gen Freuden zu künden nah und fern.
Zu Franken und zu Britten, nach Welschland, in die Schweiz,
Da kommen sie geschritten und bringen's Wort vom Kreuz;
Hinauf zum fernen Norden, wo Alles starrt von Eis,
Und zu den sand'gen Borden Guineas brennend heiß.

Sie sind hinausgeflogen wohl über'n Ocean,
Es trugen rasche Wogen sie bis nach Hindustan.
Die Südsee weiß zu sagen mit Dank vom guten Wort,
Und seine Wellen schlagen in China fort und fort.
Und wie hinaus sie bringen die Boten ohne Zahl,
So wollen sie auch bringen manch Gut ins Nagoldthal;
Was von Indianersteppen bis in die Mongolei
Zu fahren und zu schleppen, das führen sie herbei;
Was sprießt am Gangesstrande und was der Urwald hegt,
Und was im Wüstensande den Blick des Wandrers schlägt,
Die Waffen und die Götzen, den Gong*) und den Pokal,
Das Auge dir zu letzen umschließt sie all' Ein Saal.
Das Beste doch von Allem, das ist der frische Geist,
Der hier in diesen Hallen lebendig sich erweist,
In regem Forschungstriebe, in Glauben rechter Art,
In glüh'nder Völkerliebe — der liebe Doctor Barth.
Wie sprüht stets ungemindert des Geistes schneller Blitz!
Wie sprudelt ungehindert in vollem Schwall sein Witz.
Und all' die reichen Kräfte, sie eilen ohne Ruh'
Im freudigen Geschäfte dem Dienst des Königs zu.
Für diesen König werben, das ist ihm süße Lust,
Ihn trägt er bis zum Sterben in treuer Jüngerbrust;
Ihm läßt er täglich rauschen den frischen Geistesfluß,
Und tausend Ohren lauschen in seligem Genuß.
Wie Mancher hat getrunken als Kind den Honig schon
Und ist drauf hingesunken vor seines Heilands Thron!
Vor solchem Brunnen schweigen muß jeder ird'sche Quell;
Hier müssen tief sich beugen Deinach und Liebenzell.
O rinne immer weiter, du gold'ner Lebensstrom,
Und schwäng're Blum' und Kräuter mit himmlischem Arom!
Gott wolle recht dich segnen und lasse auch auf dich
Die Geisteswolken regnen in Fülle ewiglich!
Gott wolle segnend walten ob diesem lieben Haus,
Und seinen Herrn erhalten, begleiten ein und aus,
Auf Gängen und auf Reisen, zu Land und auch zu Meer,
Bis ihn die Engel weisen zum großen Himmelsheer!

*) Metalltrommel aus China.

Dort wo wir das Gefieder der Engel ziehen an,
Dort wird er neue Lieder zu Jesu Preis empfah'n,
Und mit viel tausend Heiden, die er durchs Wort bedient,
Dem schlagen in die Saiten, der sie und ihn versühnt.

Für die Evangelische Kirche Deutschlands nahte im Jahr 1846 ein wichtiger Gedenktag heran, die 300jährige Gedächtnißfeier von Luthers Tode. Da mußte Barth auch sein Zeugniß ablegen. Er predigte (22. Febr.) in Altburg und schilderte nach Ebr. 11 Luthers Glaubensblick (v. 13—16), sein Glaubenswerk (v. 30) und seine Glaubenssaat (v. 4). Pfarrer Bezner gab im Altar den historischen Theil.

Am 29. Januar 1846 entschlief in Kornthal der alte Vater Hoffmann, der Gründer der Gemeinde. „Der Herr hatte ihn," so schreibt K. Köllner, „ganz ausgezogen und arm gemacht. Gnade war der einzige Grund, auf dem er ruhte. Mit seiner glaubensfesten und klaren Ueberzeugung wies er auch jeden Gedanken von Gericht ab. „Das Gericht ist ja am Sohne Gottes vollzogen worden, darum sind wir frei."" Zu seiner Beerdigung strömten bei 3000 Menschen herbei, obgleich es unaufhörlich regnete. Barth konnte dabei auch nicht fehlen. Nach der Liturgie auf dem Gottesacker gieng man in den Saal, der aber bei Weitem nicht Alle faßte. Barth eröffnete mit Gebet; darauf wurde auf Grund des 126. Psalms eine „Sprechstunde" gehalten. Nachmittags nahm er an einer Berathung über die Gemeine Wilhelmsdorf Theil.

Aus Anlaß der jährlichen Sitzung des Calwer Missionsvereins (Febr.) bemerkte Barth: „Mit den Missionsbeiträgen sind wir gegen voriges Jahr sehr zurück, nicht als ob die Theilnahme im Allgemeinen abgenommen hätte, sondern einzelne Vereine, die uns früher ihre Gelder schickten, sind unterdessen so erstarkt, daß sie jetzt unmittelbar mit Basel

verkehren. Andere haben andern Anschluß gesucht." Ein großer Theil der Missionsgaben fiel in jenem Jahre der chinesischen Mission des Dr. Gützlaff zu, dem Dr. Barth im Januar 60 Pf. Sterling hatte zusenden können. Gützlaffs Werk erschien damals im glänzendsten Lichte, und sein großartiger Plan, die Mission in dem ungeheuren Reiche durch getaufte Chinesen zu betreiben, leuchtete vollkommen ein, so lange man aus der Ferne in diesen Getauften redliche, wenn auch noch schwache Christen sehen konnte. Dazu kam bei Barth seine Vorliebe für das Außerordentliche. Er hatte daher ein besonderes Wohlgefallen an der Art und Weise, wie Gützlaff vorwärts gieng, und unterstützte ihn, so viel er konnte. Das Interesse der Missionsfreunde wurde fortwährend rege erhalten durch die Originalberichte, die er von Gützlaff erhielt und in den Calwerblättern von 1845—1848 fast in jeder Nummer mittheilte. Es war etwas Geheimnißvolles dabei, weil sich Gützlaff mit dem Namen „Gaëhan" unterschrieb, und selbst ein Chinese geworden zu sein schien. Er selbst trat zurück; man las nur die Berichte der bekehrten Chinesen. Auch war der Erfolg in soweit von Bedeutung, als die Verbreitung der christlichen Religion durch Gützlaffs Verbindungen selbst von dem Kaiser erlaubt worden war. Bekannt ist, wie sich auch andere Missionsfreunde in Deutschland für diese Unternehmungen interessirten, so daß sich im Jahre 1845 eine eigene chinesische Stiftung in Cassel bildete, bei welcher es auf eine weitumfassende Betheiligung abgesehen war. Mit dem bedeutendsten Beförderer dieser Sache in Cassel, Dr. Elvers, stand Barth in emsiger Verbindung, da dieser seinen Rath gerne einholte; indessen blieb er für sich in directem Verkehr mit Gützlaff, auch als die Basler Gesellschaft, die nunmehr selbst China unter ihre Missionsgebiete aufnahm, demselben die ersten ihrer Zöglinge zuschickte. Wie schwer ihm

aber die Verbindung mit diesem Manne seiner Zeit wurde, davon reden wir später; damals schien noch Alles im besten Gange zu sein.

In den vaterländischen Kreisen suchte Barth fortwährend das Interesse für die Missionssache auch an solchen Orten und in solchen Gegenden zu wecken, wo dasselbe bisher noch mehr oder weniger geschlummert hatte. Neben den Missionsfesten, die schon ihren festen Bestand hatten, und die er, soviel möglich, alle besuchte, ließ er sich auch die Veranstaltung solcher an neuen Punkten angelegen sein. So kam es, daß er während der günstigeren Monate dieses Jahres fast buchstäblich von einem Fest zum andern eilte, und seine Thätigkeit in dieser Richtung hat wohl in diesem und dem folgenden Jahre so ziemlich ihren Höhepunkt erreicht. Bei einer größeren Zahl dieser Reisen begleitete ihn der eben zu seiner Erholung in's Vaterland zurückgekehrte Missionar H. Mögling; bei einer Conferenz in Gültlingen traf derselbe sammt seinem Begleiter, dem bekehrten Brahmanen Kaundinja (Merz) ein, und gewann das Herz des Doktors, schon weil er „der gute alte Schwabe" geblieben war. — Da Barth die Osterfeiertage in Königsfeld zubringen wollte, reiste er über Nagold und Nordstetten, das er zu Fuß durchwanderte, um den Schauplatz der Schwarzwälder Dorfgeschichten von Berthold Auerbach anzusehen. Er hatte dieses Buch gelesen und äußerte darüber: „Ach, wie schade, daß solche Talente nicht einem besseren Herrn dienen!" In Königsfeld traf er unter den Festgästen liebe Geschwister, die er zum Theil lange nicht mehr gesehen hatte und erquickte sich recht an ihnen; in der Gemeinde selbst spürte er noch die Nachwirkungen einer im vorhergehenden Jahr geschehenen Erweckung. Sein Hauptzweck aber war körperliche Erholung, die er auch an Ort und Stelle, sowie auf der Rückreise

über Wolfach, Triberg und Rippoldsau bei herrlichem Frühlingswetter reichlich fand. — Nach kurzer Arbeitszeit zu Hause begann nun aber mit dem 1. Mai die Festsaison für ihn, zunächst in Calw (1. Mai), wo er 22 Personen über Tisch, und Abends an 40 Personen im Haus hatte. Die Redner sprachen zum ersten Mal auf der Kanzel, was an andern Orten längst eingeführt war. Am 6. Mai ging's dann mit Mögling zum Pforzheimer Fest, von dem Barth sehr befriedigt war. In Ulm wurde auf Barths Wunsch die große Münsterkirche für das Fest bestimmt, ein Wagniß, das ihm die Sorge für einen Redner auferlegte, der die ungeheuren Räume mit seiner Stimme gehörig ausfüllen könnte. „Wenn es diesmal mißräth," schreibt er, „so ist's für Ulm auf immer, oder wenigstens auf lange verloren und verspielt." Der Erfolg zeigte, daß man zu Großes gehofft hatte; die kleine Missionsversammlung ließ in den gewaltigen Hallen den größten Raum leer. Doch ließ sich Barth durch eine solche Enttäuschung nicht muthlos machen. Am 21. Mai war er schon wieder auf dem Platz bei dem Tübinger Fest; am Pfingstmontag (1. Juni) bei der Stammheimer Jahresfeier, zu der bei 3000 Menschen sich versammelt hatten, so daß auf dem Kirchhof außen auch geredet werden mußte. Auf Trinitatis aber reiste er mit Mögling und Hoffmann nach Kirchheim, wo er der Herzogin auch Mögling mit seinem Brahmanen vorstellen durfte. Das Fest war sehr besucht, die Kirche gedrängt voll. Nachher ging's in den Schloßgarten, wo Erfrischungen bereit waren. „Auch die Herzogin kam und setzte sich ein Stündchen an unsern Tisch."

Barth mußte nun seine Zeit sehr zusammenhalten, um sich für das Basler Fest zu rüsten. „Am 25. Juni muß ich nach Basel abreisen, wo ich dießmal ein Jubiläum feiern kann, denn 1821 war ich das erste mal bei den Jahres-

festen. Wie unruhig es in den letzten 14 Tagen bei mir gewesen ist, weiß nur der sich vorzustellen, der einmal ein Paar Tage hier zugebracht hat. Jetzt ist die Vakanzzeit; da kommen Geistliche, Schullehrer, Zöglinge, Badgäste von allen Seiten her und ich soll vorarbeiten auf die Reise, und Rückstände von den vielen Reisen der letzten Monate her bereinigen." Dann zählt er die nach Basel noch auf ihn wartenden Festreisen, die er nachher auch alle gemacht hat, einschließlich der Londoner Reise, die er vorhatte, der Reihe nach auf und fügt bei: „Aber es kann so nicht fortgehen und ich muß auf eine Auskunft denken. Mein hiesiges Geschäft mit seinen vielfachen Ansprüchen fordert allein den ganzen Mann und mehr als das. Auch wenn ich von früh 6 bis Abends 9 Uhr, wie täglich geschieht, fortarbeite, werde ich doch nicht mit Allem fertig. Das Reisen aber muß ich aufgeben, sonst werde ich bankrutt." Vor der Hand war freilich daran noch nicht zu denken.

Die Basler Festwoche begann am 29. Juni. Bei der „Begrüßung" sprach Barth den Wunsch aus, daß es zur Gründung einer „deutschen und ausländischen Bibelgesellschaft" kommen möchte, wozu ihm ein württembergischer Bauer schon einen Beitrag gegeben habe. Wie groß ungeachtet der Thätigkeit der britischen Bibelgesellschaft das Bedürfniß heiliger Schriften in vielen Ländern noch sei, bewies er durch die Erzählung, daß unter den protestantischen Magyaren die Söhne eines verstorbenen Vaters zuweilen einen Proceß miteinander anfangen wegen des Erbrechts auf die einzige Bibel. Im „protestantischen Hilfsverein", berichtet er von einem evangelischen Geistlichen in Oesterreich, der flehentlich um Unterstützung für seine verwahrloste Gemeinde gebeten, zuletzt aber die Hoffnung aufgegeben habe und katholisch geworden sei. — In der Generalkonferenz konnte er

dießmal einen Wechsel von 1500 fl. als Gruß vom Calwer Missionsverein übergeben; in seiner Rede erzählte er von einer evangelischen Gemeinde in Amerika, in welcher viele Angefochtene waren, so daß der Geistliche sich nicht zu helfen wußte, bis durch das Interesse, das er für die indische Mission zuerst selbst gewann und dann auch in seiner Gemeinde zu wecken wußte, schnell alles Klagen verstummte. „Gott segnete sie, sobald sie Andere zu segnen sich bemühten.“ Ein andermal blickte er zurück auf die Zeit, da er mit dem Gedanken umgieng, selbst auf das Missionsfeld hinauszuziehen.*) Sodann forderte er auf, das Ziel einer Verkündigung des Evangeliums in der ganzen Welt fest im Auge zu behalten. „Wir dürfen nicht bloß für ein Stück der Arbeit sorgen und dann das Andere liegen lassen. — Mein Vaterland Würtemberg (mit etwa 1 Mill. protest. Einwohner) hat im letzten Jahr so viel für die Mission gegeben, daß auf eine Person 1 Kreuzer kommt. Das ist wirklich viel, nicht wahr, 1 Kreuzer per Kopf?“ — In Beuggen erzählte er den Kindern dießmal eine „alte Geschichte,“ die bekannte Erzählung von dem Kaffernmädchen, dem von einem feindlichen Häuptling die Hände abgehauen wurden und das diesen später in seiner Verkommenheit mitleidig speiste, dann aber an die Worte erinnerte, die er ihr in jener Stunde höhnisch zugerufen: U tla 'mponakai rumela? d. h. wann werden wir uns wiedersehen? Ueber diese Frage, die er bei Abschieden oft zu machen pflegte, sprach er dann sehr ernst mit den Kindern. Am Sonntag hielt er noch die Martinsstunde, fuhr Nachts ab und war Montag Abend wieder in Calw. Schon am Samstag aber reiste er über Großbottwar, wo er am Sonntag predigte, nach Heilbronn,

---

*) Siehe Band I, Seite 146.

wo Nachmittags das Missionsfest stattfand. Auf dem Rückweg besuchte er in Stuttgart den Dr. Steinkopf, der auch bald darauf zu ihm nach Calw kam; dann bettelte er bei Zeller um Manuscript (für die Jugendblätter), da er auf vier Wochen nach London reisen müsse. Der Anlaß hiezu war die evangelische Allianz.

Eine Anzahl von Geistlichen und andern Gliedern verschiedener Kirchenabtheilungen und religiöser Gemeinschaften in Schottland, wo seit dem Austritt der freien Kirche nicht nur das religiöse Leben im Allgemeinen, sondern auch der Friede und die innerliche Liebesverbindung zwischen den lebendigen Gliedern der verschiedenen Parteien statt wie man fürchten mußte abzunehmen, vielmehr ganz besonders zugenommen hatte, richtete im August 1845 an die evang. Kirchen von England, Wales und Irland ein Rundschreiben, in welchem die verschiedenen Kirchenabtheilungen zu einer Zusammenkunft am 1. Okt. 1845 nach Liverpool eingeladen wurden, um die Schritte zu berathen, die geschehen könnten, eine Vereinigung evangelischer Christen zu gegenseitiger Verbrüderung und gemeinsamem Kampf gegen das Papstthum und Förderung der Interessen eines biblischen Christenthums herbeizuführen. Die Einladung fand überall, wohin sie gesendet wurde, und noch in weiteren Kreisen die herzlichste Aufnahme. Von zwanzig verschiedenen Gemeinschaften fanden sich im Ganzen 216 Abgeordnete in Liverpool ein, und es war dabei ein solches Wehen des Geistes Gottes, eine solche Einmüthigkeit, ein solcher Friede zu verspüren, daß alle Bedenklichkeiten und Unglaubensgedanken zu Schanden wurden. So wunderbar war die Veränderung, die Jeder bei sich wahrnahm, daß bei der einstimmigen Annahme einer Grundlage gemeinschaftlicher Wahrheitsüberzeugung auf den Ausruf Eines Bruders: Der Herr sei gelobt! die ganze Versammlung

wie mit Einer Seele sich erhob und in lautem Gesang die Ehre gab dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geist.

Den Bericht über diese Versammlung hatte Barth schon im Januar seinen Freunden zum Lesen zugeschickt und die Sache sehr zu Herzen genommen. Da nun am 19. August 1846 eine Versammlung evangelischer Christen aller Länder und Bekenntnisse in London gehalten werden sollte, so entschloß sich Barth, an derselben persönlich theilzunehmen. Seine Erlebnisse und Eindrücke schilderte er eingehend in seinem Tagebuch und seinen Briefen.

Nachdem er noch in Emmendingen das badische Landesmissionsfest mitgefeiert, reiste er (11. Aug. Abends) nach London ab.

In Mannheim erfuhr er, daß Inspektor Hoffmann erst acht Tage später folgen könne; dagegen traf er in Frankfurt mit seinem Reisegefährten Mögling zusammen. Am 13. früh gieng es per Bahn bis Mainz, von da auf dem Dampfboot nach Köln. Des andern Tages hatten sie bis Abends 9 Uhr zu fahren, um Ostende zu erreichen. Das Dampfboot, das sie sogleich bestiegen, fuhr erst Morgens ab, so daß sie vorher noch ordentlich ruhen konnten. Auf der See blieb Barth nüchtern, bis das Boot in die Themsemündung eingelaufen war, setzte sich dann mit gutem Appetit an den Mittagstisch, und kam ohne Seekrankheit davon. In London konnten sie an diesem Abend noch Besuche machen. Am Sonntag (16. Aug.) hörte Barth Vikar Kind's Predigt in der Savoykirche; Nachmittags gieng er nach Fetterlane. Am Montag war er bei Bunsen; während sie am Tische saßen, kam ein Brief von Frau Bunsen, die ihren kürzlich in Calw und Möttlingen gemachten Besuch beschrieb. Die vorbereitenden Versammlungen der „Evangelischen Allianz“ am 17. und 18. August fanden in Exeterhall statt. Schon diesen wohnte Barth bei. Die eigent-

lichen Verhandlungen aber wurden in Freemasonshall geführt und dauerten vom 19. August bis 2. September. An jedem Tag fand eine Morgen- und eine Abendsitzung statt, jede dauerte 3—5 Stunden. Das war für Barth's Gesundheit zu viel. Er schreibt: „In den Meetings habe ich meine Brustschmerzen wieder gehabt, so gut wie einmal.“ Er nahm daher später jedesmal nur auf kürzere Zeit an den Versammlungen Theil, um so mehr, da er andere Geschäfte genug zu besorgen hatte. So war mit der Traktatgesellschaft besonders wegen Ungarn (18) allerhand zu berathen: „Bücher und Traktate, welche in's Ungarische übersetzt und gedruckt werden sollen, sind von Wimmer oder mir vorzuschlagen, den Männern in Pesth zu empfehlen, und wenn sie von diesen gebilligt sind, durch mich der Kommittee in London zu nennen.“ — Von da gieng er nach Exeterhall zur Vorberathung über das gemeinschaftliche Glaubensbekenntniß, worauf in Freemasons-Tavern gemeinschaftlich gespeist wurde, von den Ausländern auf Kosten der Gesellschaft. Nach Tisch giengen die Deutschen, wie von da an gewöhnlich, in einen besonderen Saal, um bei Kaffee und Cigarren ihre speziellen Interessen zu verhandeln. Es war nämlich beabsichtigt, in einem neunten Artikel die Ewigkeit der Höllenstrafen auszusprechen, womit die amerikanischen Universalisten, d. h. die ungläubigen Bekenner der Wiederbringungslehre, ausgeschlossen wären. Barth und Andere mit ihm wünschten wegen der gläubigen Bekenner dieser Lehre in Württemberg, zu denen er selbst gehörte, die Weglassung dieses Artikels, fanden aber bald die Stimmung so allgemein für denselben, daß keine Aussicht dazu war. Nach Barth's Ansicht machte sich die Versammlung dadurch unbefugterweise zu einem Glaubenstribunal, weil sie die Verwerflichkeit der Wiederbringungslehre voraussetzend den Grundsatz

annahm, man dürfe nicht die ausschließen, welche die „Wahrheit“ festhalten (die Gegner der Wiederbringungslehre), um die, welche im Irrthum seien, zu erhalten Zwar wollte man die letzteren auch als Christen gelten lassen, aber es wurde der Grundsatz aufgestellt, nicht alle Christen zu vereinigen, sondern nur möglichst Viele, was Barth nicht billigen konnte.

In der ersten allgemeinen Versammlung (19. Aug.) wurde Sir Culling Eardley Smith zum Präsidenten gewählt, und führte sein Amt meisterhaft. Nach dem Essen wurde fast jedesmal französisch, englisch und deutsch gesungen; zu großer Freude der Anwesenden schlug Barth das Lied vor: „Ein feste Burg ist unser Gott,“ das Kunze ins Englische übersetzte. Am 22. kam der achte Artikel, der die Quäker und Plymouthbrüder ausschließt, zur Annahme, unter sehr lebhaften Verhandlungen, doch ohne alle Bitterkeit. Den edlen Josiah Forster, besuchte Barth am Abend dieses Tages, und freute sich über sein mildes und besonnenes Urtheil. Sonntag den 23. August predigten nicht weniger als 81 fremde Prediger in den Londoner Kirchen, Barth in der Savoykirche über Phil. 1, 3—6.

Für die zweite Woche lagen der Versammlung noch zwei wichtige Fragen vor: 1) ob Leute aus sklavenhaltenden Staaten in Amerika Mitglieder der Ev. Allianz sein können, 2) mit welchen praktischen Gegenständen sich die Allianz befassen solle. „Beide Fragen könnten gefährlich werden, wenn nicht durch besondere Dazwischenkunft Gottes der Friede erhalten bleibt.“ Ueber die erstere wurde Tagelang verhandelt; Barth hatte in einem der Ausschüsse auch mitzureden und stimmte in erster Linie für Uebergehung der Sache; wenn das nicht möglich wäre, wenigstens dafür, über die Zulassung von Sklavenhaltern (im Unterschied von

Sklavenhändlern) nichts zu bestimmen; endlich womöglich das Auseinandergehen der Allianz in eine continentale, englische und amerikanische zu verhindern. Es wurde in den Ausschußsitzungen viel darüber gebetet. Endlich wurde am 29. eine Verurtheilung des Systems der Sklaverei mit dem Beisatz aufgenommen, der Bund spreche das Vertrauen aus, daß kein Zweigverein solche Sklavenhalter als Mitglieder aufnehmen werde, welche durch eigene Schuld in dieser Stellung verharren. Allein die Amerikaner erklärten am 31. August mit tiefer Betrübniß, daß sie mit der Verantwortlichkeit, welche sie durch den Beschluß vom 29. übernommen, nicht nach Hause zurückkehren könnten. Dieß war die Feuerprobe des Bundes. Die Liebe überwand auch diesen letzten und gefährlichsten Sturm. Der Beschluß vom Samstag wurde aufgehoben, weil er den Amerikanern unmöglich machte, Sklavenhalter ganz auszuschließen. Man beschloß dafür am 1. September die Unterscheidung von Zweigvereinen von dem Bunde als solchem, der für das, was Zweigvereine thun, nicht verantwortlich sein sollte. Die Zulassung zur Mitgliedschaft des Bundes sollte durch Zustimmung aller Zweigvereine oder durch die Abstimmung einer allgemeinen Konferenz geschehen.

Zum Reden in den öffentlichen Versammlungen und zur Theilnahme an den Discussionen reichte Barth's Englisch nicht aus. Er konnte daher seine Ansicht, wo sie abweichend war, nur aussprechen, aber nicht eingehend erörtern. Am 24. wurde der neunte Artikel definitiv angenommen, jedoch statt des Ausdrucks „immerwährende" Verdammniß der biblische einer „ewigen" Verdammniß der Gottlosen als gemeinsames Glaubensbekenntniß aufgestellt. Da das Wort „ewig" auch qualitativ verstanden werden kann, so konnte sich Barth mit dieser Fassung wohl verständigen. Am

Dienstag war vor einem allgemeinen Publicum eine öffentliche Versammlung in Exeterhall, bei der 15 Redner auftraten. Aehnliche Versammlungen folgten; am Freitag auch eine in französischer Sprache. „Deutsche sind nicht so viele hier, daß es der Mühe werth wäre, auch eine deutsche Versammlung zu halten.“ Am 27. legte Barth (durch Latrobe) der Conferenz zur Beschlußfassung einen Vorschlag zur praktischen Wirksamkeit der Ev. Allianz vor, den ihm ein hochgestellter Mann übergeben hatte, nämlich eine Aufforderung an die Allianz, sich als ein allgemeiner Gustav-Adolfsverein zu constituiren, namentlich zum Schutz der bedrängten Protestanten in der Türkei und in strengkatholischen Ländern. Da aber unter den gedruckten Vorschlägen des Programms etwas Aehnliches bereits enthalten war, so konnte kein besonderes Amendement daraus gemacht werden. Uebrigens wurde der Zweck des Vorschlags bekanntlich erreicht und die Ev. Allianz hat auf diesem Gebiet eine segensreiche Thätigkeit entfaltet. — Am Sonntag den 30. predigte Barth für den deutschreformirten Prediger bei ziemlich leerer Kirche, die fast nur von Männern besucht war, über Luc. 17, 20—24. Abends war ein kleines Missionsfest in der Savoykirche, bei dem Hoffmann, der am 21. nachgekommen war, in kurzer Rede zeigte, was in der Missionssache gethan ist und was zu thun bleibt, Mögling von der deutschen Mission in Indien, Treviranus über die norddeutsche Missionsgesellschaft berichtete, Barth von der ungleichen Vertheilung der Missionsarbeit zwischen den Missionaren und uns daheim redete, und Kunze mit Gebet schloß. Nach der Anzeige in allen Deutschen Kirchen hätte man bei dieser Feier mehr Betheiligung erwarten können. — Am 31., dem kritischen Tag in der Sklavenfrage, war Barth nur kurz in der Sitzung. Er hatte das Circular nach Mangalur zu schreiben, und

dem Dr. Gützlaff einen langen Brief zu beantworten. Tags darauf wohnte er wieder dem lieblichen Meeting der Traktatgesellschaft bei, wo er die eben angekommene chinesische Uebersetzung der bibl. Geschichte vorzeigte. Dann kam er gerade noch zu der Entscheidung der Sklavenfrage für Ueberlassung an die Zweigvereine und beruhigte sich dabei, daß sich der Bund mit der Lehrgrundlage begnüge. Es war der letzte Tag von Barths Aufenthalt in London. Seine Zeit hatte er auch zur Besichtigung der polytechnischen und der chinesischen Ausstellung, zu Einkäufen u. s. w. benützt, was dann wieder seinen Freunden und Lesern in der Heimat zu gut kam. Unter den interessanten Persönlichkeiten, die zu der Londoner Konferenz aus Amerika, Frankreich, Schweden ꝛc. zusammengekommen waren, steht voran der großartige Kaufherr John Henderson, den er gleich zu Anfang und immer wieder auf's Neue aufsuchte. Mit Tholuck war er mehrfach zusammen; dieser theilte ihm das neuentworfene Glaubensbekenntniß bei der Ordination mit; auch vom Synodalwesen unterredeten sie sich. Sodann sah er Bonnet von Frankfurt, Monod von Paris, Dr. Cox aus Amerika, Onken aus Hamburg, Haldane Stuart „mit dem Stillingskopf" und den ehrwürdigen Bickersteth. Mit Bunsen, der ihn mehreremale zum Frühstück einlud, gab es wichtige Unterredungen, namentlich über Gobat, der im Juni zum Bischof in Jerusalem geweiht worden war, ein Ereigniß, das Barth mit Ungeduld erwartet und mit außerordentlicher Freude begrüßt hatte.*) Einmal traf er bei Bunsen Sir

*) Barth schreibt darüber am 10. Juni: „Im nächsten Monat wird der neue Bischof von Jerusalem durch Württemberg reisen. Heute wird er geweiht, wenn nämlich seine Vertheidigungsschrift gegen die Anklagen der Puseyiten den Bischof von London befriedigt hat." Das war auch durch Gottes Leitung wirklich der Fall, und bald fand er sich in seiner anspruchslosen Weise vorüberreisend bei uns ein.

William Cowper und den Prof. Lepsius; einer kranken Tochter Bunsens sagte er einige Trostworte. Den Verfasser des schönen Traktats „Thirza," Mr. James aus Birmingham, sodann Bost und Laharpe aus Genf, Kapitän Trotter, und viele andere Brüder durfte er da oder dort sehen und sprechen.

Ueber die Rückreise schrieb mir Barth: „Am Mittwoch Abend schloß die Konferenz im Frieden; noch vorher aber reisten wir (Barth, Mögling und Hoffmann) auf der Eisenbahn nach Brighton, wo wir übernachteten. (Sie schliefen einmal wieder gehörig aus). Am Donnerstag auf dem Dampfschiff nach Dieppe von Morgens 10 bis Abends 6 Uhr. Am Freitag per Eilwagen nach Rouen, von da per Eisenbahn nach Paris." Dort sahen sie den Louvre, wo sie viele Copisten trafen. Aus den Bildern, welche diese copirten, ließ sich auf den herrschenden Geschmack schließen; so saßen 3—4 an Einem Bild, die „Rache" vorstellend. Meyers Predigt befriedigte sie sehr; sie war „ergreifend und praktisch, doch nach französischer Weise." Seine Zuhörer sollen immer zu $^1/_3$ aus Katholiken bestehen. Nachmittags predigte Barth in der Billettes-Kirche, das erste Mal in Paris. Mit Meyer und Rathsherr Sarasin von Basel besuchten sie auch den Jardin des plantes, wo sie einige Stunden lang auf schattigem Sitz über die religiösen und politischen Zustände sich besprachen: mit Meyer, Mögling, Hoffmann und Sarasin ließ sich eine schöne Konferenz improvisiren. Am Montag giengs nach Brüssel; Dienstags nach Köln. Am Mittwoch nahm Mögling in Frankfurt Abschied, Hoffmann in Durlach, und am Donnerstag Abend traf B. in Calw ein.

Wunderbar war ihm, daß nach den anfänglich vermehrten Brustschmerzen das aufreibende Leben in London doch

ohne üble Folgen vorübergieng. Dazu trug wohl der stete Wechsel der Arbeit das Seinige bei. Nachdem er ein paar Wochen am Schreibtisch gesessen war, sprach er wieder (27. September) beim Nagolder Fest, und schrieb am 12. Oktober seinem Heinrich: „Es wird Zeit sein, auch wieder Etwas von mir hören zu lassen und doch ist keine Zeit, sondern nur Arbeit, in der ich stecke, wie der Frosch im Sumpf, und nur den Kopf herausstrecke. Schon sind seit dem schönen Tag in Nagold 14 Tage verflossen und ein ganzes Schattenspiel voll Bilder ist seitdem an mir vorübergezogen. Am Montag Reise mit Bezner und Mögling nach Stuttgart. Am Dienstag nach Ludwigsburg zum Missionsfest, das sehr besucht war; am Mittwoch Konferenz in Stuttgart ꝛc. Beim Jahresfest in Plieningen traten sieben Redner auf, alles harmonisch und anregend. Am Montag nach Hause."

Dießmal reichten die Missionsfeste bis in den November hinein; jedesmal war Barth wohl zufrieden, und dazu gehörte etwas. Schon konnte man sich ein solches Fest kaum ohne ihn denken, und das Interesse war im Lande so allgemein und lebendig wie noch nie, namentlich auch durch den Eindruck seiner Persönlichkeit. Und doch war er nicht etwa zu einem blosen Missionsreiseprediger geworden, so sehr auch damals die Hingabe für das Missionswerk alles andere bei ihm überwog. Er wäre sonst nicht nach London gegangen, hätte dort nicht der Sache der verfolgten Protestanten gedacht und sie der Ev. Allianz als praktischen Gegenstand der Thätigkeit empfohlen. Von der Wirksamkeit des Verlagsvereins, der Anfangs dieses Jahrs die Seelenlehre von Zeller herausgegeben hatte, schreibt er im Juni: „Schuberts Naturlehre ist nun unter der Presse; bis Mitte August soll auch die Naturgeschichte fertig werden. Seit einiger Zeit lassen wir

unsere Schriften auch colportiren, hauptsächlich wegen unsrer württembergischen Geschichte, die nicht vom Fleck will. Die andern Artikel gehen mit wenigen Ausnahmen von selbst gehörig ab. Gegenwärtig sind neue Auflagen von der bibl. Naturgeschichte, dem Lesebuch, der Missionsgeschichte, der bibl. Geschichte (56.) unter der Presse. Wie viel edle Zeit, die ich besser zubringen könnte, muß ich mit Korrekturenlesen verderben, deren ich durchschnittlich jeden Tag 2—3 habe." — Das wichtigste Werk des Verlagsvereins aber, an dem damals gearbeitet wurde, war die Bibelerklärung, deren Verfasser etwa alle sechs Wochen eine Konferenz bei Barth hatten, um ihr Manuscript einander mitzutheilen und sich über das Nöthige zu verständigen. Für die Zusammenstellung und Bearbeitung der Evangelien, wie sie im Plane lag, war noch kein Arbeiter gefunden; sonst aber gieng das Werk rüstig voran.

In der Weihnachtszeit finden wir B. predigend in Stuttgart und Kornthal, wo er auch Frau Dr. Häberlin, seine Correspondentin traf, die aus Indien zurückgekehrt, bei ihrem Vater Köllner weilte. Als er erfuhr, daß die Herzogin in Kirchheim krank sei, besuchte er sie gleichfalls, wozu sich bis Plochingen die neuerbaute Eisenbahn benützen ließ.

1847.

Diese Jahreszahl erweckt wohl bei vielen unsrer Leser trübe Erinnerungen an die Theurung und die politische Spannung, welche in jenem Jahr so viele Gemüther ängstlich bewegte. Auch Barth hat Etwas davon mitempfunden. Nicht nur das Mitleid mit den Nothleidenden und die Sorge

wegen der Wetterwolken am politischen Horizont beschäftigte sein Gemüth, sondern er hatte im eigentlichen Sinn auch mitzutragen an der Noth der Zeitläufte. So deutlich er gerade jetzt durch eine vom vielen Schreiben herrührende schmerzhafte Schwäche der rechten Hand an das Bedürfniß häufigerer Ausspannung und durch andere körperliche Beschwerden an die Zuträglichkeit des Reisens, zu dem ihm ja immer Anlässe genug vorlagen, erinnert wurde, so unterließ er doch in diesem Jahr manche Reise, die ihm nach Leib und Seele Bedürfniß gewesen wäre, aus dem einzigen Grund, weil er kein Geld hatte, wenigstens keines zum Verreisen in jenen Tagen der Noth. Seine Zeit konnte er freilich zu Hause auch wohl brauchen; und wenn er sich die Woche über müde geschrieben hatte, so wanderte er am Sonntag, auch in Sturm und Regen, nach Altburg, Stammheim oder Möttlingen, um zu predigen. Bei Konferenzen der Geistlichen in der Nachbarschaft fehlte er selten. Unterblieb aber eine Schlittenfahrt etwa nach Nagold, weil der Schnee zu tief geworden war, so that es ihm nicht leid, weil er doch in solcher Nothzeit kein gutes Gewissen dabei gehabt hätte. An der Versammlung in Calw, die wie an andern Orten die Gründung eines Bezirkswohlthätigkeitsvereins zum Zwecke hatte, betheiligte er sich gleichfalls; doch mußte er sich eine Wahl in den Ausschuß aus Mangel an Zeit verbitten. Er dachte in solchen Fällen, daß hiezu Andere herbeigezogen werden sollten, da er seine reichlich zugewiesene Arbeit schon hatte und auf Privatwegen zur Linderung der Noth das Seinige dennoch beitrug. An den Erfolgen der öffentlichen Armenfürsorge nahm er den lebhaftesten Antheil und bedauerte alles unnöthige Zaudern. Die Stammheimer Anstalt erhielt aus Anlaß der Theurung einen Staatsbeitrag von 400 fl., was ihm sehr zum Danke war. An den Missionsopfern

und Beiträgen war natürlich die herrschende Noth wohl zu spüren, und wenn Jemand darüber klagte, so konnte er sich recht zufrieden aussprechen, weil er wußte, wie Viele damals kaum Kartoffeln zu essen hatten und doch ihr Scherflein in die Missionsbüchsen legten. Für China hatte er gleich am 1. Januar 200 fl. eingenommen, die wie alle Beiträge für China von diesem Tage an der Basler Gesellschaft gutgeschrieben wurden, weil Barth seine Agentschaft für den „chinesischen Verein in Kassel“ an die Basler Missionsverwaltung übertragen hatte. Er drückt den Wunsch aus, der Fortgang möchte wie der Anfang sein, vielleicht weil er bereits befürchtete, es könnte anders kommen. — Der Verlagsverein hatte 2000 fl. Schulden und Barth schrieb einen Brief um den andern nach Schottland um Unterstützung. Schon im März war die Schuldenlast auf 4000 fl. gestiegen und so blieb es bis gegen das Ende des Jahres. Doch half der Herr auf mancherlei Weise. Noch vor Jahresschluß legte ihm ein nahestehender Freund die bedeutende Gabe von 1000 fl. zur Schuldentilgung in die Hand und der Fürst von Schönburg erfreute ihn mit einem Beitrag von 200 Thalern. Am Absatz der Schriften fehlte es nicht; mit Dank gegen Gott schreibt er, daß im verflossenen Jahr von den vier Missionsblättern 30,000 Exemplare verbreitet worden waren, von den Vereinsschriften bis dahin im Ganzen 770,000 Bände.

Herzlichen Antheil nahm Barth an schweren häuslichen Prüfungen, die zweien seiner nächsten Herzensfreunde auferlegt waren. Der Vater seines Heinrich in Nagold gieng sichtlich seinem Ende entgegen. Am 7. Dez. 1846 schon hatte er ihm sagen lassen: „Flackern darf das Glaubenslicht schon, aber nicht auslöschen.“ Aehnlich mahnt er nun: „Das Ankertau darf so dünn sein wie Bindfaden, wenn es nur

nicht reißt." Am Ende heißt's: „Kann ich dich nicht feste halten, desto fester halt' du mich!" Am 20. Febr. ahnt er die Nähe des entscheidenden Augenblicks und schreibt: „Der Herr weiß, wie lange er Oel zugießen und wann er die Lampe erlöschen lassen soll; die seine brennt ja fort, sowohl für die, die durchs Todesthal wandern, als für die im Jammerthal." Tags darauf erhielt Barth die Todeskunde. In seinem Trostbrief an Z. schreibt er: „Wenn auch noch unzählige Male deine Seele sich nach dem Entschlafenen sehnen und sein müdes Bild in dieser oder jener Ecke des Zimmers suchen wird, so wird dir doch aus allen Ecken die Freundlichkeit Dessen entgegenblicken, der es mit dem Entschlafenen so gut gemacht hat." Dann ladet er ihn ein, bald in seine Arme zu kommen und sich bei ihm zu erholen. — Ein ebenso theilnehmendes Herz hatte Barth für die Heimsuchung, die seinem Freund Hoffmann durch die Krankheit seiner Gattin und ihren am 17. April erfolgten Heimgang auferlegt wurde. Er war auch um den Gatten besorgt, der nicht nur gemüthlich, sondern auch körperlich so angegriffen war, daß Barth, namentlich im Blick auf das Bedürfniß der Mission sehr bekümmert wurde. Am 12. Jan. hatte er ihm zugerufen: „Nun ist doch ein Waffenstillstand eingetreten, der frische Kräfte sammeln läßt. Auch das ist dankenswerth, wenn man auf die Höhe kommt und ausschnaufen kann, wenn man gleich nicht gewiß weiß, ob das, was vor einem steht, eine Wolke oder ein neuer Fels ist, der überstiegen werden muß. Die Hoffnung mußt du schon um deines Namens willen festhalten! Er hat sich mit einem Fels verglichen, nicht mit einem Sandhaufen." Am 29. Jan. konnte er schreiben: „Gottlob, daß das Feuer unter dem Tigel weggenommen ist, wenn gleich der Tigel noch heiß ist." Aber im April lautet es anders: „Der Herr stehe dir

bedenken wollte und im Blick auf die Nähe des Herrn diese Gabe antizipirte."*) — Bei der Einsegnung: „Ob wir dem Herrn Alles geopfert oder wenigstens zur Disposition gestellt haben, das ist die Hauptfrage. Ach, wie oft weisen wir einen vom Herrn auf uns ausgestellten Wechsel mit Protest zurück!" — Am Schlusse des Festes in Beuggen endete Barth seine Rede mit dem Wort, das J. Falk, der Gründer einer der ersten Kinderrettungsanstalten, sterbend aussprach: „Christus, Punktum, Amen!"

Nur 11 Tage nach der Rückkehr vom Basler Fest fuhr Barth mit Hoffmann zum Missionsfest in Kirchheim, das wegen der Anwesenheit des Herzogs von Altenburg jetzt schon gefeiert wurde. „Die hohen Herrschaften, Herzogin Henriette, der Herzog und die Herzogin von Altenburg mit drei Prinzessinnen waren Vor- und Nachmittags in der Kirche. Abends versammelte man sich im Garten der Frau Herzogin. Sie kam selbst mit der jüngsten Prinzessin Alexandra, der Braut des Großfürsten Constantin, und unter abwechselndem Regen saßen sie eine ganze Stunde bei uns am Tisch unter dem Parapluie, während wir uns mit einem Glas Bier erquickten."

Durch angestrengte Touren machte es Barth möglich, innerhalb vier Tagen mit Hoffmann das Missionsfest in Bern zu besuchen, bei welchem er unseres Wissens das erste- und letztemal war. Zwei Tage darauf stand er für die heilige

*) Hoffmann erwiederte auf obige Worte: „Sage diesem lieben Freund, es habe uns tief gerührt, daß er unser in seinem Testamente gedacht, und der Heiland habe auch für ihn längst sein Testament gemacht." Barth bemerkt: „Ueberhaupt waren Hoffmanns Antworten auf die Ansprachen Einzelner dießmal besonders treffend und schlagend, wie inspirirt. Es herrschte durch alle Feste ein so harmonischer Geist ohne allen Mißton, daß besonders diejenigen, die zum erstenmal kamen, mächtig hingenommen wurden."

Sache auf der Kanzel in Zwerenberg und wieder nach zwei Tagen fuhr er zum badischen Landesfest nach Durlach, wo der Zusammenfluß der Menschen so groß war, daß man außer der Kirche auch im Schloßgarten für die einzelnen Gruppen Redner aufstellen mußte. Das waren starke, schnell aufeinanderfolgende Anstrengungen; zu Hause dann eine Masse von Gästen, worüber er schrieb: „Du glaubst nicht, wie ich mich auf den ersten Schnee freue, obgleich der letzte Winter mir auch nicht auf die Beine geholfen hat."

Im August kam endlich der langersehnte Schubert von München und blieb über das Stuttgarter Fest. Barth brachte ihn auch nach Stammheim zu dem ehrwürdigen Handelschen Ehepaar und nach Möttlingen zur Taufe des Nathanael Blumhardt, bei der Schubert die Pathenstelle übernahm.

Nun gieng es auf die Reise nach Sachsen. Zuerst über Leipzig nach Altenburg zu der herzoglichen Familie, mit der sich das Gespräch hauptsächlich um den nahen Abschied der Prinzessin bewegte; hierauf nach dem sehr schön gelegenen Waldenburg zu dem Fürsten von Schönburg, dem freigebigen Beförderer des Bibelwerks. Barth hatte die Freude, ihm den ersten gedruckten Bogen dieses Werkes zu überreichen, und berichtete ihm über den Fortgang desselben. Der Fürst hätte am liebsten gesehen, daß das Bibelwerk gleich bogenweise von Missionar Sutter in Karlsruhe ins Canaresische übersetzt und von Mögling korrigirt würde, ein Gedanke, auf den B. natürlich nicht eingehen konnte, so gerne er ihm zu Willen gewesen wäre. Der Fürst zog ihn zur Tafel, war überhaupt sehr freundlich und legte ihm eine Menge von Fragen vor, auf die Barth glücklicherweise die Antwort nicht schuldig bleiben durfte. — In Waldenburg sah er auch das vom Fürsten errichtete Schullehrerseminar, in des-

sen Direktor, Dr. Schütz, er einen lieben Christen kennen lernte. — In Leipzig und Halle besprach er dann (14. Sept.) mit Naumann und Redenbacher die Angelegenheiten des Volkskalenders. „Es wurde beschlossen, daß Redenbacher die Redaktion, Naumann die übrige Besorgung übernimmt. Es sollen, zuerst für 1849, drei Bogen Text geschrieben und in Leipzig stereotypirt werden; davon soll jeder Buchdrucker oder Buchhändler, der einen Kalender mit diesem Text herausgeben will, einen kostenfreien Abguß bekommen, in welchem die Illustrationen, sechs bis acht, schon eingedruckt sind." Barth hatte über diesen Plan eines christlichen Kalenders zur Verdrängung der verderblichen Volkskalender schon in London mit Bunsen und andern hervorragenden Männern gesprochen und, wie es scheint, von Henderson die Zusage einer namhaften Unterstützung hiezu erhalten. — „Am Mittwoch (15.) fuhr ich nach Herrnhut, wo ich um 1 Uhr ‚landete', denn es war den ganzen Tag Regen." — In Berthelsdorf freute er sich, Br. Breutel zu finden, mit dem er seit Jahren in vielfachem Verkehr stand, den er aber persönlich noch nicht kannte. Er war, früher Handwerker, jetzt als Mitglied der Unitäts-Aeltestenkonferenz beim Missionsdepartement angestellt, ein verständiger, vielfach — namentlich auch im Naturwissenschaftlichen — gebildeter und warmer herzlicher Mann, dem B. mit besonderer Liebe zugethan war. Tags darauf führte ihn Linder auf das Archiv, wo er viele wichtige Antiquitäten der Brüdergemeinde wenigstens flüchtig ansehen konnte. Nach Tisch „zu den Todten," die er nicht unbesucht lassen konnte, und auf den Hutberg bei herrlichem Wetter, dann hinunter nach Berthelsdorf, wo er einen Kreis theurer Brüder im Konferenzsaal der Unitäts-Aeltestenkonferenz traf. Nach vertraulichen Gesprächen mit diesen hielt er Abends die Gemein-

stunde über Dan. 9, 24., und verabschiedete sich dann. Auf dem Rückweg machte er einen Besuch in Kleinwelke und brachte den Sonntag in Neudietendorf zu.

Er eilte nach Darmstadt zum Gustav-Adolphsfest, bei welchem man Gefahr von den Lichtfreunden befürchtete. Es war aber ein über Erwarten friedlicher Ton, in welchem die schwierige Frage wegen der Prüfung der Vollmachten der Deputirten verhandelt wurde. Barth traf hier mit Dr. Elvers zusammen und redete mit ihm über die Barmer Missionskonferenz und China. Ueber Mannheim kehrte er nach Calw zurück, nachdem er in Heidelberg mit Buchhändler Winter über das Kalenderunternehmen gesprochen.

Acht Tage darauf finden wir Barth in Stuttgart bei der Predigerkonferenz. Abends war eine Versammlung in Sachen der Evangelischen Allianz, die seither, weil ein ausgesprochenes praktisches Objekt fehlte, nur langsame Fortschritte in Württemberg gemacht hatte. Es sollte nun ein Ausschuß gewählt werden; „ich habe aber keine Zeit dazu.“ Tags darauf fuhr er nach Oberurbach zu Pfarrer Schwarz, der eine Geographie für den Calwer Verlagsverein schreiben sollte. (Sie kam unter dem Titel ‚die Erdkunde‘ im Jahr 1866 heraus.) Dann nach Calw zurück; am Sonntag nach Nagold mit Fjellstedts, wo ein schönes Missionsfest gefeiert wurde, bei dem auch Kapff, damals Dekan in Herrenberg, mitwirkte.

Von Hoffmann in Basel kamen im Oktober schlimme Nachrichten. Er hatte durch mehrmalige Reisen nach Württemberg seine angegriffene Gesundheit zu kräftigen gehofft, war aber statt sich zu erholen, über Kräfte angestrengt worden, so daß er ein bleibendes Rückenmarksleiden zu befürchten anfieng. Gerne hätte ihn Barth besucht; er mußte sich aufs Schreiben beschränken. „Daß du es nicht ertragen

könntest, als der halbe Mann im Geschäft zu stehen, sehe ich gut ein, und ich glaube fast, es gienge mir auch so; ob ich gleich damit nicht gesagt haben will, daß dieß die rechte Weise sei, sich zum Werk des Herrn zu stellen. Ich hoffe doch, das Ganze sei nur eine Läuterung, um für dich und Andere eine reiche Frucht zu Tage zu fördern. Wenn Er uns bitten heißt, daß der Herr treue Arbeiter in seine Ernte sende, so ist doch auch die Bitte gerechtfertigt, daß Er die vorhandenen nicht hinwegnehme." Ein anderes Mal: „Der Herr mache dein Herz getrost, wie Sand am Meer!" Während der damaligen politischen Bewegungen in der Schweiz äußerte er einmal gegen ihn: „Ein bedenklicher Umstand in den jetzigen politischen Erscheinungen scheint mir auch das zu sein, daß der Papst mit den Liberalen anfängt zu fraternisiren. Das ist jetzt der einzige Weg für das Papstthum, sich aus seinem „Non esse" zu erheben. Die Verbindung des Aberglaubens mit dem Unglauben ist eine direkte Vorbereitung für das Auftreten des Antichrists." — Als im November neue, trübe Berichte von Hoffmann kamen, schrieb er ihm: „Möge dir der Herr in seiner Gnade das Licht der Freudigkeit nicht untergehen lassen, wenn es auch, wie bei den Samojeden im Sommer die Sonne, immer am Horizonte herumstreift." Später: „Der Herr schenke deinen Nerven Ruhe, deinen Augen Schlaf, deinem Herzen Freudigkeit und deinen Händen neue Kraft. Ich bitte ihn täglich darum." Indessen waren schon tröstlichere Nachrichten gekommen, und Barth durfte sich bald mit vielen Andern freuen, die gefürchtete Gefahr für das theure Leben dieses Knechtes Gottes abgewendet, und ihn seiner wichtigen Arbeit erhalten zu sehen, wenn er gleich immer noch leidend blieb.

Der emsige Zeller arbeitete damals an einer Steinsamm-

lung für die Basler Missionszöglinge; seinen Freund in Calw aber versah er füt die Jugendblätter so reichlich mit Stoff, daß demselben die Portionen nur zu groß waren. In anderer Beziehung aber hatte Barth stets über ihn zu klagen. Zeller sollte ihn auch manchmal auf seinen Reisen begleiten; und dazu brachte er ihn nicht. Darüber scherzte Barth viel und äußerte sich zuweilen so, als wäre er wirklich empfindlich geworden. Z. B.: „Es war ganz in der Ordnung, daß du auch die Reise nach Sindelfingen (zum Missionsfest) nicht mitmachtest, da es ja beschlossen ist, mir jede Mitreise abzuschlagen, und was das Schlimmste dabei ist, so läßt sich nicht einmal etwas gegen deine Abhaltungsgründe sagen. Ich reiste aber dennoch, obgleich außer andern Mitreisenden auch der Katarrh seine Stelle im Wagen einnahm, der mir das Reden nicht sehr angenehm machte, weil er mir immer ins Wort fiel u. s. w." Noch stärker lautet es vierzehn Tage später: „Sehr ordentlich ists, daß unter den Hindernissen an einer Reise hieher auch eines vorkommt unter dem Titel: ‚Reise nach Wildberg,' wo man nämlich schon halbwegs Calw wäre! risum teneatis amici! Die Consequenz darin leugne ich bekanntlich und natürlich nicht. — Die Labradorpost ist auch angekommen, sie bringt drei Walrosse, viele Steine, Pflanzen, Muscheln u. dergl. mit. Aber Alles wird seinen Herrn schon kriegen, ob Er dabei ist oder nicht u. s. w." Waren es nun die empfindlichen Töne, die ihre Wirkung thaten, oder übten vielleicht die seltenen Naturalien ihren Reiz; genug, dießmal gelangs, Zeller kam nach Calw, aber nun war die Klage, daß er zu kurz blieb, und so gab es immer wieder etwas, woran Barth seinen Humor ausließ.

Am 24. November pilgerte Barth mit Widmann nach

Stammheim und brachte Vater Handel zum siebzigsten Geburtstage folgende Verse:

Siebzig Jahre sind geflossen
In das Meer der Ewigkeit;
Wie ein Baum mit siebzig Sprossen
Steht vor dir dein Leben heut.
Sind sie unfruchtbar gewesen?
Ließ dich nicht dein Josua
Manche Frucht von ihnen lesen
Auf dem Weg nach Solyma?

Siebzig lange Jahre währte
Israels Gefangenschaft,
Bis es heim aus Babel kehrte
Nach Jehovah's Wort und Kraft.
Wir auch kommen uns hienieden
Oft wie im Exile vor,
Bis uns ein zum ew'gen Frieden
Führt der Heimat gold'nes Thor.

Doch der Herr hat uns vergeben
Siebenzig mal siebenmal,
Daß wir können vor ihm leben
Ohne Furcht und Seelenqual.
Reichlich strömen der Erbarmung
Quellen uns in unsrem Lauf,
Bis zu ewiger Umarmung
Er uns an sein Herz nimmt auf.

Siebzig Jahr währt unser Leben,
Und wenns hoch kommt, zehn dazu.
Dann will uns der Herr erheben
Zu der süßen Himmelsruh'.
Noch bist du uns nicht entbehrlich
Und deßwegen wünschen wir,
Ist das Alter auch beschwerlich,
Daß es komme hoch mit dir!

Vor Jahresschluß machte Barth noch einen Ausflug nach Stuttgart und predigte dort und in Bernhausen. Eine

Versammlung in Sachen der Allianz, die in diesen Tagen veranstaltet wurde, war so schwach besucht, daß man keine Beschlüsse fassen konnte. Nach Calw zurückgekehrt, arbeitete er so lang fort, bis er am Sylvester alle seine alten Briefschulden bereinigt hatte. Mit dem süßen Gefühl, einmal wieder auf den Boden gekommen zu sein, schloß er das Jahr.

1848.

„Ists Zeit?“ Mit dieser Frage trat Barth zu Anfang jenes geschichtlich so bedeutungsvollen Jahres vor die Leser des Calwerblattes. „Ists Zeit für die Missionsthätigkeit? Ists noch Zeit?“ Seine Antwort lautete: „Es ist hohe Zeit, weil wir überhaupt nicht wissen, wie lange uns noch die Thüre der Missionsarbeit offen sein wird.“ Bekanntlich stand er in fortwährender naher Erwartung der letzten großen Trübsal und der Zukunft des Herrn. Die Zeichen der Zeit, auf die er dabei besonders hinblickte, hat er einmal so zusammengestellt: „Ich rechne dazu 1.) den immer offener und frecher hervortretenden Abfall unsrer Theologen und Philosophen von der Wahrheit des Evangeliums, der ja so weit gediehen ist, daß man das Christenthum in öffentlichen Druckschriften für das Verderben der Menschheit erklärt; 2.) die großen Bewegungen im Morgenlande, die laut ausgesprochene Ahnung der Muhammedaner im türkischen Reich, daß es mit ihrer Herrlichkeit zu Ende gehe, und die neuerwachte „Orientirung“ der Christenheit; 3.) die Bewegung unter Israel, das sich innerlich immer mehr zersetzt und äußerlich immer nachdrücklicher die Tendenz offenbart, sich mit dem Heidenthum in der Christenheit zu amalgamiren, ein Bestreben, das nach dem prophetischen Wort nicht zur Voll-

ziehung kommen kann; 4.) die neue Erhebung des Papstthums und namentlich des Jesuitismus, die so gegen alle Erwartung ist, daß bei einer Conferenz in Stutgart 1830 Steudel und Bahnmaier sie für etwas Unmögliches erklärt haben; 5.) die Steigerung aller industriellen und mechanischen Kräfte und Verhältnisse, der Verkehrsmittel u. s. w., was ja offenbar zu nichts Anderem führt, als zu einem babylonischen Thurm, nur daß dieser nicht in die Höhe, sondern in die Länge und Breite gestreckt ist. Ich meinestheils glaube, daß, sobald einmal die Eisenbahnverbindungen überall ausgeführt sind, die letzte Entwicklung nicht mehr ferne sein wird."

So hatte sich Barth schon 1844 ausgesprochen. Indessen war es in allen diesen Stücken rasch noch weiter gekommen. Wenn daher auch manche denkende Glaubige eine hoffnungsvolle Zukunft der Kirche erwarteten, so blieb er dabei, daß es nicht besser, sondern nur schlimmer werden könne. Warum er jene Hoffnungen nicht theilte? — „Weder der Blick in die Welt hinaus, noch der ins Wort Gottes gibt mir ein Recht dazu. Mein Eindruck ist der, daß wir Tag und Nacht rufen müssen, obgleich die Zeit, für welche der Heiland das voraussagt, meines Erachtens noch nicht vorhanden ist." — Mit den letztern Worten tritt Barth allerdings auch wieder denen entgegen, welche die letzte Trübsal schon gekommen glaubten. Doch wir werden seine Aeußerungen ihres Orts mittheilen; es lagen fast das ganze Jahr über theils politische, theils kirchliche Zeitfragen vor, die er immer im Lichte des göttlichen Wortes betrachtete.

Den Anfang des Jahres machte bei ihm ein Artikel, den er für den projektirten Volkskalender schreiben sollte. Er wählte zum Thema den „Communismus."

In der Allianzsache sollte ein Schritt vorwärts geschehen. Es handelte sich in Deutschland, wie in England, um ein praktisches Objekt. Die Trennung von Kirche und Staat, die von England aus in wohlmeinendem Sinn als Ziel empfohlen wurde, konnte natürlich B. unter unsern Verhältnissen nicht für einen Gegenstand halten, der bei den Versammlungen auch nur zur Sprache kommen sollte. Dagegen schwebte ihm ein anderes Objekt vor. Er schreibt am 11. Januar mit Beziehung auf die verschiedenartigen Elemente, die sich damals innerhalb des Gustav-Adolf-Vereins geltend zu machen suchten: „Es darf nur im nächsten Jahr der Gustav-Adolfs-Verein gesprengt werden, so ist das praktische Objekt (für die Allianz) schon gegeben.“ Uebrigens war er dafür, nochmals zu einer konstituirenden Versammlung einzuladen, vorher aber zum schriftlichen Beitritt aufzufordern mittelst Veröffentlichung von Aufsätzen im „Christenboten“ und in der „Warte.“

In der Basler Mission gab es damals allerlei Schwierigkeiten, in Indien und China wie in der Heimat, so daß manchen Missionsfreunden bange werden wollte. Die Missionseinnahmen waren, wenigstens in Württemberg, befriedigend. Aber sonst schien (3. März) „auch in der Mission wie in der Politik Alles aus den Fugen gehen zu wollen.“ Doch war es nur eine Sichtungszeit für Einzelne, nicht ein Gericht fürs Ganze wie die politischen Stürme. Darum verlor Barth auch in diesem Stücke den Muth keinen Augenblick. Einem Freunde schreibt er am 12. Februar: „Mit deiner Muthlosigkeit und Gedrücktheit kommst du ganz ἀκαίρως (unzeitig); gegenwärtig braucht man muthige Leute im Reich Gottes. Auf das Haupt! Die Erlösung nahet sich, denn es wird immer mehr Nacht in der Welt!“ — „Was das Paradies betrifft, so hat Niemand größere Lust dahin, als

ich, aber wir werden Beide noch eine Weile warten müssen. Zuerst arbeiten, dann ruhen." — Arbeiten galt es freilich damals bei Barth. An die Kinderschrift, die er auf Weihnachten zu schreiben pflegte, war er dießmal gar nicht gekommen; mit sonstiger Arbeit giengs bis zur Maikonferenz in Einem fort, denn auch die Märzstürme unterbrachen sie nicht, obwohl sich Barth alsbald auf das Aeußerste gefaßt hielt. Am 3. März schreibt er: „Ueber Ostern bleibe ich hier, um in Stammheim auszuhelfen; sonst wäre ich gern nach Königsfeld gegangen. Es ist mir aber alle Reiselust vergangen. Mein Gemüth ist beim Blick in die Zukunft sehr gedrückt, so daß mir das Arbeiten sauer wird, und ich schäme mich vor Blumhardts Glaubensmuth." Am 8. März: „Die Sachen sehen sich zwar augenblicklich friedlicher an, aber Niemand bürgt uns auch nur für die allernächste Zukunft." Als man von persönlichen Mißhandlungen hörte, die sich revolutionäre Bürger gegen Beamte erlaubt hätten, war sein Herz besonders beschwert. Doch schreibt er 22. März: „Heute hat mir der Herr diese Angst wieder für eine Weile weggenommen. Im Allgemeinen will ich sie jedoch gerne im Voraus tragen, wenn er mich dann nur am Tage des Kampfes und der Trübsal muthig und stark macht und nicht zu Schanden werden läßt." Auf den 25. März war er zum Missionsfest nach Großheppach eingeladen, schrieb aber: „Ich habe unter jetzigen Umständen doch den Muth nicht, von Hause ohne Noth wegzugehen." Und es war gut, daß er zu Hause blieb, denn das Fest fiel auf den Tag, an welchem durch den bekannten „Franzosenlärm" besonders die westlichen Theile von Württemberg in großen Schrecken gesetzt wurden. — Barth hatte am Abend zuvor einen lieben Besuch von seinem Heinrich bekommen, der den Sonntag bei ihm zubringen wollte. Aber schon um 8 Uhr wurde Zeller

durch einen Eilboten nach Nagold gerufen, weil 1600 Franzosen in der Nacht daselbst eintreffen sollen, für welche bereits die Quartierzettel gedruckt werden. In der Nacht um 1 Uhr kam eine andere Botschaft nach Calw, daß 8000 Franzosen in Gernsbach eingetroffen seien, die sengen und brennen. Um 4 Uhr kamen Flüchtende von Calmbach durch. Alles packte oder versteckte Werthsachen, auch Barth. Sobald die Nachrichten weniger bedenklicher lauteten, gieng er nach Stammheim, um Handels zu beruhigen. Doch kam man erst am Sonntag Morgen zur Gewißheit, daß Alles ein blinder Lärm gewesen sei. Barth äußerte darüber hernach, hier lerne man verstehen, was in der Schrift mit dem Geschrei von Kriegen gemeint sei. — Am 7. April: „Von den Freischaaren haben wir, wie es scheint, jetzt nichts mehr zu fürchten, aber das ist allerdings eine bedenkliche Aussicht, daß die Sympathie für die Franzosen, wenn sie einmal eine Armee herüberschickten, einen ernstlichen patriotischen Widerstand kaum hoffen läßt. Wie es auch komme, wenn uns nur der Herr zu rechter Zeit Anweisung gibt, was wir zu thun haben!" — Als die Wahlen zum Frankfurter Parlament anfiengen, schrieb er einem Freund, der sich der Hoffnung hingab, es dürfte sich dort durch ein Bekenntniß des Herrn etwas Gutes wirken lassen, die kurzen Worte: „Wie magst du auf den Gedanken kommen, daß das Parlament Gott die Ehre geben und dem Herrn Jesu huldigen werde? Die Zeiten sind vorbei." Ein andermal, als es sich um die Kammerwahlen handelte: „Glaubige Leute in die Kammer zu bringen, dafür können wir meines Erachtens nichts thun. Für uns ist glaubiges Harren und geduldiges Leiden die Aufgabe." Doch schreibt er am 18. April aus Anlaß einer Schlappe, welche die republikanische Partei erhielt: „Ueberhaupt könnte man wieder auf eine günstigere Gestal-

tung der politischen Zustände Deutschlands hoffen, wenn uns nur die Franzosen in Ruhe ließen." Sehr unzufrieden war B. mit denen unter seinen Brüdern, die eine ihnen angetragene Kandidatur für Frankfurt oder Stuttgart nicht bestimmt ablehnten. Er freute sich, daß Vater Zeller in Beuggen darin völlig einig mit ihm war. Daß B. selbst bei der Parlamentswahl einige Stimmen erhielt, daran war er völlig unschuldig.

Als die Predigerkonferenz herannahte, freute er sich darauf, nach allen diesen Erlebnissen auch einmal wieder mit den Brüdern im Lande beisammen zu sein. Bei dieser Zusammenkunft war privatim u. A. davon die Rede, wer bei der andauernden Kränklichkeit Hoffmanns in Basel für den Fall seines Rücktritts an seine Stelle treten sollte. Barth, an den man nun von manchen Seiten abermals dachte, sprach sich dahin aus, wer seine Stellung in Calw näher kenne, sollte ihm doch das Aufgeben derselben nicht zumuthen können. Indessen ruhte die Sache vorerst, da von Hoffmann wieder bessere Nachrichten kamen. Aber Barth, der in seinen Gedanken fortwährend mit dieser Frage beschäftigt war, schrieb mir im Mai: „Ich wäre froh, wenn du mit nach Basel giengest, daß wir die Sache gemeinschaftlich besprechen könnten." Das Fest sollte dießmal vom 18. bis 24. Juni gehalten werden. Zum Begleiter wollte sich lange Niemand finden; Heinrich Zeller hatte Lust, zögerte aber mit der Zusage, weil er in jener Zeit sein Haus nicht gern allein stehen ließ. Doch da es sich wieder friedlicher anließ, auch das in Nagold einquartirte Militär abgezogen war, entschloß er sich zur Reise, worauf Barth ihm schrieb: „Dein lieber Brief vom 3. ist wie Oel eingegangen. Das war ein Labsal, die Aussicht auf deine Mitreise eröffnet zu sehen! Es wird dich diese Reise gewiß nicht reuen. Ich muß ja

auch meine Haushaltung ohne andern Schutz als den von Oben zurücklassen, und die Nagolder haben gewiß nicht so bald wieder Gelüste nach Einquartirung. Seit gestern Abend sitze ich an den Festliedern und habe bereits vier zur Post gegeben.“ Den Sonntag zuvor hatte Barth in Altburg gepredigt über die Wiederkehr Christi, 1.) ihre Gewißheit, 2.) ihre Art und Weise, namentlich ihre Sichtbarkeit, 3.) ihren Zweck. Auch in den monatlichen Pfarrkonferenzen bekam er um jene Zeit Gelegenheit, seine Gedanken über die letzten Dinge auszusprechen, da die Betrachtung damals gerade an Matth. 24. stand. Er freute sich, daß es ihm gelang, die Anwesenden zu überzeugen, daß dieses Kapitel nicht von der Zerstörung Jerusalems, sondern blos von der letzten Zeit handle.

Am Pfingstfest predigte Barth in Stammheim über das erste Pfingstfest als ein Fest der Vereinigung und der Scheidung. Ersteres, sofern es uns zeigt die Einheit Christi mit dem Vater, und die Einheit der Jünger mit Christo durch den heiligen Geist, der noch alle Glaubigen mit ihm verbindet. Eine Scheidung aber richtet es an zwischen den Jüngern und der Welt, denn diese kann den Geist nicht empfangen, 1.) weil es der Geist der Wahrheit ist, 2.) weil sie ihn nicht kennt und nicht will; während dagegen die Jünger Jesu den Geist empfangen 1.) weil sie das Gebot Jesu halten, namentlich das Gebot, zu bitten in seinem Namen; 2.) weil Jesus selbst für sie bittet; 3.) weil sie ihn kennen und immer besser kennen lernen. — Die Stammheimer Jahresfeier am Pfingstmontag war so besucht, wie noch nie, und wurde durch eine entsprechende Katechese von Blumhardt und einen trefflichen Vortrag von Kapff reich gesegnet.

Am Donnerstag reiste dann Barth mit Zeller Basel

zu. In Kehl wurden die Freunde von Hausmeister abgeholt und zuerst auf den Neuhof gebracht, wo eben die Jahresfeier der Anstalt gehalten wurde. Barth traf hier viele Freunde und mußte natürlich auch reden. Er meinte nachher, er habe dort „sein Pulver so verschossen, daß für Beuggen nichts mehr übrig geblieben sei." Am Freitag Abend hielt er eine Missionsstunde in der evangelischen Kapelle in Straßburg, worin er Matth. 24 erklärte. In Basel gieng er zuerst mit Hoffmann in die Voranstalt, für die ein neues Haus gebaut worden war. Am Sonntag brachte er seinen Heinrich zu Spittler, Abends nach Gundeldingen zu Ostertag, am Montag zu einer Specialkonferenz daselbst. In der Generalkonferenz knüpfte er seinen Vortrag an folgende Geschichte: „Ein Missionsfreund kam zu einem christlichen Edelmann und bat um eine Missionsgabe. Der Edelmann war nicht bei Laune und gab ein Goldstück mit saurem Gesicht. „Kommt's von Herzen?" „Das kann Ihnen gleichgültig sein." „Nein, so kann ich's nicht brauchen." „Nur wieder her damit, es kam nicht von Herzen." Damit nahm der Edelmann sein Geld wieder, gab dafür mit freundlichem Gesicht 20 Pf. St. und sagte: „Das kam von Herzen." — Nachdem er dieß für die Geber erzählt, bemerkte er: „Diese Geschichte soll aber nicht gegen den Grundsatz gelten, daß man auch von den Ungläubigen Geld nimmt. Wir nehmen viel Geld an, weil wir viel brauchen. Der Prophet Elia hat die Raben auch nicht gefragt, woher sie Brod und Fleisch genommen haben." — Bei der Einsegnung sagte er: „Auch in dem sturmfesten England erwarten die Christen die nahe Zukunft des Herrn. Im Türkenkrieg sangen die österreichischen Soldaten:

Wir fürchten ihre Schaaren nicht,
Denn Laudon führt den Krieg;

Und, Brüder, die Erfahrung spricht:
Wo Laudon ist, ist Sieg!

Wir haben auch einen Feldmarschall. Er heißt nicht Laudon; er heißt Christus. Und wo der ist, da ist auch Sieg. Aber wo Er ist, da sollen seine Streiter auch sein." Er schloß mit den Worten (aus seinem Lieblingslied: Wer will ein Jünger Jesu sein 2c.):

Wohlan, mein Fürst, mein General,
Auf Deinen Muster-Plan
Und unter Deine Heldenzahl
Meld' ich mich denn auch an!
Gib mir, was ein Soldat
Durchgehends nöthig hat:
Courage, Harnisch, Kraut und Loth
Aus Dir, Herr Zebaoth!

In Beuggen hatte Vater Zeller seinen Gästen viel zu erzählen von den Erlebnissen der Anstalt im vergangenen Frühjahr, da die versprengten Herwegh'schen Freischaaren sich in die Anstaltsgebäude geflüchtet hatten und von dem nachrückenden württembergischen Militär mit Ungestüm daraus vertrieben wurden. Der Herr aber hatte in jenen Tagen der Angst treulich durchgeholfen. Einer der Freischärler, den die tödtliche Kugel eines württembergischen Soldaten getroffen, wurde in der Anstalt nicht nur leiblich verpflegt, sondern auch von Vater Zeller in Seelenpflege genommen und starb im Glauben.*)

Die Rückreise machten Barth und Zeller über Mahlberg, wo sie bei Pfarrer Keerl einkehrten, in Gesellschaft des Inspektor Hoffmann, der eine Kur in Wildbad vorhatte.

---

*) Eine lesenswerthe Beschreibung dieser Vorgänge enthält ein Brief von jenem württembergischen Soldaten im Christenboten 1848, S. 333.

Die Berufungssache hatte Barth in Basel nicht zur Sprache kommen lassen, „denn,“ sagte er, „die Schlacht muß in Calw geschlagen werden, auf meinem eigenen Territorium, wo zugleich die Anschauung lehrt, wie schwierig es sein müßte, ein solches Zelt abzubrechen.“ Er hatte denn auch gleich am ersten Abend nach seiner Rückkehr mit Hoffmann, Zeller und Widmann eine Besprechung darüber, bei der es zwar zu keiner Schlacht, aber doch zu einer Entscheidung in Betreff seiner Person kam. „Hoffmann überzeugte sich, daß ich nicht von hier weg kann. Er wird nun nach Basel schreiben und weitere Verhaltungsmaßregeln einholen.“

Drei Wochen darauf war das badische Missionsfest in Wiesloch. Mitten in dem revolutionirten Lande war das Missionsinteresse so rege als je. Barth erzählt seinem Heinrich von den Schaaren der Festgänger, die auf jeder Eisenbahnstation zuströmten, von den Wagen, die angehängt werden mußten, von den Liedern, die aus einem Wagen zum andern herübertönten. In Bruchsal waren auch württembergische Gäste eingestiegen. Es waren trotz der Ernte so viel Leute gekommen, daß man zwei Versammlungen zu gleicher Zeit halten mußte. Die Katholiken boten freundlich ihre Kirche an, und die wurde auch voll. In beiden Kirchen wurden Vor- und Nachmittags Versammlungen gehalten, in denen zusammen 17 Redner auftraten. Die Stimmung war so gehoben, daß Alle, die dabei waren, einen unvergeßlichen Eindruck von diesem Feste behielten. Auf der Rückfahrt setzte sich der christliche Fabrikant Metz aus Freiburg, damals Reichstagsabgeordneter, zu Barth und seinen Begleitern und erzählte viel vom Reichstag und vom Erzherzog Johann, dem Reichsverweser. Auch Oberst von Hügel kam in Karlsruhe noch dazu und blieb da bis um Mitternacht in lebhaftem Gespräch über die Fragen des Tages.

Zu dem Calwer Fest, das wegen der politischen Unruhen erst am Jakobitag gehalten wurde, konnte Hoffmann, der im nahen Wildbad war, leider nicht kommen, denn sein Befinden hatte sich eher verschlimmert. Zwei Tage darauf machte Barth einen Besuch bei ihm. Hoffmann gieng damit um, sich um eine Pfarrei zu melden, da zwei Männer, die er zu Gehilfen wollte, sich nicht hatten entschließen können, ihren bisherigen Wirkungskreis zu verlassen. Er wollte in Basel seine Entlassung eingeben; Barth aber hatte die gute Zuversicht, daß es nicht so weit kommen werde, und behielt Recht. Schon am 9. August schreibt er: „Am Samstag war Hoffmann auf dem Weg nach Kornthal über Mittag bei mir. Es gieng ihm etwas besser, so daß er's noch einmal probiren will, wenn er einen tüchtigen Gehilfen bekommt, der ihm die Anstalt abnimmt."

Freundlich sorgte der Herr dafür, daß die Seinen in den trüben Zeitläufen immer wieder aufgemuntert wurden. Barth aber blieb bei dem Gedanken an nahe, noch ernstere Ereignisse unverrückt stehen. Dieß zeigt ein sonst sehr heiterer Danksagungsbrief für das Geschenk einer goldenen Brille, die Zeller ihm zu seinem Geburtstag geben wollte und erst etliche Tage hernach übersenden konnte. „Aber Heinerle, was denkst du! Einen so in Verlegenheit bringen mit goldenen Sachen in dieser eisernen Zeit, wo ich bereits angefangen habe, alles Gold und Silber aus dem Hause zu schaffen, wo mir seit dem 25. März meine ganze Bagage zur Last ist und ich am liebsten auf Koffer und Reisesack reducirt wäre! Sieh', solche Kleinigkeiten, wie sie mir N. N. zu bringen pflegt, eine Rolle Bindfaden, ein paar Dutzend Cigarren, ein Päckle Tabak — so etwas macht mir Freude, aber alle werthhabenden Sachen schnüren mir den Hals zu. Also nicht zu spät, sondern zu früh! Und doch: voriges Jahr oder vor zwei Jahren hätte mir vielleicht eine goldene Brille auch noch Freude

gemacht; jetzt aber, da es indessen so deutlich geworden ist, daß die Welt auf dem letzten Loch pfeift, macht mir kein Besitz mehr Freude. Das sage ich gewiß nicht, um deiner Liebe wehe zu thun, oder deine Gabe herabzusetzen. Aber die letztere ist mir nicht so lieb wie die erstere, und die erstere mit oder ohne die letztere gleich werth. Ich, der ich ohnehin schon so lange her dein Schuldner bin, lege es eben nun zum Andern, und lasse es mit einem herzlichen: Vergeltsgott! und dank dir Gott! bewenden, verspreche dir auch zugleich, daß ich dir nie ein ähnliches Präsent machen will. Wenn du mich auf 8 Tage besuchst, das ist mir lieber als 25 goldene Brillen, durch die man eben auch lauter Elend in der Welt sieht." Die artige Apologie, die der liebe Geber auf diesen Brief folgen ließ, findet sich in Zellers Leben von Kemmler. (S. 329. f.) Er schrieb dieselbe von Rippoldsau aus, wo er unter anderem Hilfe für seine kranken Augen suchte und von Barth mit manchem liebreichen und sinnigen Briefe erfreut wurde. Gerne hätte ihn dieser am Ende dort abgeholt, wenn es sich irgendwie hätte einfügen lassen. Statt dessen machte er ihm hintennach einen längeren, gemüthlichen Besuch in Nagold, bei dem er zugleich zwischen seine massenhaften Arbeiten hinein eine erquickende Erholung fand. Vier Wochen darauf kam er wieder zum dortigen Fest und hielt eine sehr ernste Rede über die Wirksamkeit der „zwei großen Missionare, die von der Christenheit in die Heidenwelt ausgegangen seien: Bibel und Branntwein!"

Das war aber für längere Zeit das letztemal, daß Barth öffentlich auftreten konnte. Den Tag nach seiner Rückkehr, als er bei Regenwetter in's Freie gieng und einen kleinen Rain hinaufsteigen wollte, glitt er auf dem nassen Grase aus und fiel so unglücklich auf seinen Stock, daß er eine starke Quetschung der linken Brust davon trug, die mit einer heftigen Erschütterung des Brustfells verbunden war. Un-

geachtet aller angewandten Mittel verschlimmerte sich das Uebel; zugleich stellten sich die Brustschmerzen wieder ein, an denen er längst schon litt, so daß er wochenlang in der Arbeit sehr gehindert war und selbst Besuche, an denen es nicht fehlte, aufregend auf ihn wirkten. Es war eine Prüfung neuer Art für seinen wirksamen Geist; doch trug er sie mit Ergebung. „Ich habe einweilen, bis der Arzt wieder Etwas verordnet, ein Pflaster Geduld gestrichen und aufgelegt. Das thut namentlich Nachts gut, wo ich kaum eine schmerzlose Lage finde." Er hatte um so länger mit dem Schaden zu thun, weil er sich die zur völligen Heilung nöthige Ruhe nicht gönnte, auch kaum gönnen konnte. Denn Missionsblatt, Jugendblätter, Beleuchtungen und Kindermissionsblatt mußten geschrieben werden; dazu kam die Korrespondenz und die Revision und Korrektur des Bibelwerks, jene mit einer Aufgabe von 50—60 Seiten an Einem Tag. Besuche von Zeller, Hoffmann und andern Freunden, auch das Zusammensein mit Bruder Widmann, thaten ihm in seiner einsamen Lage sehr wohl. Anfangs November trat Besserung ein und an etlichen warmen Tagen konnte er wieder Spaziergänge wagen. Als dann Handels Geburtstag kam, ließ er sich auch durch Schnee und Morast nicht abhalten, nach Stammheim zu wandern.

Ende Novembers erhielt er durch Spittler die erwünschte Nachricht, daß nun für das Missionshaus in Basel geholfen sei. So lange hatten sich die Verhandlungen wegen der Besetzung des dortigen Inspektorats hinausgezogen, eine Verzögerung, zu der ich, wie ich mit Beschämung bekennen muß, das Meinige beitrug durch mein zauderndes und unweises Benehmen, als die Berufung an mich kam. Nun war in J. Josenhans, damals Helfer in Winnenden, der rechte Mann gefunden, der auch alsbald willig und mit Freuden

in den Antrag eingieng, um zunächst an Hoffmanns Seite, und hernach, da derselbe zu gehen entschlossen war, an dessen Stelle zu treten.

Am 15. Dezember schreibt er an Hoffmann: „Mit meiner Gesundheit steht es so, daß ich am Samstag und Sonntag wieder eine holperichte Fahrt nach Nagold und am Montag eine Konferenz von 28 Personen, am Dienstag wieder Besuche überstanden habe, ohne mich besonders angegriffen zu fühlen. Ich habe aber noch zuweilen Anmahnungen, die mir zeigen, daß das Uebel zwar wieder schläft aber sehr leise, so daß es gar leicht wieder aufgeweckt werden kann.“ Am 4. Advent predigte er wieder in Stammheim. Statt nun von der gewöhnlichen Weihnachtreise in's Unterland, von den Besuchen in Stuttgart, Bernhausen und Kornthal und von seiner Predigt für Knapp in Stuttgart zu erzählen, geben wir lieber zum Schlusse etwas Allgemeines darüber, wie Barth die Ereignisse des wichtigen Jahres 1848 betrachtete.

In der württembergischen Landeskirche wurde damals der schon etliche Jahre zuvor ausgearbeitete Entwurf einer Presbyterial- und Synodal-Ordnung veröffentlicht und erregte in den Kreisen der Glaubigen viele Bewegung, weil man den Verlust der kirchlichen Bücher und der gesegneten Verbindung zwischen Kirche und Schule befürchtete. In Betreff dieser kirchlichen Lebensfragen verhandelte man nun über die Schritte, welche zur Abwendung jenes Verlusts einzuschlagen wären. Als hätte man bereits auf Grund eines bleibenden Bestands der neuen Ordnung der Dinge seine Maßregeln zum Schutz der Kirche zu ergreifen, hatte man im Laufe des Sommers sogar Adressen an die Frankfurter Nationalversammlung abgefaßt, welche von möglichst vielen Glaubigen unterzeichnet werden sollten. Barth bekannte offen, daß er

auf solche Adressen nichts halte. Ende August schreibt er darüber:

„Die politischen Bewegungen unserer Zeit haben mich, als etwas nicht Unerwartetes von Anfang an sehr lebhaft in Anspruch genommen, aber nicht so, daß ich mich berufen gefühlt hätte, auf irgend eine Weise thätig in dieselben einzugreifen. Dieß ist auch mein Grundsatz hinsichtlich der mit denselben in Verbindung stehenden kirchlichen Umtriebe, von denen ich bei meinen apokolyptischen Ansichten kein Heil erwarte. Ich halte es für eine eitle Hoffnung, wenn man in unsern Tagen ein Wiederaufblühen der Kirche erwartet, oder sich etwa mit dem Neubau einer freien Kirche Illusionen macht, denn nach dem ganzen Geist der Zeit erwarte ich zwar mit dem lieben Hoffmann in Basel eine freie Kirche, aber eine vogelfreie. Auch die Beschlüsse der Nationalversammlung stören mich in dieser Ansicht nicht, denn ich glaube, politische Umwälzungen, namentlich von Frankreich her, werden dem Aufbau der neuen Kirchenfreiheiten zuvorkommen und uns keine Zeit dazu lassen. Nach meiner Ansicht stehen wir jetzt in Matth. 24 in der Mitte des 7. Verses, wobei ich freilich voraussetze, was ich erweisen zu können glaube, daß das ganze Kapitel von der letzten Zeit und gar nicht von der Zerstörung Jerusalems handelt. Jetzt ist, glaube ich, unsere Aufgabe hauptsächlich die, auf die Zeichen der Zeit zu merken und Andere aufmerksam zu machen, unsere Lampen brennend zu erhalten, und weil doch dem Ganzen nicht mehr zu helfen ist, wenigstens so viele Einzelne noch zu retten, als möglich ist. Ob die Kirche vom Staat, die Schule von der Kirche getrennt wird, das wird nicht von den Glaubigen entschieden werden, und sie sollten auch, meine ich, weder für das Eine, noch für das Andere Hand anlegen, denn am Ende wird's eben doch darauf hinauskommen, daß die Glaubigen gedrückt und verfolgt werden, und zwar noch ehe der Mensch der Sünde als offener Antichrist auftritt. Wir sollten uns, dünkt mich, jetzt passiv, nicht aktiv verhalten, so lange uns nicht von Amtswegen ein Zeugniß und Bekenntniß abgefordert wird. Doch möchte ich hierin Niemand etwas vorschreiben, Jeder soll eben

aufmerken, was ihn der Herr thun heißt, und Seinem Rufe unweigerlich Folge leisten. Auch bei den freien Versammlungen, dergleichen eine am 21. September in Wittenberg gehalten werden soll, wird meines Erachtens nicht viel herauskommen, und ich habe auch deßwegen meinen Namen in der Liste streichen lassen. Der selige Wilh. Hofacker schrieb mir noch 14 Tage vor seinem Tode,*) er wolle damit nichts zu schaffen haben. Die Zeit wird nun kommen, wo die unsichtbare Kirche hervortritt und wo sie ihren Unterschied von der sichtbaren an den Tag legt."

Daß Barth unter den gewaltigen Eindrücken der Zeit damals den Stand der Dinge allzu hoffnungslos betrachtete, und das Eintreten der nach der Weissagung bevorstehenden Zustände der letzten Zeit allzufrühe erwartete, das ist jetzt nach zwanzig Jahren leicht zu erkennen. Ob er aber auch in seinen Grundsätzen über das passive Verhalten der Glaubigen zu weit gieng, wie Mancher wohl denkt, das möchte eine andere Frage sein. Jedenfalls ist wohl zu beachten, daß er die Passivität nur in Beziehung auf Verfassungsfragen und dgl. empfahl. In Betreff der Wirksamkeit für das Geistliche wandte er vielmehr die von ihm erwartete Nähe der letzten Zeit als einen mächtigen Hebel an, wie bei sich selbst, so bei seinen schriftlichen und mündlichen Zeugnissen an andere Seelen, und gieng fortwährend mit gutem Beispiel voran.

---

*) Dieser theure Wahrheitszeuge war wenige Wochen zuvor (10. August 1848) mitten aus der bewegten Zeit in seine Ruhe eingegangen.

1849.

Unter dem Wanken der alten Ordnungen in Staat und Kirche, das in den Jahren 1848 und 49 den größten Theil von Europa in Bewegung setzte, hielt Barth seinen Blick unverwandt auf das große Werk des Herrn in der Christenheit und in der Heidenwelt gerichtet, und ließ sich durch das Thun und Treiben der Menschen nicht beirren. Dieser Blick aber machte ihn so ruhig und getrost, daß man in seinen Briefen aus jener Zeit, so bestimmt er auch die Ueberzeugung von der Nähe der letzten großen Trübsal festhielt, doch nur selten noch einen Ausdruck der Bangigkeit findet, die ihn beim Beginn jener Bewegungen befallen hatte. Im Neujahrsgruß des Calwerblattes 1849 redet er sogar von dem Gewinn, der aus dem drohenden Zusammenbrechen der heimatlichen Kirche für das Reich Gottes im Ganzen erwachsen könnte. „Wer weiß, ob nicht in der Zeit, wo die Glaubigen bei uns die vorhergesagte Verfolgung zu dulden haben werden, die Missionsgemeinde in der Heidenwelt durch eine Anzahl von Flüchtigen einen beträchtlichen Zuwachs an Kräften und Segnungen, wenn auch nur für kurze Zeit, empfangen wird. — Wer aber dazu tüchtig sein will, der muß sich bei Zeiten losmachen lassen von Allem, was aufhält und beschwert, und um so fester sich an Den anketten lassen, der sicher durch die großen Wasser der Trübsal führen kann. Und wer bei Zeiten sich darin übt, der kann es zu einer Fertigkeit bringen, die ihm viele Schmerzen erspart."

Barth konnte es darum auch nicht billigen, daß der Mann, von dessen unermüdeter und muthvoller Thätigkeit für die Verbreitung der Verlagsvereinsschriften in Ungarn wir früher berichtet, Pastor Wimmer, sich an Kossuth

angeschlossen hatte, und an der Spitze von 8000 Mann gegen die Kroaten gezogen war. Billigen konnte er es nicht, aber verstehen; denn er konnte sich wohl hineindenken in die von unsern württembergischen Verhältnissen so ganz verschiedene Lage, in die sich Wimmer als Angehöriger des nur durch Personalunion mit Oesterreich verbundenen ungarischen Königreichs und als Protestant versetzt sah, als seine gegen den Kaiser aufgestandene, aber doch ihm von Rechtswegen vorgesetzte Obrigkeit jenen Schritt von ihm forderte, weil sie keinen Mann von gleicher Popularität kannte. Als im Februar 1849 der liebenswürdige Dr. Smith von Pesth bei Barth war, und ihm die Gründe von Wimmer's Handlungsweise auseinandersetzte, so gab er selbst zu, daß sie sich hören lassen, wenn sie gleich für ihn keine Gründe gewesen wären. Für seine Person blieb er bei dem Grundsatz, der Gewalt gegenüber sich leidend zu verhalten, alle Kräfte aber auf die Förderung des Reiches Gottes zu verwenden, und machte diesen Grundsatz auch denen gegenüber geltend, die um der Mängel der Landeskirche willen nicht mehr in derselben wirken zu können meinten, dadurch aber auch manche Thätigkeit für das Reich Gottes sich verschlossen. „Mir thut's immer leid, wenn ein kräftiger Mensch in dieser Zeit der Noth, des geistlichen Bedürfnisses und des Thorschlusses brach liegt; das wird er noch einmal bitter bereuen."

Zu dem mittelbaren Wirken am Reich Gottes rechnete B. auch seine Arbeit an den Jugendblättern; darum war er auch immer sehr betrübt, daß er für dieses Werk so wenig Mitarbeiter fand. Stöber, der ihn längere Zeit ohne Hilfe gelassen hatte, stellte sich nun wieder ein und versprach treues Aushalten; dennoch schreibt er an Zeller (8. Febr.): „Wenn dir's einmal so wird, die Jugendblätter sollten vom Baum fallen und den Hals brechen, so darfst

du nur deine Feder in die Scheide stecken, denn ohne dich kann ich sie nicht fortsetzen, weil ich selbst nicht Zeit genug habe und Niemand sonst ein so zuverlässiger Mitarbeiter ist." — Die wichtigste und anstrengendste Arbeit um jene Zeit war übrigens die Revision des Bibelwerks, von welchem nun das alte Testament erscheinen sollte. Vor Ostern hatte er noch die letzte Konferenz, in welcher Einleitung und Titel bestimmt wurden, und nun war der erste Band zum Druck fertig.

Zwischenein fiel ein Abschiedsbesuch von Josenhans, der das Vaterland nicht verlassen wollte, ohne auch noch zuvor mit dem erfahrenen Missionsmann in Calw sich besprochen zu haben, und daher über den Schwarzwald auf seinen neuen Posten reiste. Auch war Barth Ende März bei dem Missionsfest in Großbottwar, wo er mit Prof. Thiersch aus Marburg zusammentraf, und darauf mit ihm bei dem Fest in Großheppach, zu welchem Hoffmann von Basel gekommen war in Begleitung seiner neuvermählten Gattin, einer geb. von Stoffregen. Wir freuten uns, ihn an der Seite dieser trefflichen Frau nach den Tagen des Leides nun wieder so glücklich zu sehen. Die Reden von Barth, Hoffmann und Thiersch waren eine Erquickung in der trüben Zeit. Als Barth über Ostern wieder nach Stuttgart kam, hörte er Hoffmann vor dem König in der Schloßkirche predigen und predigte Nachmittags selbst in Kornthal. Am Osterfest war er in Neuffen bei Pf. Schmid, dem Bearbeiter der 5 Bücher Mose im Bibelwerk, und am Ostermontag in Sielmingen bei seinem l. Seeger; an beiden Orten hielt er Predigt und Missionsstunde.

Hierauf folgte das Missionsfest in Calw (1. Mai) und die Predigerkonferenz in Stuttgart, wo Barth auch der Konfirmation seines Pathenkindes Emilie Osiander beiwohnte.

Bald nach seiner Rückkehr erfolgte in Calw eine stürmische Kundgebung von Seiten derer, die mit der Revolution in Baden sympathisirten. „Ein Volksauflauf entstand, als ein badischer Obrist, der von Karlsruhe mit 25 Mann und 2 Kanonen nach Neuenbürg geflüchtet war, auf der Reise nach Stuttgart mit Extrapost hieher kam. Das Volk wollte ihn nicht mehr fortlassen, weil er auf die Bürger geschossen habe. Man mußte ihn in der Oberamtei in Haft behalten, bis gestern früh (15. Mai) ein Regierungsrath von Stuttgart kam und ihn abholte.“ Indessen wurde vor der Hand Ruhe geschafft, denn zehn Tage darauf kam ein Bataillon des 4. Regiments nach Calw und nun gab es Einquartierungen, von welchen Barth auch seinen kleinen Theil erhielt. Auch sonst im Lande, wo sich bisher da und dort die Bürger zusammengerottet hatten, wurde die Ruhe nun bald wiederhergestellt, als der Rumpf des Reichsparlaments, der sich nach Stuttgart begeben und dort zu tagen angefangen hatte, in Folge seiner Uebergriffe aus der Hauptstadt vertrieben wurde (18. Juni 1849). Nach diesem Hauptereigniß konnte sich der Aufstand nicht, wie man gewünscht hatte, über Württemberg verbreiten. — Mit den Nachbarn in Baden sympathisirte B. auch, aber auf andere Weise, als die Bürger in Calw. Namentlich gieng ihm die Noth der glaubigen Geistlichen in diesem Lande zu Herzen, deren Viele wegen ihrer Treue gegen die rechtmäßige Obrigkeit verfolgt und vertrieben wurden. Einige glaubten zwar, der jetzigen Obrigkeit, als der neubestehenden, den Huldigungseid leisten zu dürfen, andere aber sahen sich im Gewissen gebunden und weigerten sich zu huldigen oder verließen das Land. Am 30. Mai schreibt Barth: „Zimmermann wird allerdings nach Stuttgart ziehen, wenn er abgesetzt wird. Er hat nämlich mit der gesammten Pforzheimer Diözesan-

geistlichkeit den Eid verweigert, und man weiß nun nicht, was darauf folgen wird. Der Herr erbarme sich!" — Er erbarmte sich auch. Denn als die Preußen einrückten und Ruhe und Ordnung herstellten, wurde den Verfolgten Luft geschafft. Doch zogen sich die militärischen Operationen in die Länge, und die südlichen Theile des badischen Landes blieben noch wochenlang von den Freischärlern besetzt. Ende Juni schreibt Barth: „Gestern war auch ein Stück von der Nationalversammlung mit dem Präsidenten hier; auch drei Wagen voll Freischärler giengen nach Baden durch von Reutlingen her." Die Sache war nicht mehr gefährlich; aber der Geist, der sich bei diesem Anlaß in der Stadt kundgab, sehr betrübend.

Zum Fest nach Basel machte er dießmal einen ungewöhnlichen Weg. Da die Fahrt durch das südliche Baden nicht thunlich war, so ergriff er eine Einladung nach St. Gallen, um die Reise über den Bodensee zu machen. Bis Biberach mußte noch der Postwagen benützt werden, von da fuhr er mit der Eisenbahn, dann über den See nach Rorschach. Hier verstauchte er sich beim Aussteigen aus dem Dampfboot den linken Fuß, was ihm die Reise ziemlich erschwerte. („Ich legte zwar das St. Galler und Basler Pflaster auf, aber ohne Erfolg," sagte er später.) In St. Gallen wurde er von Stephan Schlatter in Empfang genommen und erfreute sich an seiner Naturaliensammlung, für die er ihm die noch fehlenden Seethiere und Seegewächse zu liefern versprach. Vormittags war das Missionsfest, Nachmittags das Bibelfest, an dem Pfarrer Etter, sein alter Freund von Tübingen her, der schon weiße Haare trug, mit Kraft und Salbung redete. Barth schloß mit Rede und Gebet, nachdem er schon Vormittags eine Stunde gesprochen. Hierauf besuchte er noch Ambrosius Schlatter, den Baumeister, bei

dem er auch seinen Bruder Daniel, den „Tatarenschlatter“ sah. Den Abend brachte er mit den Missionsfreunden im Garten des Bankier Köberlin zu, der einst Gehilfe auf Spittler's Comptoir gewesen war. Seinen weiteren Weg machte er über den Züricher See und dann im Eilwagen nach Basel. Dort schreibt er am 30. Juni: „Ich hatte eine elende Nacht, weil ich nicht schlafen konnte, und lief nach der Ankunft in Basel den ganzen Tag im Schlaftaumel herum. Am Sonntag früh blieb ich zu Hause und hatte Besuche. Um 12 Uhr kam Josenhans von einer Reise nach Nürnberg zurück. Auch Fritz Keerl war da, der hier als Flüchtling lebt, und Kaspar Schlatter, der gleichfalls vertrieben ist, Tage und Nächte in den Wäldern herumzog, und sein Leben nur rettete, weil er Schweizer Bürger ist. Seine Frau ist noch in Niederekenen. Auch Schäfer von Hertingen ist hier; seine Frau noch zu Hause. Pfr. Peter ist gefangen. Alban Stolz und Prof. Hirscher von Freiburg sind gleichfalls als Flüchtlinge hier. Gestern wollten die Preußen wieder einen Hauptschlag führen. Man ist hier auf weitere Berichte sehr gespannt. — Festgäste scheinen wenige zu kommen; ein Omnibus von Kornthal wird erwartet.“ An den Verhandlungen der folgenden Tage konnte Barth nur so weit Antheil nehmen, als sein geschwächter Fuß es erlaubte. Bei der Begrüßung erzählte er, daß kürzlich ein reicher Muhamedaner 1200 Exemplare des Korans und ein reicher Hindu 8000 Exemplare seiner Religionsbücher habe drucken lassen und ermahnte die Bibelgesellschaften zur Eile, damit die Muhamedaner und Hindu's ihnen nicht zuvorkommen. Von den Festreden hebt er den dritthalbstündigen Jahresbericht hervor, den Hoffmann frei ablegte, und einen vortrefflichen Vortrag von Josenhans bei der Einsegnung, worin dieser seine Lebensgeschichte er-

zählte. Er selbst sprach nach den Abschiedsreden der Zöglinge und erwähnte dabei die Aeußerung eines bairischen Pfarrers, die Basler Mission betrachte die ganze Erde als ihr Gebiet, ein Wort, auf welches nichts erwiedert worden sei. Er glaube, daß es so sei, und daß die Gesellschaft recht daran thue, weil uns der Herr selbst Matth. 28, 20 die ganze Erde zum Arbeitsfeld angewiesen habe. Aber nicht nur die ganze Erde, sondern auch die Arbeiter, die der Herr brauche, das Geld, das erforderlich sei, und zuletzt der Himmel seien unser, als das Erbe, das den Ueberwindern gehöre. — Die Abschiedsrede im Garten von Oberstthelfer Linder nennt Barth „ausgezeichnet, das Beste, was man gehört hatte.“ Der Bruder dieses vortrefflichen Mannes war wenige Monate zuvor heimgegangen, ein schwerer Verlust für die Kommittee, deren Mitglied er lange Jahre gewesen, und für das Missionshaus, denn „er stand treu nicht nur zur Sache, sondern auch unter sie und half tüchtig tragen und arbeiten.“ Das Jahresfest in Beuggen konnte nicht gehalten werden, weil man auf badischem Gebiet vor den Freischaaren nicht sicher war; sie rückten auch wirklich am Abend des Jahrestages der Anstalt hundert Mann stark dort ein. Statt Beuggen war die Chrischona der Sammelplatz, wo am Freitag eine liebliche Feier stattfand, an der aber Barth seines Fußes wegen nicht Antheil nehmen konnte. Am Sonntag hielt er statt Hoffmann, der unwohl geworden war, die Verabschiedung der nach Indien bestimmten Braut des Missionars Bühler. Den Rückweg nahm er über Straßburg. „Von Kehl giengs mit einer Kompagnie Preußen, dann per Omnibus nach Muggensturm, von da per Eisenbahn nach Karlsruhe, wo wir im goldenen Kreuz noch einen schönen Abend miteinander hatten.“ Am andern Mittag traf er mit Weitbrecht, der ihn abgeholt hatte, glücklich in Calw ein.

Wenige Tage hernach kam die Trauerkunde von dem Heimgang des alten Hißrich in Stuttgart, der dem trauten Kreise im Römischen Kaiser angehörte. „Der liebe Mann wird mir in Stuttgart sehr fehlen.“ Er freute sich aber über die Vermehrung der oberen Gemeinde durch ein solches Kind Gottes. Der biedere und treuherzige Bruder hat seine merkwürdigen Lebensführungen unter der Aufschrift „Aus dem Leben des armen Hansjörgle“ selber beschrieben (in den Basler Sammlungen 1850).

Am 31. Juli durfte Barth seinen 51sten Geburtstag feiern, zu dem er Niemand eingeladen hatte, weil es „nicht der Mühe werth“ sei. An Gästen fehlte es doch nicht; eine Kutsche voll Kornthaler, Engelmann's von Wildbad her und mit diesen Hoffmann nebst Gattin, zwei Bremer Pastoren, Treviranus, sein Freund von der Londoner Allianz her, und Kohlmann, sein Tübinger Studiengenosse, Hillers, Handels und Blumhardt's. Unter den schriftlichen Glückwünschen war ein Gruß von der Unitätsältestenkonferenz, die ihm das eben erschienene Eskimoprophetenbuch übersandte. Viele schöne und werthvolle Geschenke wurden ihm übergeben; Missionar Sessing aus Jamaika, damals in Calw wohnhaft, brachte ihm eine Schüssel voll Tamarinden. „Ich war sehr beschämt und gedemüthigt durch die Liebe so vieler Freunde, die ich nie verdient habe; mein Sprüchlein ist: Was ich gelebet habe, decke zu; was ich noch leben soll, regiere du! So wichtig mir natürlich nach einem solchen Lebensabschnitt das Stillestehen und der Rückblick und der frische Vorsatz für die Zukunft ist, so bin ich doch andererseits auch wieder der, von dem der Apostel sagt: Einer hält alle Tage gleich. Ich halte mich nicht für eine so bedeutende Person, um auch nur von Einem meiner Freunde einen Glückwunsch, persönlich oder schriftlich, ansprechen zu können.“ Solche

Worte sind im Munde Barth's nicht Phrase, sondern Wahrheit; er hielt in der That, so generalsmäßig er um der Sachen und Zwecke willen oft auftrat, doch äußerst gering von sich selbst, weil er wie in andern Dingen, so auch in der Selbsterkenntniß, einen tieferen Blick hatte, als sonst so mancher hochgepriesene Mann im Reiche Gottes. — Abends verlor sich die Gesellschaft allmählich, nur Hermann Anandrao blieb bis zum folgenden Morgen. Heinrich stellte sich mit einem Briefe aus Rippoldsau ein, in dem er die Hoffnung äußerte, ein ander Mal dabei zu sein. Barth erwiederte scherzhaft: „Dein Bad muß die Lebenskraft in dir recht gesteigert haben, da du ein ander Mal, also beim nächsten Jubiläum 1899 dabei zu sein hoffst."

Einige Tage darauf reiste Barth nach München. „Als wir ankamen, sah ich mich vergeblich nach der hohen Gestalt und dem weißen Strohhut des alten Vaters Schubert um. Während ich nun vor dem Bahnhof draußen meinen Weg nach der Stadt suchen wollte, rief mich Jemand beim Namen, und als ich mich umsah, wars Marie Zeller (Schuberts Pflegtochter). Sie sagte mir, daß Spleiß am andern Ende auf mich fahnde. Wir giengen zurück, fanden ihn bald und nun zog ich mit ihm nach dem Karlsplatz. Da war der „alte Rist" mit der „Hausfrau" und Frau Antistes Spleiß. Das war eine Freude!" Sie blieben beisammen bis 11 Uhr. Andern Morgens gieng der alte Schubert schon um 7 Uhr seinem Geschäft nach, Barth aber fieng in Schuberts Studirstube gleich an einer Kinderschrift zu arbeiten an. Am Sonntag hörte Barth eine kräftige Predigt von Stadtpfarrer Burger; Nachmittags wurde die in der Aufstellung begriffene Bavaria, die Ruhmeshalle und die neue Basilika-Kirche besucht; Abends bei Präsident Roth, der seine Gäste aus dem Wein-Land mit Rheinwein bewirthete. Des andern Tags gieng die

Gesellschaft in das Panorama von Jerusalem, von Halbreiter und Löffler sehr täuschend ausgeführt. „Man steht auf einem alten Thurm auf dem Oelberg, sieht westlich Jerusalem mit der Omarsmoschee im Vordergrund, südöstlich das todte Meer und den Pisga, nördlich die Jerichoebene und die Berge von Samaria. Die nächsten Umgebungen von Jerusalem und die Stadt selbst mit Einschluß von Gruppen messefeiernder Griechen auf dem Oelberg rc. Alles aufs täuschendste gemalt. Wenn ich hier wohnte, würde ich manchmal einen Besuch in Jerusalem machen." — Sodann war er auch in der Bibliothek, der er schon einige Dienste geleistet hatte und wo er daher sehr zuvorkommend aufgenommen wurde. Er sah eine Menge interessanter Handschriften und andere Schätze. In Kaulbachs Atelier sah er „die Zerstörung Jerusalems," ein meisterhaftes Werk. Sonst war er zusammen mit dem wackern Stadtpfarrer Burger, der eben damals zum Dekan ernannt wurde, mit Freund Bernatz und mit dem ihm besonders lieben Prof. Wagner. Mit Prof. Naumann gab es über Gützlaff und China zu sprechen.

Daß Barth's Arbeit bei allen diesen Gängen in München nicht fertig wurde, ist leicht zu begreifen, zumal auch zu Hause der interessante Umgang mit Spleiß ihn fesselte. Er entschloß sich daher, auf der Rückreise, für die er ohnedieß noch einen andern Plan hatte, zunächst in Ulm einen Rasttag zu machen, um seine Schrift zu vollenden. Spleiß und Frau reiste mit ihm bis Ulm, wo sie von Stadtpfarrer Knapp gastlich aufgenommen wurden. Am andern Tag fuhr Spleiß zu seinem alten Freund Hochstetter nach Urspring; Barth aber saß den ganzen Tag ununterbrochen an seiner Kinderschrift und war sehr froh, als er sie spät Abends fertig hatte. Es war der „C-Bund," den er schrieb, ein

Büchlein, über dessen Charakter wir einige Worte bemerken, ehe wir in der Reisebeschreibung fortfahren.

Der pädagogische Hauptzweck, von dem Barth bei seinen Kinderschriften ausgieng, hatte sich während der längeren Pause, die seit dem Erscheinen des letzten Büchleins verflossen war, einigermaßen verändert und gieng nun neben der unmittelbaren Wirkung auf das innere Leben, nach dem Bedürfniß der Zeit, zugleich darauf hin, die tiefe Versunkenheit einer großen Zahl von Leuten aus den unteren Volksklassen zu schildern und so seine jungen Leser den Werth einer christlichen Erziehung schätzen zu lehren. Denn jene Jahre hatten Viele, die davon früher wenig geahnt hatten, einen Blick thun lassen in den Abgrund von Gemeinheit und Rohheit, welche oft da verborgen ist, wo man nur einen Mangel an Bildung wahrnimmt. Man sah, wie viele Leute es gibt, die „zu Allem fähig" sind. In dem vorliegenden Büchlein hat der Verfasser noch den besonderen Zweck zu zeigen, wie sich der Fluch der Sünde, speciell der Unredlichkeit, auffallend auf die Kinder vererbt und in diesen als eine fast unwiderstehliche Neigung immer wieder kund gibt, so daß sich die Lineamente des Lasters oft sogar auf dem Angesichte ausprägen. Denn diese Stücke sind es, durch welche die Hauptperson der Geschichte, Adam Zehbund charakterisirt wird. Die Scene ist zuerst auf dem württembergischen Schwarzwald, später in Böhmen.

Ein weiteres Reiseziel war nun das Missionsfest in Giengen, das Barth schon längst gerne besucht hätte, wäre der Ort nicht so weit entfernt an der Grenze gelegen. Jetzt war es von Ulm aus leichter zu erreichen. In Begleitung des l. Knapp fuhr er dahin über Herbrechtingen, wo er sich länger aufhielt, um die dortige Rettungsanstalt gründlich kennen zu lernen. In der großen, schönen Kirche

Giengens predigte er erst über den Pharisäer und den Zöllner, und sprach dann Nachmittags nach Lechler von Uihingen, dem kräftigen Zeugen, und mir, worauf der früh entschlafene Diakonus Wurm mit Gebet schloß. Dieses Fest, das uns in einen ganz neuen Kreis von Missionsfreunden führte, bleibt mir stets in süßer Erinnerung; ebenso unser Besuch in Heidenheim auf der Rückreise, wo wir bei Wurm frühstückten, dann bei Ploucquets Kindern besuchten. Hier wurde das Missionsfest in Heidenheim fürs nächste Jahr angebahnt.

Aus der Reihe von Festreisen, die nun folgte, hebt sich hervor das am 5. Sept. besuchte badische Landesmissionsfest in Langensteinbach, eine herrliche Erquickung nach überstandener Trübsal für die badischen Brüder; dann eines in Dußlingen, wo Barth den Steinlachern „den Leviten las," daß es bei ihnen mit der Mission so langsam vorwärts gehe. Zwischenein fiel die Beerdigung der schnell heimgegangenen Gattin Albert Knapps, mit der Barth als vormaliger Gattin seines Freundes Osiander nahe verbunden war.

Bei der Predigerkonferenz in Stuttgart gelang es ihm, das fertige C-Bund-Manuscript „in des Becken Ofen," d. h. zu Steinkopf zu tragen. Am 14. Okt. schloß er die Reihe der Festbesuche mit einem Missionsfest in Möttlingen, wo „alle Redner pünktlich ihre Zeit einhielten, wie ichs nie gesehen." Er hatte nun aber auch genug.

Für die Jugendblätter erhielt er aus Zellers fleißiger Feder die sinnigen Aufsätze: „das Bild eines Schwarzwaldthales," worin dieser die Eindrücke und kleinen Tageserlebnisse seines Rippoldsauer Badaufenthalts beschreibt. Einen neuen Mitarbeiter für die Technologie, ein Gebiet, das Barth schon in den ersten Jahren ins Auge gefaßt hatte, ohne einen tüchtigen Mann dafür gewinnen zu können, bekam

er nun durch Zellers Vermittlung in der Person eines Rippoldsauer Badegastes.

Am 2. Advent wohnte Barth in Herrenberg der Ordination der beiden Missionszöglinge Zimmermann und Locher bei, und übernahm die Predigt. Zimmermann, dem es gelingen sollte, die ganze h. Schrift in eine afrikanische Sprache (Ga) zu übersetzen, war dann bei ihm „mit Schulmeister Däuble von Gerlingen, der zwei Söhne und zwei Töchter in die Mission gegeben hat."

Von Herzen freute sich Barth mit mir darüber, daß mir durch des Königs Gnade im Herbst 1849 die Pfarrstelle in Fellbach übertragen wurde, wo Barth unter den Mitgliedern der Gemeinschaft alte Bekannte hatte. Einen Besuch kündigte er mir schon im November an, um „meine Kanzel anzuprobiren." Dieß wurde auch ausgeführt, indem er am Johannisfeiertag hier predigte.

Bischof Gobat hatte ihm nach Gewohnheit einen Neujahrsgruß, in welchem er von dem Fortgang seines Werks im Morgenland berichtete, für das Calwerblatt zugesendet, war aber wenige Tage nach der Absendung desselben in Cairo so bedeutend erkrankt, daß die Aerzte ihn schon aufgegeben hatten. „Ich gebe ihn noch nicht auf," fügte Barth dieser Nachricht bei, und er behielt Recht. Der Herr hat diesen Seinen gesegneten Knecht bald wieder aufgerichtet und bis ins Alter blühend, fruchtbar und frisch sein lassen.

Von seinem eigenen Befinden schreibt B.: „Es geht mir bis auf die Epaulettes Gottlob ordentlich, dieses Uebel aber ist im Zunehmen." (Rheumatische Schmerzen in den Achseln waren es, die Barth in seiner heiteren Weise so bezeichnete). „Am Sonntag gehe ich, so Gott will, für acht Tage nach Stuttgart u. s. w. Eine Erholung ist mir wirklich Bedürfniß, sonst bliebe ich zu Hause; ich fühle, wie

meine Kräfte mit reißender Schnelligkeit abnehmen." Dennoch predigte er einmal ums andere. Nach einer Predigt in Stuttgart über das Thema „wie man am Sternenhimmel des prophetischen Worts die Ereignisse auf Erden lesen könne" trat ein Fremder zu ihm in die Sakristei und sagte, er sei ein Mann, der diese Sternkunde in Indien zu verbreiten gesucht habe. Als er nach dem Namen fragte, war es Missionar Layer, der Abends vorher von Indien zurückgekehrt, in Stuttgart eingetroffen war und den Barth, gealtert wie er war, nicht mehr erkannte. Trotz der Winterkälte machte er auch einen Besuch auf der rauhen Alb bei seinem alten Freund Hochstetter, um wegen der biblischen Archäologie anzumahnen, mit der es nicht vorwärts gehen wollte. Es war eine lange Fahrt, von Geislingen aus mit dem Schlitten, und ein kurzer, doch lieblicher Besuch. Aber mit dem Erscheinen der Archäologie verzog es sich noch bis in den Sommer 1851.

1850.

„Das Erste, was ich im neuen Jahr früh in der Nacht vor dem Frühstück schreibe, ist der herzliche Wunsch, daß dir in diesem neubetretenen Lebensabschnitt auch wieder ein reiches Maaß von Barmherzigkeit und von Segen zugedacht sein möge. Der auch im Alter hebt und trägt, bringe dich auf seinen sichern Händen von einem turnpike (Schlagbaum) zum andern, bis endlich zur Schloßpforte." So begrüßt Barth seinen Heinrich und fährt dann fort: „Ich bin gestern glücklich, aber müd zurück gekommen, ohne Erleichterung vom omagra (Achselweh) gefunden zu haben. Du kannst Dir denken, daß bei 6 Predigten und anderen Stra-

pazen die Erholung nicht bedeutend war, am wenigsten bei der Heimkunft, als ich meinen Blick auf den Haufen von Einläufen richtete.“ Am 5. Jan. heißt es dann: „Erst jetzt, nachdem die erste Klasse meiner während der Reise angehäuften Einläufe, die pressantesten, abgefertigt ist, und heute die Reihe an die pressanteren kommt, finde ich Zeit deinen Brief noch einmal durchzulesen.“ — „Im vorigen Jahr konnte ich noch von 6—9 Uhr arbeiten, während es heuer nicht mehr gehen will. Das ist wahrhaftig schnell genug. Uebrigens ist leicht gesagt: schone dich, lad' ab! aber gethan ist's nicht so schnell, weil halt Alles miteinander zusammenhangt wie der katholisch' Glaub'.“ — Dann redet er von Solchen, die ihm zwar immer vom Schonen sagen, daneben aber noch Anderes, Neues aufladen wollen. „Auf das Eine, heißts, wirds ja nicht gerade ankommen; aber die vielen Eins machen am Ende den Karren voll. So lange aber nur noch zwei Fasern zusammenhängen, muß ich eben thun, was die Kräfte erlauben, ohne auf die Zukunft zu rechnen.“

In den letzteren Worten drückte Barth einen Grundsatz aus, den er zwar Andern nicht aufdringen wollte, an dem er aber aus Ueberzeugung festhielt, auch gegenüber den Einreden seines Heinrich, der ihm gerade jene Worte als eine „falsche Uebersetzung seiner Instruktion“ nachweisen wollte. „Ich beharre auf der Richtigkeit derselben, so lange du mir nicht aus der Schrift ein Gebot nachweisest, daß man sich schonen müsse. Mir ist nur eine einzige Stelle vom Schonen bekannt und dort ist der Teufel dahinter gestanden.“ Am 10. Jan.: „Du käm'st mir g'rad' recht! Auch noch eine Stunde früher ins Bett und also eine Stunde länger drin liegen, d. h. wachen und Achselschmerzen haben! Denn früher als sechs Uhr kann ich nicht 'raus, weils da noch kalt ist und ich meinen Leuten nicht zumuthen kann früher aufzustehen.“ 14. Jan.:

„Dank für dein Brieflein und auch für deinen unchristlichen Wunsch (der wenigstens gut gemeint ist), daß ich die Selbstverleugnung bekommen möge, dieß und jenes dahinten zu lassen, was ich thun zu müssen glaube. Wenn ich das wirklich glaube, so ist, es zu unterlassen, nicht Selbstverleugnung, sondern Ungehorsam, und den sollst du mir nicht anwünschen.“ 23. Jan.: „Am Schreibtisch habe ich Brustschmerzen, auf dem Spaziergang Kreuz- und Scheinbeinschmerzen, auf dem Sofa Achselschmerzen, im Bett Alles zusammen.“ — Zeller's Ermahnung zum Schonen brachte er ihm übrigens zuweilen in Erinnerung, wenn er demselben etwa statt eines Briefes nur ein paar Zeilen sandte. In der Regel jedoch pflegte er ihm alles, was er erlebte, haarklein zu berichten, namentlich aber ihn auf alle mögliche Weise zu einem Besuch zu vermögen. Heiterkeit, Ernst, List und Appellation ans Mitleid wechselten dabei miteinander ab. Nachdem Zeller die günstige Schlittenbahn, wie ihm Barth längst vorausgesagt, glücklich „verpaßt“ hatte, und im Februar schon herrliches Frühlingswetter eingetreten war, begann Barth aus allen Tonarten seinen Lockruf auf's Neue (21. Febr.): „Ich habe dir blos deßwegen so lange nicht geschrieben, weil du mir einen nahen Besuch angekündigt hattest, auf den ich täglich wartete und den ich durch weitere Briefe nicht stören wollte. Seit vierzehn Tagen haben blühende Hyacinthen, dunkelblaue, hellblaue, weiße und rothe am Fenster auf dich gewartet, jetzt sind sie am Abfallen. Gestern haben wir auf dem Spaziergang die ersten Exemplare von Bellis perennis und Veronica gefunden; sogar die Blümlein wagen sich heraus, nur der Heinerle net. Erst gestern sagte Widmann: „Wär nur unsre Staatsverfassung so fest wie der Heinerle!“ — „Warum!“ — „Der geht nicht aus dem Leim.“ Kurz, du bist zum Sprüchwort geworden, zur Fabel und zum Wunder.“ Dann kommts elegisch: „Mit meiner Gesundheit ists, wie's war.

Die Epauletten werden immer größer und darfst nur einmal probiren, die ganze Nacht auf dem Rücken zu liegen; dann kannst du dir vorstellen, wie mir zu Muthe ist. Sitz' ich länger als zwei Stunden, so gibts Brustschmerzen, und dann muß ich hinten anlehnen, um wieder Ruhe zu kriegen, und so fährt dann der Schmerz in die hintern Achselknochen, daß ich oft nicht weiß, wie ich sitzen soll." Endlich nach einem Ausblick auf die kommenden Strapazen schließt er, fast in Selbstbemitleidung übergehend, aber als gründlicher Feind dieser Stimmung rasch ins Komische zurücklenkend:

Ade, ade!
Ich kann nit meh!
Muß so viel Briefe schreiben
Und Korrektur und Agentur
Und andre Uhren treiben!

Darauf scheint nun von Heinrich eine ernsthafte Epistel über Reiselust, Predigtgabe, Versifexerei und Spottsucht eingetroffen zu sein. Barth antwortet am 28. Febr.: „Kurr hat mich hinsichtlich des omagra ganz rathlos gelassen, und jedenfalls ist für eine solche Kur der Sommer die rechte Zeit; vorher aber muß ich nach England. Wenn du wüßtest, wie viel Reiselust ich habe, und wie wenig ich gerade dahin kann, wohin etwa Reiselust mich zöge! Predigtgabe, — nun ja, die muß exercirt werden. Versifexerei — nun am Ende ist's einerlei, ob ich dir einen Brief in Versen oder in Prosa schreibe; dann Spottsucht — nun ja, das war, ehrlich gestanden, nichts Anderes als eine Maske, um dich aus deinem Schlupfwinkel herauszujagen. Ich sehe aber nun, daß bei dir Hopfen und Malz verloren ist. NB. nächsten Sonntag, 3. März, ist in Herrenberg Missionsfest und Vormittags predige ich über den Text: Ich bin krank gewesen und ihr habt mich nicht besuchet. Da gäb's nun eine schöne Gelegenheit für dich, wir haben einen Platz frei; allein das sage ich nur en passant etc. etc. Meine Reizmittel sind in dieser Beziehung erschöpft, ich werde dich nicht mehr einladen, mich auch über deinen Besuch, wenn

„Dank für dein Brieflein und auch für deinen unchristlichen Wunsch (der wenigstens gut gemeint ist), daß ich die Selbstverleugnung bekommen möge, dieß und jenes dahinten zu lassen, was ich thun zu müssen glaube. Wenn ich das wirklich glaube, so ist, es zu unterlassen, nicht Selbstverleugnung, sondern Ungehorsam, und den sollst du mir nicht anwünschen." 23. Jan.: „Am Schreibtisch habe ich Brustschmerzen, auf dem Spaziergang Kreuz- und Scheinbeinschmerzen, auf dem Sofa Achselschmerzen, im Bett Alles zusammen." — Zeller's Ermahnung zum Schonen brachte er ihm übrigens zuweilen in Erinnerung, wenn er demselben etwa statt eines Briefes nur ein paar Zeilen sandte. In der Regel jedoch pflegte er ihm alles, was er erlebte, haarklein zu berichten, namentlich aber ihn auf alle mögliche Weise zu einem Besuch zu vermögen. Heiterkeit, Ernst, List und Appellation ans Mitleid wechselten dabei miteinander ab. Nachdem Zeller die günstige Schlittenbahn, wie ihm Barth längst vorausgesagt, glücklich „verpaßt" hatte, und im Februar schon herrliches Frühlingswetter eingetreten war, begann Barth aus allen Tonarten seinen Lockruf auf's Neue (21. Febr.): „Ich habe dir blos deßwegen so lange nicht geschrieben, weil du mir einen nahen Besuch angekündigt hattest, auf den ich täglich wartete und den ich durch weitere Briefe nicht stören wollte. Seit vierzehn Tagen haben blühende Hyacinthen, dunkelblaue, hellblaue, weiße und rothe am Fenster auf dich gewartet, jetzt sind sie am Abfallen. Gestern haben wir auf dem Spaziergang die ersten Exemplare von Bellis perennis und Veronica gefunden; sogar die Blümlein wagen sich heraus, nur der Heinerle net. Erst gestern sagte Widmann: „Wär nur unsre Staatsverfassung so fest wie der Heinerle!"— „Warum!" — „Der geht nicht aus dem Leim." Kurz, du bist zum Sprüchwort geworden, zur Fabel und zum Wunder." Dann kommts elegisch: „Mit meiner Gesundheit ists, wie's war.

Die Epauletten werden immer größer und darfst nur einmal probiren, die ganze Nacht auf dem Rücken zu liegen; dann kannst du dir vorstellen, wie mir zu Muthe ist. Sitz' ich länger als zwei Stunden, so gibts Brustschmerzen, und dann muß ich hinten anlehnen, um wieder Ruhe zu kriegen, und so fährt dann der Schmerz in die hintern Achselknochen, daß ich oft nicht weiß, wie ich sitzen soll." Endlich nach einem Ausblick auf die kommenden Strapazen schließt er, fast in Selbstbemitleidung übergehend, aber als gründlicher Feind dieser Stimmung rasch ins Komische zurücklenkend:

Ade, ade!
Ich kann nit meh!
Muß so viel Briefe schreiben
Und Korrektur und Agentur
Und andre Uhren treiben!

Darauf scheint nun von Heinrich eine ernsthafte Epistel über Reiselust, Predigtgabe, Versifexerei und Spottsucht eingetroffen zu sein. Barth antwortet am 28. Febr.: „Kurr hat mich hinsichtlich des omagra ganz rathlos gelassen, und jedenfalls ist für eine solche Kur der Sommer die rechte Zeit; vorher aber muß ich nach England. Wenn du wüßtest, wie viel Reiselust ich habe, und wie wenig ich gerade dahin kann, wohin etwa Reiselust mich zöge! Predigtgabe, — nun ja, die muß exercirt werden. Versifexerei — nun am Ende ist's einerlei, ob ich dir einen Brief in Versen oder in Prosa schreibe; dann Spottsucht — nun ja, das war, ehrlich gestanden, nichts Anderes als eine Maske, um dich aus deinem Schlupfwinkel herauszujagen. Ich sehe aber nun, daß bei dir Hopfen und Malz verloren ist. NB. nächsten Sonntag, 3. März, ist in Herrenberg Missionsfest und Vormittags predige ich über den Text: Ich bin krank gewesen und ihr habt mich nicht besuchet. Da gäb's nun eine schöne Gelegenheit für dich, wir haben einen Platz frei; allein das sage ich nur en passant etc. etc. Meine Reizmittel sind in dieser Beziehung erschöpft, ich werde dich nicht mehr einladen, mich auch über deinen Besuch, wenn

er je einmal zu Stande kommen sollte, nicht mehr freuen, weil die Blüthe der Freiwilligkeit abgestreift ist."

Wie liebenswürdig Zeller solche Barth'sche Geißelhiebe zu pariren oder aufzunehmen wußte, hat uns sein Biograph beschrieben; die Herzensverbindung Beider wurde nur um so inniger, je offener sie einander als gute Freunde nach ihrer verschiedenen Ueberzeugung die Wahrheit sagten.

Barth blieb dabei sich nicht zu schonen. So schreibt er am 11. März von einem Schnupfen, der ihn beim Arbeiten sehr genirte, er habe ihn in Stammheim den Hals hinuntergepredigt, so daß er nur noch Katarrh habe, der ihn nicht störe. „Ich mußte die Stimme erheben wie ein Aussätziger, um sie klingend zu machen." Dieses Nichtachten der Krankheit hinderte ihn aber nicht, bei Andern, die er liebte und krank wußte, sich fleißig nach dem Befinden zu erkundigen. Mich fragte er z. B. öfters nach den Umständen eines Fellbacher Bruders, Friedrich Bauerle, den der Herr auf ein langwieriges Lager gelegt hatte. Auch Gesunde erfreute er oft durch sein liebendes Andenken, wo sie es nicht erwarteten; dagegen hatte er für Geburtstage ein schlechtes Gedächtniß und behauptete, er wisse deren blos 5—6. Dießmal fiel ihm aber doch der Geburtstag der Mutter Handel rechtzeitig ein, und so schickte er ihr am 28. Februar folgendes Gedicht:

Diesen Morgen hab' ich mich hingesetzt,
Die Spindel genommen, die Finger genetzt,
Und wollte ein schönes Liedlein spinnen
Mit vielen Zuckererbsen drinnen
Zu Ehren der lieben Hausmama,
Denn heut ist ihr Geburtstag da!
Aber wie ist mir's damit gangen?
Kaum hatt' ich ordentlich angefangen,
Das heißt, die Ueberschrift geschrieben,

So ist alles in der Feder geblieben.
Wie viel ich mocht' an der Fahne nagen,
Um keinen Preis konnt' ich's schreiben und sagen,
Was doch so tief im Herzen steckt,
Und sich wie Arme nach Oben reckt:
Die Freude, sie noch hier zu sehen,
Die Bitten für ihr Wohlergehen,
Den Dank für mütterliche Liebe,
Den Wunsch: ach, wenn's noch lang so bliebe!
Auch kamen noch, trotz aller Lust,
Die Schmerzen in der Hand und Brust,
Und machten mir das Schreiben sauer,
Und wandelten die Freud' in Trauer.
Da dachte ich: Wozu denn auch —
Ist's gleich ein guter alter Brauch —
Sich jedesmal mit Versen plagen?
Man kann es ja in Prosa sagen.
Denn auch die beste Poesie —
Im Sauerstoff verrostet sie;
Und in dem Lied von Abrams Sohn
Heißt's: „Meine Wünsche kennst du schon."
Ist etwas daran gegen Gottes Willen,
Das mög' Er nimmermehr erfüllen,
Sondern, was Er für gut befunden
In Hinsicht auf Zeiten und auf Stunden,
Auf Fried' und Ruhe, Kampf und Streit,
Auf Tod und Grab und Ewigkeit,
Das woll' Er geben in künftigen Tagen,
Und Kraft dazu, es zu ertragen;
Und bis zur Wonne der ewigen Hügel
Breite er schützend seine Flügel
Täglich über dir aus mit Macht,
Und Seiner Engel heil'ge Wacht!
So hab ich heute Morgen gedacht;
Und siehe, eh' ich mich's versah,
Stand schon mein Liedlein fertig da!

Im März kam die Trauerbotschaft von Basel, daß Hoffmann's junge Gattin nach einer glücklichen Entbindung schnell gestorben sei. „Seine Noth ist unermeßlich" schreibt Barth. Der schwergeprüfte Mann hatte sich eben entschlossen, von Basel, wo die klimatischen Verhältnisse seiner Gesundheit entschieden ungünstig waren, wegzugehen und es handelte sich nur noch darum, ob er in Heidelberg oder Tübingen den akademischen Lehrstuhl betreten werde. Barth wünschte natürlich, einen solchen Lehrer dem schwäbischen Vaterland erhalten zu sehen. Die Entscheidung zog sich in die Länge, aber im Laufe des Jahres wurde er als Ephorus des theologischen Stifts nach Tübingen berufen.

Das Calwer Fest war dießmal etwas entmuthigend, da ein starkes Zurückgehen der Beiträge berichtet werden mußte. Aber Barth ließ sich durch solche Wechselfälle nicht anfechten, predigte während der Osterzeit da und dort im Unterland, und machte sich dann an die Revision des Bibelwerks, eine kaum zu bewältigende Arbeit. „Der Riesenmuth war wohl vorhanden, aber die Riesenkraft eben nicht," schreibt er am 8. April; doch am 17. sieht er nur noch zwei Tage Revisionsarbeit vor sich. „Ich muß mich nur wundern, wie ich das vierspännige Arbeiten prästire, nicht Brustschmerzen, nicht Kreuzschmerzen bekomme. Das ist eine besondere göttliche Durchhilfe, für die ich sehr dankbar bin." Am 21.: „Das Bibelwerk ist revidirt, das Unmögliche möglich gemacht und die Kraft hat ausgehalten bis zum letzten Mann." So konnte denn dem 1849 erschienenen Alten Testament nun auch das Neue folgen; Barth aber durfte nur noch packen und das „Abschiedsbier mit Widmann" trinken, dann gieng's fort nach England. Die Maifeste in London sollten am 29. April beginnen; ihm war es aber fast mehr um einen Besuch bei seinen Freunden in Schottland, namentlich

bei Henderson zu thun, der ihm 100 Pf. Sterl. geschickt und ihn schon lange dringend zu sich eingeladen hatte.

Seine Reise hat B. selbst in einem 48 enggeschriebene Seiten umfassenden Tagebuch so ausführlich beschrieben, daß wir ihn, wenn's nöthig schiene, Schritt für Schritt begleiten könnten. In London (27. April bis 15. Mai) besuchte er eine Menge verschiedener Meetings und hielt bei den meisten wenigstens eine kurze Ansprache. Das Englische machte ihm aber viel zu schaffen; es floß nicht einmal mehr wie 1845, obgleich er sich schon seit Monaten durch englische Leseübungen mit Gessing darauf vorbereitet hatte. Am peinlichsten waren ihm längere Committeesitzungen, bei denen er jedes Wort fassen und jeden Augenblick zum Sprechen gerüstet sein mußte. Von Gützlaff, der damals in Europa herumirrte, aber wenig von sich hören ließ, so daß Barth ihm nicht schreiben konnte, war viel die Rede. Es hatte sich herausgestellt, daß sein Missionswerk doch ziemlich oberflächlich war, und daß es bei den angefaßten Chinesen an einer ernsten Zucht fehlte; anderntheils schien er aber von mehreren Seiten zu hart beurtheilt worden zu sein. Gegen einen derartigen Artikel in der Hengstenberg'schen Kirchenzeitung hatte ihn Barth in einer Entgegnung so vertheidigt, daß er Fehler zugab, was ihm Gützlaff sehr übel nahm; weil er nun einen ähnlichen Standpunkt auch in der Versammlung der Londoner Missionsgesellschaft hätte einnehmen müssen, die sehr scharf gegen ihn auftrat, während z. B. Dr. Steinkopf ihn lebhaft vertheidigte, so unterließ er dort eine öffentliche Rede. Er war Gützlaff gegenüber auf dem Rückzug begriffen, wollte aber den vielverdienten Arbeiter, der hauptsächlich aus Leichtgläubigkeit gefehlt hatte, nicht ohne Weiteres fallen lassen. Ein wohlthuender Geist der Versöhnlichkeit und des brüderlichen Zu-

sammenwirkens gab sich in der Versammlung für das große und fruchtbare Werk der Londoner Stadtmission auch dieß-mal kund. In der Savoykirche predigte er mehrmals, redete auch am Missionsfest des deutschen Missionsvereins und in der Versammlung einer deutschen Frauengesellschaft. Die Kirche war (für Savoy) meist ordentlich gefüllt. Mit Bunsen war er oft zusammen und hörte immer etwas Interessantes bei ihm. Die Governess der königlichen Prinzessinnen, Karoline Gruner aus Koburg, besuchte ihn, um ihm für seine Kinderschriften zu danken, welche die Prinzessinnen mit Interesse lesen. Die Judenkinder in Palestine-Place hörte er ihr Hosiannalied singen und brachte von ihnen das Lied mit: „Gott wird bauen Seinen Tempel bald," das dann die Stammheimer Kinder gleich bei dem nächsten Jahresfest singen durften. Für die Traktatgesellschaft hatte er 20 deutsche Traktate durchzulesen und zu beurtheilen. In Fetterlane feierte er mit der Londoner Brüdergemeinde am 12. Mai einen fünffachen Gedächtnißtag sehr vergnügt mit, sprach auch ein wenig, freute sich aber hauptsächlich der Lebendigkeit und Wärme, mit der die andern Sprecher angethan waren. Nachher war Liebesmahl und Communion. Im Uebrigen*) benützte Barth seine freien Stunden fleißig zur Besichtigung von allerlei Londoner Merkwürdigkeiten, namentlich sah er Panorama's und sogenannte dissolving views von solch vollendeter Arbeit und solch vortrefflicher Gesammtwirkung, wie man sie bei uns niemals zu sehen bekommt, z. B. eine Darstellung von dem Verlauf des Erdbebens von Lissabon und die Aussicht auf einen Wasserfall in den Alpen, beides von dem täuschend nachgeahmten Geräusch

*) Auf einem seiner Gänge durch die Straßen von London erfuhr er eine gnädige Bewahrung Gottes. Die Deichsel eines Cab fuhr ihm an einer Straßenecke, ehe er ausweichen konnte, so an die Wange, daß er zu Boden fiel, ohne jedoch sonst einen Schaden davonzutragen.

begleitet, das dort der Einsturz der Häuser und das Brausen des Meers, hier der Fall des Wassers hervorbringen muß.

Die wirkliche Natur aber und eine großartige Natur, wie man sie selten trifft, bekam Barth in Schottland zu Gesicht. Wie offen war doch sein Sinn für die Schönheit der Werke Gottes sowohl als der menschlichen Kunst geblieben, nachdem er schon so lange „den Karren gezogen" hatte. Von Edinburg aus schreibt er seinem Heinrich: „Da sitze ich nun in der alten Odinsburg, rechts von meinem Fenster steht die alte Burg, ein schroffer steiler Fels, oben so geräumig wie der Asberg. Vor mir erhebt sich auf einer Anhöhe die Fronte der Altstadt mit zum Theil 14 Stockwerke hohen Häusern; links, nur 20 Schritte von mir, das Denkmal von Walter Scott, ein gothischer Thurm 200′ hoch. Weiter links steigen die Salisbury Crags, mächtige Felsen, empor, mit steilem Abfall, 800′ hoch, und noch weiter links an dem einen Ende meiner Straße ist Calton Hill mit prachtvoller Aussicht und Ansicht. Zwischen meinem Fenster und der Altstadt ist ein tiefes Thal, durch welches die Eisenbahn und der Bahnhof sich ziehen und über welches hin mehrere Brücken oder Viadukte die Altstadt mit der Neustadt verbinden. Salzburg hat einige Aehnlichkeit, Edinburg ist aber viel großartiger. Könnte ich nur Einen Tag erübrigen, so gienge ich nach Lochleven; hätte ich acht Tage übrig, so gienge ich in die Hochlande; hätte ich 14 Tage, so gienge ich noch nördlicher nach den Orkneys." Aber übrig hatte Barth nie einen Tag, in Schottland so wenig als zu Haus. Doch gelang es ihm, wenigstens den Loch Lommond zu sehen „einen von steilen, schroffen Felsen eingefaßten langgestreckten Gebirgssee mit tiefschwarzem Wasser, die Ufer meist moosbedecktes Felsgerölle, hie und da mit Nadelholz bewachsen. Der höchste Berg, der seinen Fuß in das Wasser taucht, ist der Ben Lommond, 3200′ über dem Seespiegel. 30 Inseln liegen im See, die sammt dem einen Ufer desselben dem Herzog von Montrose gehören und von Schafen beweidet werden." Diesen Ausflug machte Barth von der Villa seines Freundes

Henderson aus, bei dem er mehrere Tage logirte und das Familienleben in einem reichen christlichen Hause Schottlands beobachten konnte. Barth hatte die Freude, dort mit F. Monod aus Paris zusammenzutreffen, der vorzüglich englisch sprach und die Morgen- und Abendandacht leitete, zu der auch die Dienerschaft mit den Gästen sich jedesmal einfand. Am Sonntag, der in Schottland sehr streng gefeiert wird, während an das Pfingstfest, das auf denselben fiel, Niemand dachte, gieng Alles zur Kirche, einer kleinen Kapelle, die Henderson der „freien“ Kirche hat bauen lassen, obgleich er nicht zu derselben gehörte. Von der Predigt des jungen Geistlichen bekam Barth einen sehr guten Eindruck. Spazierengehen und Klavierspielen unterblieb am Sonntag, weil es gegen die Sitte ist; an andern Tagen aber wurde Beides fleißig getrieben. Am Klavier wurden bald schottische, bald deutsche Lieder gesungen. Die deutschen Choräle, die Barth singen und spielen mußte, wurden besonders gerne gehört. Das ganze Leben in dem Hause dieses ersten Kaufmanns von Glasgow machte den Eindruck einer noblen Einfachheit. — Einige Schwierigkeit für die Angewöhnung verursachte das beständige Regenwetter, durch das ihm auch die Aussicht auf die Berge und der ganze Eindruck der großartigen Natur vielfach gestört wurde.

Der Anlaß zu der Reise nach Schottland war einestheils die Einladung verschiedener Freunde zu den Jahresversammlungen der beiden Kirchen in Edinburg, denen er fleißig beiwohnte, anderntheils neben dem Wunsche, Unterstützungen für den Verlagsverein zu erhalten, auch der, die Klatsche von den Abbildungen in dem Kindermissionsblatt der freien Kirche zu bekommen, was ihm auch gelang, während er dieß bisher durch Korrespondenz nicht hatte erreichen können. In Folge von Mißverständnissen kam Barth während seines Aufenthalts in Edinburg, als er einen Freund

in Dalkeith besuchen wollte, zweimal zur Eisenbahn zu spät, wartete nun aber ruhig auf die Lösung des Räthsels, warum es so habe gehen müssen. Als er nun statt dessen nach Leith, dem Hafen von Edinburg, fuhr, traf er im Omnibus einen Prediger Menzies, der ihn erkannte und sich ihm als Uebersetzer seiner Kinderschriften vorstellte und zu allen Diensten anbot. Das hatte Barth eben gefehlt und nun erhielt er durch die Leitung Gottes einen fortwährenden treuen Begleiter, der ihm überall hin den Weg bahnte. Von ihm erfuhr er, daß die Calwer Kirchengeschichte und Missionsgeschichte in allen Kirchenbibliotheken der established church angeschafft seien. Ueber den Unterschied und das gegenseitige Verhältniß der beiden schottischen Kirchen hatte er nun reichliche Gelegenheit, sich zu unterrichten. — Menzies verschaffte ihm durch seinen Bruder, einen Juristen, auch Zutritt zu einer Gerichtssitzung, wo alle Beamten in Perrücken und schwarzen Mänteln zu erscheinen pflegen, sodann zur Universitätsbibliothek, in der Barth das Original einer Protestation böhmischer Edelleute gegen die Hinrichtung von Johann Hus, ein Pergament mit 50 wächsernen Siegeln, zu sehen bekam. Dann besuchte er mit ihm auch allerlei historisch merkwürdige Orte, an die sich so verschiedene Erinnerungen an Maria Stuart, Knox u. s. w. knüpften, „Und nun," schreibt er, „sind sie alle längst hinüber in die Ewigkeit und habens alle anders gefunden, als sie erwarteten, auch Johann Knox nicht ausgenommen."

Von der Kirchentrennung schreibt er: „Die Spaltung geht hier durch Alles hindurch, hat oft mitten durch die Familie einen Riß gemacht und die besten Freunde einander entfremdet. Freilich dachten die Freechurch men nicht, die Sache bis zu einer Trennung zu treiben, sie wollten nur die Regierung nöthigen, ihren Willen zu thun. Als aber

diese nicht nachgab, waren sie schon zu weit gegangen, um wieder zurückgehen zu können. Uebrigens hat dieser unheilvolle Riß wenigstens gezeigt, welche Macht eine Idee unter diesem Volke hat, denn es hat dieser Idee erstaunliche Opfer gebracht, in sieben Jahren über 25 Millionen Gulden. Wie lange das noch so fortgehen kann, muß die Zeit lehren. Solche Opfer waren in einem so armen Land nur bei wirklicher Selbstverleugnung möglich." In einem der letzten Meetings der Freien Kirche brachte Barth, nachdem ihn sein Freund Dr. Duff als den Mann vorgestellt hatte, dessen Schriften seit Jahren Schulbücher in seiner Anstalt geworden seien, seine Verlagsvereinssache zur Sprache, um Theilnahme dafür zu erwecken, und erhielt auch alsbald Beiträge Einzelner zugesagt. Ebenso in der established church, wo sich N. Macleod erbot, Beiträge anzunehmen, und auch gleich solche erhielt. Im Ganzen aber war gerade der Umstand, daß er sich ganz unparteiisch zu beiden Richtungen hielt, ungünstig für ihn, weil jeder Theil glaubte, er werde von der andern Seite unterstützt. Am 30. Mai reiste Barth nach London zurück, besuchte mehrere Freunde, das britische Museum, den zoologischen Garten u. dgl., und predigte noch einmal in der Savoykirche. Am 8. Juni erreichte er wieder seine Arbeitsstätte, wo ihn „auch schmerzliche Nachrichten neben den guten" erwarteten.

Zu diesen gehörte namentlich der Tod der Gattin des Pf. Hiller, Julie, geborne Engelmann, die Barth vor kaum drei Jahren getraut hatte. Es war wieder ein liebes Glied seiner Verwandtschaft, das er in die Ewigkeit mußte hinübergehen sehen. Zum Fest in Basel, wohin ich ihn (29. bis 30. Juni) begleiten durfte, hatten sich u. A. Dr. Krapf und Miss. Layer eingestellt. Da gab es zu erzählen und zu hören genug, denn Krapfs Missionswerk hatte B. immer

mit großem Interesse verfolgt, und zu Laher hatte er ebenfalls eine besondere Liebe. — Bei der Jahresfeier der Freunde Israels redete er mit dem frischen Eindruck von der großen Theilnahme, die er auch dießmal in England für die Judenmission gefunden. „Warum ist in Deutschland so geringe Theilnahme an Israel, daß man die Judenmission nur ins Schlepptau nimmt und an den meisten Missionsfesten gar nicht wagt, ein Wort für Israel zu reden, nicht einmal in der Liturgie ein Gebet hat für Israel? — Sie würdens übel nehmen! — Nein, die rechten Juden nehmens nicht übel und um die schlechten brauchen wir uns nicht zu kümmern. Es kommt mehr heraus bei der Judenmission als bei der Heidenmission; es bekehren sich jährlich verhältnißmäßig mehr Juden. Aber warum ist bei uns so wenig Theilnahme? Das kommt vom Unglauben gegen das prophetische Wort. In das müssen wir uns mehr hineinarbeiten und dann auch mehr arbeiten an Israel." Bei der Generalkonferenz sagte Barth über die damals auftauchenden Bestrebungen für die sogenannte „innere Mission," die nach den Erfahrungen der Revolutionsjahre allenthalben als Bedürfniß erkannt worden war, sie habe allerdings der Theilnahme für die Heidenmission ein wenig Abbruch gethan, aber „entweder müsse sie gelingen und dann komme es der äußeren Mission auch zu gut, oder werden diese Bestrebungen erlahmen, dann werde doch die Heidenmission das Terrain wieder gewinnen." Ergreifend redete er bei der Einsegnung der Zöglinge: „In Edinburg ist ein hohes Kastell auf einem schroffen Fels, nur auf Einer Seite zugänglich, mit einer dreifachen Mauer verwahrt. Einmal lag vor ihr der Graf Randolf von Moray und sah an diesen Fels hinauf. Ein Soldat neben ihm sagte: ‚Denken Sie, es sei möglich, Mylord?' — ‚Was meinst du?' — ‚Nun, hineinzukommen!' —

‚Ja, wenn man die Flügel der Falken hätte.' — ‚Es gibt Flügel der Vaterlandsliebe; mit 20 Mann und einer Leiter von zwölf Fuß will ich sie heute Nacht erobern.' Der Graf überlegt es wohl, wählt 30 Mann aus und in einer trüben Nacht kletterten sie an dem Fels hinauf bis zu einem Absatz, wo's nicht mehr möglich schien, da wollten sie die Leiter ansetzen. Sie hören den Schritt der Schildwache oben, sogar ein Felsstück kam herab und der Ruf: ‚Halt, ich seh' dich wohl!' Sie konnten nicht anders denken, als sie seien entdeckt, aber es blieb nichts übrig, als vorwärts. Sie warteten noch eine Weile, stiegen hinauf und nahmen die Schildwache gefangen. Dieß fiel mir ein, als die Rede davon war, ob man Afrika preisgeben solle und die Pflicht gebiete, einen Schritt zurückzuthun. Die Schritte zurück sind nicht in unserer Gewalt; wir wollen also vorwärts, aufwärts, bis wir die Festung haben, und sie ist uns verheißen. Es sind noch nicht tausend Missionare gestorben; ich zähle sie; wenns einmal so viel sind, will ichs euch sagen." — Das Jahresfest der Beuggener Anstalt wurde dieses Jahr auf dem Chrischonahügel gefeiert, wo eine große Menschenmenge sich versammelt hatte, die sich zwischen den Reden im Grase lagerte, und verzehrte, was Jeder mitgebracht hatte. Nachher sprach Barth anknüpfend an die Geschichte von David (2 Sam. 23, 15.): Als ich diesen Mittag Einige unten an der Quelle Wasser holen sah, ist mir die Geschichte von Davids Helden eingefallen. Ich gestehe, ich würde das Wasser nicht ausgeschüttet haben, wie David that; doch hier haben wir mehr als einen Helm voll Wasser (die Bibel hinaushaltend), das wir alle nicht selbst geholt haben, und nur die Auswahl macht Mühe, aus welcher von den vielen tausend Röhren wir lebendiges Wasser schöpfen sollen. Offenb. 21, 6. ist so ein Krystallglas voll Lebens-

wasser. Der A ist auch der O. Er will Alles umsonst geben, verlangt nur Durst. Die sich also dieses Spruchs nicht getrösten können, sind nur die Satten." Dann erzählte er von der schrecklichen Verbreitung des falschen Lebenswassers (eau de vie), des Branntweins in Schottland, wo im Durchschnitt per Jahr 30 Flaschen, und in Schweden, wo 60 Flaschen auf den Kopf kommen! „Laßt uns von dem rechten Lebenswasser trinken, und auch Andern darreichen, daß ihre Seelen gestillt werden in Ewigkeit." — Einen kurzen Besuch in Beuggen machten wir dann zusammen am Samstag. Ueber Straßburg giengs am Dienstag nach Calw zurück, wo ihn zwar nicht der leibhaftige Heinrich, aber doch dessen wohlgetroffenes Bild überraschte, an dem Barth nur das vermißte, daß es auf die vielen Fragen, die er an ihn zu richten gehabt hätte, gar nicht antworte, ihn also nach dem Original nur um so verlangender mache.

Wie Barth bei der massenhaften Arbeit und den schaarenweisen Besuchen oft ins Gedränge kam, drückt er durch den Herrnhuter Vers aus:

Kurz, wären wir nicht gebungen,
Wir ließens sein!

Beides fieng jetzt aber wieder an und dauerte fort in einer Weise, von der wir uns kaum eine Vorstellung machen können. Am 19. August z. B. hat er „nur 11 Personen zum Besuch gehabt, daneben aber das Cirkular nach Indien*) geschrieben und Briefe nach China, Calcutta, Burdwan, Benares, Mangalur, Stammheim, Talatscheri, Möttlingen, Cannanur, Göppingen, Nagold."

*) Als die Zahl der von Basel ausgegangenen Missionare, mit denen Barth korrespondirte, immer größer wurde, zog er es vor, monatlich einmal ein gemeinsames Schreiben an alle indischen Brüder zu richten, das dann in Mangalur vervielfältigt wurde.

In dem romantischen Schottland hatte Barth neue Anschauungen von Land und Leuten gewonnen, die er zuerst im „Felsenkind“ verwerthet hat. Auch das Motiv dieser Erzählung fand er in Schottland, wo er das Denkmal einer Mutter sah, die, von einem furchtbaren Schneegestöber überrascht, ihr kleines Kind mit ihren eigenen Kleidern umhüllte, in einer schützenden Felsenspalte verbarg und so vom Tode errettete, während sie selbst, Hilfe für ihr Kleines suchend, im tiefen Schnee versank und erfror. An dieses geschichtliche Faktum knüpfte Barth seine Dichtung der Lebensgeschichte dieses „Felsenkindes.“ Der herangewachsene Jüngling begehrt nach den Freuden des Seelebens, findet aber, nachdem er im Ungehorsam auf die See gegangen, das eigentliche Ziel seiner Wünsche und eine innere Befriedigung lebenslang nicht. Erst im hohen Alter nach der Rückkehr in die Heimat wird ihm durch einen Geistlichen, der, ohne von seiner Gegenwart etwas zu wissen, die aufopfernde Liebe seiner Mutter als Sinnbild der Liebe Jesu in der Predigt erwähnte und dem er sich als Sohn dieser Mutter zu erkennen gibt, auf dem Krankenbett die Selbstgerechtigkeit seines Herzens ins Licht gestellt. Nach seiner reichen Phantasie wußte er die schon nach ihrer Anlage anziehende Erzählung durch Combination mit andern, zum Theil geschichtlichen Zügen so auszustatten und zu einem wohlgegliederten Ganzen zu ordnen, daß man das lehrreiche Büchlein mit Lust liest. — Er schrieb es bei mir im Fellbacher Pfarrhause, wo er unmittelbar nach dem Stuttgarter und Göppinger Missionsfest (Ende August) an einem Montag Morgen vorfuhr und sich sechs Tage lang in ein hinteres Zimmer so einschloß, daß er nur zu Tische in der Familie erschien, — in Einem Zug und mit Einer Kielfeder, die ich mir nachher sammt dem Manuscript zum Andenken ausbat. Wir

hatten verabredet, zum Nagolder Fest (am Sonntag darauf) miteinander zu reisen. Als ich am Samstag Nachmittag in sein Zimmer trat, gieng er schon mit der Pfeife auf und ab und sein Reisesack war gepackt. Wir fuhren nach Stuttgart, wo er in der Holzstraße sein Manuscript alsbald abgab, dann mit der Nachtpost nach Nagold, wo er wieder seinen Mann stellte. Hierauf mit Heinrich Zeller zum Karlsruher Fest und von da zum Kirchentage nach Stuttgart.

Wir gehen auf die nähere Beschreibung jener unvergeßlichen Tage, die anderswo, z. B. im Christenboten, ausführlich gegeben ist, nicht ein. Es war etwas Außerordentliches, wie bei dieser Vereinigung von christlichen Freunden aus dem ganzen deutschen Vaterlande die Herzen zusammenfloßen. Ueberwältigend war der Eindruck, als sich am Schlusse der Festwoche die noch anwesenden Freunde in der Hospitalkirche zusammenfanden, mit einander beteten und in der gehobensten Stimmung den Bruderkuß zum Abschied gaben. Tiefbewegt und weinend bot mir Barth die Hand, als der Vers angestimmt wurde:

Die wir uns allhier beisammen finden,
Schlagen unsre Hände ein,
Uns auf Jesu Marter zu verbinden,
Ihm auf ewig treu zu sein!

Voll von dem Segen dieser Versammlungen kehrte er nach Calw zurück und meldete seinem Heinrich, wie viel er versäumt. „Leute, die du nie wieder zu sehen bekommen wirst, würdest du kennen gelernt, gehört, bewundert und Segen von ihnen empfangen haben. Schauber (Kaufmann in Calw), der die Versammlungen alle mitmachte, kam gestern gleich zu mir, um seine überströmende Freude über diese herrlichen Tage auszusprechen, und das herrlichste, den Samstag, hat er nicht einmal erlebt.“ — Etwas vom

Kirchentag wurde aber Zeller doch noch zu Theil; denn als er wenige Tage hernach mit Prof. Fleischer bei Barth zu Besuch war, trat unerwartet der theure Wichern mit Cand. Oldenberg herein, und so hatte Barth die Freude, seinen lieben Heinrich, der der innern Mission besonders zugethan war, mit dem Hauptmann auf diesem Felde traulich beisammen zu sehen. Er selbst erhielt durch Wichern manche wichtige Aufschlüsse, besonders über die schleswig-holsteinische Sache; auch über den Verlagsverein gab es Manches zu reden. Dann aber folgten wieder Reisen, auf denen auch eine zweite Auflage des Bibelwerks besprochen wurde, nachdem erst vor wenigen Monaten der zweite Theil erschienen war, und in Urspring noch einmal angemahnt wurde, daß doch die „biblischen Alterthümer" auf Weihnachten fertig würden. Mit Mühe zwang er sich (28. Oktober) zum letzten Missionsfest (in Westheim bei Hall) und kehrte krank zurück.

Um so wohler that ihm nun ein längerer Besuch seines Heinrich, der den Zweck hatte, ihm beim Auspacken und Versenden mehrerer Kisten mit Naturalien behilflich zu sein. Ohne Zweifel aber gab es zwischen beiden Freunden auch eine Herzenssache zu besprechen. Denn eben damals stand Zeller in besonderen innern Kämpfen wegen seiner nachmaligen Verheirathung mit Emilie Conradi, die er in Rippoldsau kennen gelernt hatte. Erst nur ihr geistlicher Berather, war er im Laufe der Zeit so nahe mit ihr verbunden worden, daß andern eher als ihm die Frage aufstieg, ob sie nicht vom Herrn für einander bestimmt seien. Bei den Bedenklichkeiten, die sich ergaben, weil beide schon in vorgerückten Jahren standen, bewies sich Barth an Zeller, selbstlos wie er war, vermöge seines tiefen Blickes ins menschliche Herz und durch seine zarte Theilnahme als den besten Vertrauensmann, der ihm über sich selbst zur Klarheit ver-

half. Zeller meinte, entsagen zu müssen, kam aber wenige Tage darauf in Folge eines Besuchs in Stuttgart, obwohl er Emilie nicht gesehen, mit solchen Eindrücken von dort zu B. zurück, daß dieser die Sache schon für entschieden nahm. Nach ächt Barth'scher Weise flüsterte er ihm am Abend die neckenden Worte zu: „Deine guten Tage hast Du gehabt, — aber Deine besseren kommen." Bald darauf fand die Verlobung statt. Während der Brautzeit und später noch oft flogen sogenannte „Heinersverse" von Calw nach Nagold hinüber, in welchen Barth sich auf humoristische Weise darin übte, auf die regelmäßige Anfangszeile „Liebster Heiner" allemal wieder neue Reime zu finden. Das heitere Spiel sollte den Mangel persönlichen Beisammenseins ersetzen. Barth gestand seinem Zeller ganz offen, daß er bei allen aufrichtigen Segenswünschen für das neue Paar doch erst lernen müsse, sich über die Verbindung rückhaltslos zu freuen. Er fürchtete, einen Theil von der Liebe Zeller's an Emilie abtreten zu müssen, und ahnte noch nicht, daß das Liebesband durch Emiliens Eintritt sich nur verstärken würde. Noch weniger konnte er sich denken, wie wesentlich Zellers Thätigkeit für das Reich Gottes im Vaterland und für die Mission durch Emiliens Mitwirkung verstärkt werden sollte.

Neben seinem Brustübel, an dem er damals besonders litt, schmerzte ihn auch die Hand; doch war er froh, daß er „bei Tage arbeiten und bei Nacht schlafen konnte." Oft wanderte er nach Altburg, um seinen schwer erkrankten Freund Bezner durch Besuche zu erfreuen oder eine Predigt für ihn zu übernehmen. Bei einem solchen Gange von Altburg nach Hause that er auf den gefrorenen abschüssigen Wässerwiesen einen Fall, bei dem er sich die ohnehin geschwächte rechte Hand verstauchte, so daß er nun gar mit verbundener Hand schreiben mußte. Wie mühsam mußte

es da gehen, wenn er an einem Tage dennoch 16 Briefe schreiben mußte! Mit unverwüstlichem Humor aber klagt er: „Kann keine Pfeife stopfen, kein Feuer schlagen, kein Brod schneiden."

Ueber die schwere Erkrankung des unermüdlichen Arbeiters im Reiche Gottes, Oberjustizrath Klett in Ludwigsburg, der gleichzeitig vorhatte nach Stuttgart zu ziehen, bemerkte er: „Klett scheint nicht mehr nach Stuttgart zu kommen. In der andern Welt hat er freilich ein besseres Logis zu erwarten. Er hat sein Pfund nicht ins Schweißtuch gewickelt. Mir ist bei diesem Evangelium besonders wichtig geworden, daß man auch wegen der Faulheit in die Hölle kommen kann."

Am Schluß des Jahres stand Barth am Grabe seines alten Bruders Bezner. In Stuttgart, wo er Weihnachten zugebracht und in der Nachbarschaft gepredigt hatte, traf ihn die Nachricht vom Heimgang desselben, der ihm um so näher gieng, da er der Pathe seiner Kinder war. Er gieng der schmerzlich gebeugten aber doch gefaßten Wittwe mit Trost und Rath an die Hand. Ueber den Entschlafenen sagt er: „Er hatte einen schweren Gang bei seinem fortwährenden Gemüthsdruck, aber er hielt fest am Heiland und in ihm ist er auch gewiß selig entschlafen. Das muß ich unsrem l. Bruder Bezner nachsagen: Er hatte zwar auch eine Bangigkeit vor dem Sterben, aber nur vor der physischen Veränderung, nicht vor dem Zustand nach dem Tod und vor dem Gericht." — Die letzteren Worte beziehen sich auf die auch unter manchen Gläubigen verbreitete Annahme, als ob es im Jenseits einen Zwischenzustand der allmählichen Läuterung gäbe, eine Ansicht, die er als nicht biblisch entschieden bekämpfte, wie er denn bei diesem Anlaß sagt: „Ebr. 2, 14 ist von dem Zustand der Gläubigen des Alten

Bundes die Rede, so lange Christus den Tod und den Satan noch nicht durch Seinen Tod überwunden und sie dadurch erlöst hatte." Es that ihm immer wehe, wenn er sah, wie bei der gegentheiligen Ansicht die Freudigkeit zum Sterben sichtbar gelähmt wird.

1851.

So gerne Barth über den Nöthen und Bedürfnissen seiner Mitmenschen die eigene Schwachheit vergaß und so wenig er sich schonte, so konnte er doch seine körperlichen Leiden nicht dadurch los werden, daß er sie soviel als möglich ignorirte. An seiner geschwollenen Hand hatte er bis ins Frühjahr zu leiden, so vielerlei Mittel er auch anwendete. Er konnte die Finger nicht strecken, außer so lange er die Hand in ein warmes Bad tauchte. Da wurde ihm zuweilen sein Schriftsteller-Beruf recht zur Last, und er sehnte sich nach Jemand, der ihm das Mechanische des Geschäfts ganz abgenommen hätte. Denn sein treuer Agent Weitbrecht, dem er die Blätter zu diktiren pflegte, war mit der Buchhandlung so vollauf beschäftigt, daß es kaum zu diesen Diensten reichte. Beim Aufräumen der im J. 1850 erhaltenen Briefe fand er deren nicht weniger als 1178, und da er auf eine große Zahl der empfangenen Briefe zwei eigene rechnen mußte, so hatte er wohl 1200—1300 Briefe geschrieben, wiewohl er nur ¾ Jahre zu Haus gewesen war. Bei Korrekturen und Revisionen konnte er die Hand eher ruhen lassen, dafür mußte sich dann das Auge an den oft schwer leserlichen Manuscripten müde studiren.

In ernste Besorgniß wurde er nun versetzt durch die gefährliche Erkrankung seines Hausfreundes Widmann, den

ein Schleimfieber an den Rand des Todes brachte. Der Verlust dieses treuen Bruders wäre ihm so nahe gegangen, daß er mit ihm gleichsam ein Stück seines eigenen Lebens verloren hätte. Er war darum auch für seine Pflege und Wiederherstellung so besorgt, wie wenn es sein eigenes Leben gegolten hätte, und der Herr schenkte ihm die Freude, ihn allmählich gesunden zu sehen, wofür er dem treuen Gott von Herzen dankbar war. Denn der Lücken gab es damals in seiner Umgebung so viele, daß er sich nachgerade recht verwaist vorkam, zumal, da auch von den Amtsgenossen, mit denen er in den Konferenzen immer so lieblich hatte zusammensein dürfen, Einer um den Andern in die Ferne gerückt wurde. Diese Vereinsamung war ihm im Winter manchmal recht fühlbar, wenn es gleich an Leuten, die zu ihm kamen, nie fehlte. Denn nicht alle waren von der Art, daß er um ihretwillen sich gerne dazu verstand, den Schreibtisch zu verlassen. Am 10. Februar aber schreibt er voll Freude: „Am Samstag Mittag, als ich eben mit dem Essen fertig war und um das Wetter anzusehen zum Fenster hinausguckte, fuhr ein gelber Wagen an und stieg ein Knabe und ein Herr im Pelzrock aus. Ich kannte Keinen von Beiden. Als die Thüre aufgieng, war's Ephorus Hoffmann mit seinem Karl. Wollte meiner Hand einen Besuch machen. Während wir uns noch verwunderten, gieng die Thür wieder auf und Zaremba trat herein, von Pforzheim herkommend. Du kannst dir die Freude dieses Zusammentreffens denken. Gerade hatte ich wollen nach Urumiah und Konstantinopel und Grahamstown schreiben, nun wurde aber nur gesprochen, nicht geschrieben. — Wir bekamen natürlich keine Langeweile; ich konnte mit Hoffmann vielerlei durchsprechen." Doch sagt er hernach: „Wenn einige Freunde hie und da mir die Freude machen, einen meiner Schafftage roth anzustreichen,

wie am Samstag Mittag geschah, so ist die eigensinnige Hand für solches Ausruhen nicht einmal so erkenntlich, um nachher leichter und schöner zu schreiben; Figura zeigt's."

Zu einem Geschäftsbesuch Heinrichs in Calw gab die Jugendblätterarbeit (Juniheft 1851) den Anlaß. Zu demselben kam auch Freund Kurr von Stuttgart, der Zellers Braut Emilie mitbrachte. Da wurde „naturalisirt und repetirt," wie man sich denken kann; denn wie viel Ernstes und Heiteres gab es bei dieser ersten Begegnung mit der neuen Freundin zu besprechen. Diese fand sich auch bald in Barth's besondere Weise des Umgangs so glücklich hinein, daß sie ein ergänzendes Glied in dem Calwer Freundeskreis wurde. — In Cannstatt hielt sich damals der schottische Prediger N. Macleod, den wir im vorigen Jahre erwähnten, bei seinem hoffnungslos kranken Freunde Macintosh auf. Von Barth eingeladen kam er nach Calw und ergötzte ihn als ein interessanter, weitherziger, lebhafter Mann, der Schwabe unter den Schotten. „So giebt's nicht viele Engländer und Schotten." Während sich Macleod mit dem Verlagsverein etwas näher bekannt machte, um für denselben in seinem Vaterlande zu wirken, erhielt er gerade die Nachricht, daß er auf die erste Pfarrei in Schottland, eine Parochie von 18,000 Seelen in Glasgow, ernannt sei. Ich war bei ihm in Cannstatt; da erzählte er von seinem Calwer Besuch und rief aus: Dr. Barth is a king!

Seinem Freund Hoffmann in Tübingen erwiederte Barth den Besuch schon im März, zugleich um dort die „württemberg. Geschichte" für die zweite Auflage zu revidiren und bis auf die Gegenwart fortzuführen. Ende April konnte er das Buch in die Druckerei abgehen lassen.

Von Gützlaff kamen nun solche Nachrichten, daß Barth's Zurückhaltung gegen ihn völlig gerechtfertigt wurde. Auch

der thätige Vorstand des chinesischen Vereins in Kassel, Dr. Elvers, hatte sich von ihm zurückgezogen. Erfreulich war dagegen der solide Erfolg des Wirkens der Basler und Barmer Brüder in China. Die indische Mission aber trat zunächst in den Vordergrund, indem Inspektor Josenhans nun eine Visitation derselben vornehmen sollte, worüber er im April eine Besprechung mit Barth hatte.

Von dem lieblichen Maitage, an welchem B. in der Kirche zu Fellbach seinen Heinrich mit Emilie traute, melden wir das Nähere nicht, da eine anziehende Beschreibung desselben in „Zeller's Leben" gegeben ist.

Darauf verlegte er seine Arbeitsstätte zu Freund Schubert nach München, wo er köstliche Stille fand und sein „Pensum für die Christoterpe" fertig brachte. In die Akademie, deren Mitglied er war, ließ er sich auf eine Stunde einführen, wo er mit vielem Dank für seine reichlichen Sendungen an Naturalien überhäuft wurde. Am 27. Mai traf er wieder in Calw ein, und fand liebe Briefe von Nagold. Eingeschlossen war die „Stolgebühr" für die Kopulation, bestehend in einem Beitrag von 500 fl. für den Calwer Verlagsverein, der solche damals besonders gut brauchen konnte. Das neue Ehepaar, das indessen von einer gemüthlichen Hochzeitreise über die schönsten Punkte des Schwarzwalds (natürlich Rippoldsau nicht vergessen) zurückgekommen war, hatte damit seinen Sinn völlig getroffen. Er wünschte seinem Heinrich Gottes reiche Vergeltung, fügte aber bei: „Doch Er hat dir's schon vergolten im Voraus durch das Glück, das er dir geschenkt hat und von dem mir dein Brief zu meiner großen Freude eine neue Versicherung bringt, und das, wie ich getrost hoffe, nicht wie der „Honig" in einem Topfe abnehmen, sondern wie

die Süßigkeit in einer Weintraube zunehmen wird, soweit ihr Beide es ertragen könnet."

Dieser Wunsch Barth's schien freilich in der ersten Zeit des neuen Ehestandes nicht in Erfüllung gehen zu sollen. Zwar durfte er am Pfingstmontag aus Anlaß des Stammheimer Festes das fröhliche Ehepaar zum ersten Mal bei sich beherbergen. Aber nicht nur machten die körperlichen Umstände beider Ehegatten eine Kur in Ostende nöthig, sondern der Herr kehrte dort noch mit schwerer Krankheit bei Emilie ein. Heinrichs Glaube, auf den ihn Barth bei seinen Klagen über Müdigkeit und Muthlosigkeit als auf das beste Gegenmittel verwiesen hatte, wurde auf eine harte Probe gestellt. Die Krankheit verlängerte den Badaufenthalt bis in den September, wo Barth dann mit seinen lieben Zellersleuten auf dem Elberfelder Kirchentag zusammentraf.

Bei Barth häuften sich aber in der Zwischenzeit Reisen, Arbeiten und Besuche. In der Woche nach Pfingsten hatte er die Ehre, von dem kronprinzlichen (jetzt königlichen) Paar von Württemberg eine Einladung nach Liebenzell zu erhalten, wo über Mission, innere und äußere, gesprochen wurde, und sodann den beiden Hoheiten die Stammheimer Anstalt zu zeigen. Nun drängte die Arbeit vor der Abreise nach Basel; er konnte es aber seinem l. Verwandten, Immanuel Böhringer von Stuttgart, nicht versagen, ihn am 19. Juni in Bönnigheim zu trauen, obgleich er dazu Nachts 12 Uhr aufbrechen mußte und erst nach Mitternacht wieder zu Hause sein konnte. Dennoch schreibt er am andern Tage: „Jetzt bin ich wieder der Mann auf dem Platz." Er war es aber nicht lange, denn schon am 26. finden wir ihn in Schaffhausen, zur silbernen Hochzeit seines Hans Burkhardt. Die Reise war prächtig und der Aufenthalt bei Burkhardt herz-

vergnüglich; Spleiß in seiner schönen Wohnung am Rhein wurde noch besonders besucht.

In Basel interessirten ihn dießmal am meisten die in einer freien Konferenz der Traktatgesellschaft besprochenen Fragen: Was wird gelesen? Was nicht? Was fehlt? Sollen Unterhaltungsschriften verbreitet werden? Bei der Generalkonferenz sagte Barth: „Wir haben im letzten Jahr an Ihren Angelegenheiten schmerzlichen Antheil genommen, aber wir dachten auch wieder: wenn die Spitzen der Alpen so helle sind, so kommt schlechtes Wetter, sind sie aber trüb, dann kommt gutes. Es ist ja doch nur Gnade, wenn wir etwas arbeiten dürfen; und Gnade ist, wie jener Negerprediger in seinem Examen sich ausdrückte, Etwas für Nichts!" Nachmittags segnete Pf. Geß neun Brüder ein; Barth stellte ihnen ihre Kollegen in der Heidenwelt vor, Prediger des Evangeliums unter ihren eigenen Landsleuten, die vorher Menschenfresser, Mörder, Kriegshelden rc. gewesen, und sich nun an ihren vormaligen Feinden dadurch rächen, daß sie dieselben zu Jesu Füßen niederlegen. — In Beuggen erzählte er den Kindern die Geschichte von dem seligen Tod eines schottischen Knaben, der ein einziges Mal in der Sonntagsschule von Jesu Tod für die armen Sünder gehört hatte, und im Glauben an diese Wahrheit fröhlich starb, betonte aber, daß Jesus auch für die reichen Sünder gestorben sei, und daß diese ihn ebenso nöthig haben. Die Thorheit derer, die dies nicht bedenken, verglich er mit der Aeußerung einer Dame in Paris, sie begreife sehr gut, warum bei Nacht der Mond scheine, aber nicht, wozu es am Tag, da es ohnedies hell sei, noch des Scheins der Sonne bedürfe? — Am Sonntag predigte er in Mühlhausen und konnte noch Abends die Martinsstunde in Basel halten, ehe er nach Hause eilte.

Vom Missionsfest in Leonberg (20. Juli) hätte B. am liebsten erzählt. „Denn schreiben läßt sich's nicht; ich habe kein schöneres Fest gesehen. Es dauerte zwar von 1—6 Uhr, was unter anderen Umständen Manchem zu lang gewesen wäre, aber es reihte sich Eins an's Andre so schön und ergreifend, daß es einen großen Eindruck machte. Es wurden mehrere Brüder eingesegnet, zuletzt auch ohne vorherige Bestimmung der nach Indien abreisende Missionsinspektor, der von seiner Heimat Leonberg Abschied nahm. Die fünf Pathen, worunter Hermann Anandrao, erhielten von den Zeugen herrliche Segenswünsche. Draußen vor der Kirche sprachen Staudt, Spleiß und Köllner zu der Menge, die innen nicht Platz gefunden." Auf Jakobi erhielt B. nicht weniger als sechs Einladungen zu verschiedenen Festen, von denen er aber der Entfernung wegen keine annahm.

Zu seinem Geburtstag (31. Juli) wurde von Stuttgarter Freunden eine Fahrt nach Calw veranstaltet, wo wir B. Morgens überraschen wollten. Wir trafen ihn eingeschlossen in einem abgelegenen Zimmer, zur Revision des Handbüchleins der biblischen Alterthümer, umgeben von einer Zahl Berather, darunter Bähr von Karlsruhe. Ueber Mittag war eine große Gesellschaft beisammen, darunter Hoffmann, Prälat v. Moser, der eben in Calw visitirte, und noch viele werthe und fröhliche Gäste. Niemand hätte gedacht, daß auf diesen Tag der Freude eine Schreckensnacht folgen sollte. Am schwülen Abend zog sich ein Gewitter über der Stadt zusammen, das sich um 9 Uhr unter den heftigsten Schlägen entlud und bis gegen Morgen das Thal mit Wolkenbrüchen überschüttete. Schon in der Nacht stieg die Nagold so hoch, daß man im untern Hausraum die Bücherballen flüchten mußte. Als wir Freitags früh um vier Uhr erwachten, hatten wir einen entsetzenerregenden Anblick vor uns. Die

vorüberwogende, die Thalsohle erfüllende Nagold wuchs vor unsern Augen immer höher, und was sie Alles mit sich führte, deutete auf große Zerstörungen in höher gelegenen Orten. Bald wurden auch in Calw Häuser unterwühlt und stürzten ein. Von dem Verkehr mit der Stadt waren wir nun völlig abgeschnitten. An eine Abreise war nicht zu denken; man wußte nicht, was noch werden sollte: die Brunnen der Tiefe schienen sich aufgethan zu haben. Barth aber behielt die ruhigste Fassung, ob er gleich eine solche Ueberschwemmung nie erlebt hatte. Nachdem er für sein Haus voll Gäste in aller Stille die nöthigen Anordnungen getroffen, zog er sich mit einem Theil derselben ins Revisionszimmer zurück, da die Arbeit noch nicht vollendet war. Bald trat Hoffmann zu uns herein und brachte die betrübende Nachricht, daß nun auch ein Menschenleben dem Wasser zur Beute geworden. Acht andere Todesposten folgten; die Unglücklichen wurden z. Th. sammt ihrer Wohnung von den Fluthen fortgerissen; aber noch Schwereres wurde befürchtet. Eine Masse von Flößen und hochaufgestauten Holzstämmen (über 3000 an der Zahl) bedrohte die bereits auf beiden Seiten vom Wasser bedeckte Brücke, und wenn diese nicht Stand hielt, mit ihr die Stadt. Aber der Herr sah gnädig darein; Nachmittags fiel das Wasser bei freundlich leuchtendem Sonnenschein und der Verkehr konnte allmählich wieder hergestellt werden. Wir wanderten am Morgen des Samstag (2. Aug.) über die Berge Möttlingen zu, wo uns Blumhardt brüderlich aufnahm.

In Liebenzell waren theure Freunde zur Kur; von Basel Socin-Heusler, eines der ältesten Committee-Mitglieder, wegen seines biederen Charakters besonders werth; von Bremen Pastor Noltenius und seine Schwester, Helene Vietor, die den Calwer Freund damals zuerst kennen lernte. Letztere

kamen am Abend nach unserer Abreise und sahen nach Barth, giengen auch am Sonntag mit ihm nach Stammheim, wo er predigte. Nachmittags war die Beerdigung der Ertrunkenen, soweit man sie bis jetzt aufgefunden hatte. Für die Angehörigen derselben, wie für die übrigen Wasserbeschädigten erhielt Barth ansehnliche Geldbeiträge, mit denen er ihre Noth lindern durfte.

Wir übergehen den Kirchentag in Elberfeld, wo Barth keinen Bericht schreiben, „nur mit den Leuten reden“ konnte. „Wer zählt die Völker, nennt die Namen!“ ruft er aus. Er traf dort mit Zellers zusammen und reiste mit ihnen in's Vaterland zurück, machte dann aber noch einen Besuch bei der Herzogin in Kirchheim, begleitet von seinem lieben Waiz, um mit ihm die edle Erzherzogin Maria Dorothea wieder zu sehen, die er 1842 in Pesth mit ihm besucht hatte. Wie Vieles war indessen geschehen! Ihr Gemahl heimgegangen in seliger Hoffnung, gegründet allein auf das Blut Christi; sie selbst nach Wien berufen und dort von Spionen umringt und auf jedem Schritte bewacht! Dann die Revolution mit der unsäglichen Noth, die sie über das ganze ihr so theure Ungarn brachte! Noch waren zwar dort die schottischen Missionare in Thätigkeit, aber man sah wohl voraus, daß es ihnen nicht lange mehr gestattet sein werde, das Wort Gottes im Lande zu verbreiten. (Nach wenigen Monaten mußten sie das Land räumen.) Da gab es viel Kummer und Leid mit der theuren Seele zu theilen und sie zum Glaubensmuth in ihren Prüfungen zu stärken.

Nach dem Plieninger Fest zog Barth in's Winterquartier und stellte den Wanderstab in die Ecke, aber nur, um ihn mit der Feder zu vertauschen. „Dein Geschäft lauft nicht davon,“ hatte ihn Einer in Elberfeld getröstet. — „Ja,“ erwiederte er, „das ist's eben, wenn's davon liefe, hätte es

keine Noth; aber es bleibt liegen.“ So war's auch, wie er nach Hause kam, und täglich kam Neues hinzu.

In Calw grassirte damals, wahrscheinlich in Folge der Ueberschwemmung, von der viel Feuchtigkeit in den Häusern zurückgeblieben war, das Nervenfieber in solcher Ausdehnung, daß wochenlang mehr als 300 Personen an demselben krank lagen. Barth's mitleidiger Sinn brachte es mit sich, daß er von den Traubensendungen seiner Unterländer Freunde keine Beere genoß, um sie unverkürzt den armen Kranken zu gut kommen zu lassen. Er selbst blieb von der Krankheit verschont, obwohl sie bis in's Nebenhaus drang. Eine andere gnädige Bewahrung Gottes erfuhr er bei Gelegenheit eines ganz in seiner Nähe Nachts ausgebrochenen Brandes, der jedoch mit Gottes Hilfe, da völlige Windstille herrschte, bald gelöscht war.

Am letzten Sonntag des Kirchenjahrs predigte Barth in Stammheim, fuhr dann nach Sindlingen, wo er den sterbenden Martin Schäfer*) besuchte, und von dort nach Nagold, wo sein unerwarteter Besuch große Freude machte. Die gemüthliche Einrichtung der neuen Haushaltung sagte ihm sehr zu und er überließ sich einmal wieder einer völligen Ruhe und Behaglichkeit, die freilich nur bis zum andern Mittag dauerte. Es wurde erzählt aus alter und neuer Zeit, die alte Liebe erneuert, die neue befestigt. Auf dem Heimweg konnte Barth in Stammheim noch ein Stück von dem 75. Geburtstag des lieben Handel mitfeiern, und besuchte dann seinen lieben Freund Meßner, dessen Tochter mit Pfarrer Mayer in Lyon verlobt, aber eben damals durch Krankheit dem Tode nahe war. „Ein Trostwort war an=

---

*) Vergl. Band I, S. 250 ff.

gelegt." Der Bräutigam war auch da, mußte aber abreisen, ehe eine Wendung zum Bessern eingetreten war.

Weihnachten brachte Barth diesmal in der Stille zu. Am Christfestmorgen spazierte er ganz allein nach Stammheim hinaus. „Es war ein festlicher Morgen, während ich so, über mein Evangelium sinnend, auf dem schönen trockenen Wege dahin gieng. Keine Seele unterwegs, nur ich und mein Evangelium." Als eine liebliche Probe der vielen Predigtentwürfe, die Barth mir mittheilte, gebe ich den Entwurf, der auf jenem Morgengang entstand. „Wie unser Evangelium es an mehrfachen Bildern anschaulich macht, daß durch die Menschwerdung des Sohnes Gottes Alles aus seiner Stelle gerückt werden muß: Der Zimmermann verläßt sein Haus, der Sohn seinen Vater, die Hirten ihre Heerde, der König sein Reich und die Engel ihren Himmel. Zuletzt werden noch einmal alle Königreiche, Himmel und Erde bewegt, die Inseln werden von ihren Oertern gerückt und die Sterne vom Himmel herabgeworfen. Nutzanwendung: Wenn dir die Menschwerdung des Sohnes Gottes etwas helfen soll, so mußt du auch aus deiner Stelle gerückt werden, darfst nicht auf deiner Hefe liegen bleiben, mußt aus dem Reich der Finsterniß in das Reich des Lichts, aus dem Tode in das Leben versetzt werden."

Am Sonntag predigte Barth in Zwerenberg, obwohl mit dem Schlitten schwer fortzukommen war. Zurückgekommen traf er einen Pastor Kihlmann aus Finnland, der ihm mittheilte, die biblische Geschichte sei nun in's Finnische übersetzt. „Ich erstaune, wenn ich beim Rückblick auf die letzten zwanzig Jahre sehe, wie die gnädige Hand Gottes unsrem armen Werke aus geringen Anfängen aufgeholfen und unsern Schriften mit Ausnahme von Spanien und Portugal in alle europäischen Länder Thüren eröffnet hat, nichts

zu sagen davon, daß sie nun auch in alle übrigen Welttheile, bis in's Stille Meer hinüber ihren Weg gefunden haben, denn das ging ja mittelst der Mission. Daß er dabei so ein elendes Werkzeug, wie ich bin, gebrauchen wollte, gehört auch in seine wunderbare Praxis, nach welcher er erwählet, was da nichts ist. Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, ich sei nicht dankbar dafür, aber an der Erweisung dieser Dankbarkeit, an der Treue, am Gehorsam, da fehlts."

In diesem Gefühle der Beschämung mag wohl Barth selbst sich mit seinem Heinrich der Worte getröstet haben, die er ihm zum Uebertritt in's neue Jahr schrieb:

Geht Einer mit, der bisher mitgegangen,
Dann ist's ja wohl auf's Neue anzufangen.

1852.

Auch Barth gieng es, wie es zu Zeiten den meisten, auch den unermüdlichsten Arbeitern im Reiche Gottes gegangen ist. Während er vor Kurzem noch äußerte, daß er zum Arbeiten wohl einen „Riesenmuth" in sich fühle, aber keine „Riesenkraft," und auch in der gedrängtesten Lage seine Heiterkeit und seinen guten Humor nicht verlor, so trat nun und von da an manchmal eine zeitweise Muthlosigkeit ein, die wir nicht an ihm gewohnt sind. „Bisher hatte ich immer Muth und Hoffnung, meine Arbeit doch noch bewältigen zu können; jetzt fängt mir Beides an auszugehen," schreibt er im Januar. So vereinzelt auch eine solche Aeußerung noch war, so ist sie doch das erste Zeichen davon, daß die Gewalt des Willens über den oft widerstrebenden Körper auch bei Barth ihre Schranken hatte.

Zu der düstern Stimmung in den ersten Tagen des neuangetretenen Jahres mochte unter Anderem die betrübende Nachricht beitragen, die er von Nagold erhalten hatte über einen heftigen Krankheitsanfall, der seinen Heinrich betroffen, während er selbst vor Arbeit keine Möglichkeit sah, ihn zu besuchen. An Krankheit und Tod wurde er überhaupt in diesem Frühjahr immer wieder erinnert. Der gute Seldenschlo, der seit einiger Zeit wieder in Calw wohnte und viel bei Barth aus- und eingieng, war sehr leidend und sein Leiden steigerte sich immer mehr; sodann hatte Barth auf einer Geschäftsreise, die er Ende Februar während der Abwesenheit des Inspektors nach Basel zu machen hatte, bei seinen dortigen Freunden auch viel Krankheit angetroffen; im Heimweg erfuhr er, daß nach der Genesung seines Heinrich dessen Gattin erkrankt war; und in Böblingen hatte er ein Trauerhaus zu besuchen, indem seine einzige noch lebende Tante Engelmann, geb. Roser, an jenem Morgen heimgegangen war. Er schreibt darüber: „Meine Onkel und Tanten sind nun alle todt. Wollt', ich wär's auch!" Den Druck vermehrten schwere Sorgen, die ihn täglich in's ernstliche Gebet trieben; dieses aber gab ihm auch immer wieder neuen Muth, was die bloße Willensstärke nie vermocht hätte. Und er lernte auch unter solchen Trübsalen, denn was er am 13. März an die Lieben in Nagold mit Beziehung auf ihre Krankheit schreibt, das sagte er auch sich selbst. „Dergleichen Prüfungen haben ihren Zweck, und wenn der erreicht ist, können sie ein fröhliches Ende und einen freundlichen Abschied nehmen." Von sich meldet er dann am 16.: „Es gibt tüchtig zu schaffen; aber ich habe wieder Muth zur Arbeit." Viel Muth holte er sich immer auch durch fleißiges Predigen an den Sonntagen.

Dem Calwer Missionsfest wohnte dießmal A. Sarasin

von Basel bei. Die Missionseinnahmen waren bedeutend zurückgeblieben, auch fanden sich weniger Gäste als sonst: weil „manche Leute deßwegen nicht kamen, weil sie den Batzen Reisegeld nicht aufzutreiben wußten oder zu schwach waren vom vielen Hungerleiden, um einen weiten Weg zu machen.“ — Die Noth und Theurung war damals groß im Württemberger Land: wir durften aber auch herzliche und thätige Theilnahme erfahren, besonders von Basel, aber auch sonst von Nah und Fern, die nicht vergessen bleiben soll.

Ueber Ostern machte Barth eine Predigtreise in's Unterland. Da fand er sich auch bei mir ein zur Konfirmation seines Neffen Christian Barth, der bei mir im Hause, und meines ältesten Sohnes, der auch sein Pathenkind war. Seine eindringliche Predigt blieb namentlich Manchem der Neukonfirmirten unvergeßlich.*) — Damit war das sommerliche

*) Sein Text war: Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben! — „Es ist nicht einerlei, ob wir nur zwei Jahre unseres Lebens treu gewesen sind, oder ob wir das Mark und die Blüthezeit unseres Lebens Ihm geweiht haben. Wir sind Ihm Alles schuldig. Hat Er den letzten Tropfen Bluts für uns vergossen, so sollen wir Ihm nicht nur den Rest des Lebens schenken. Wenn einer untreu gewesen ist, so kann er nicht mehr von Treue reden. Es ging Petrus sein ganzes Leben nach, daß er durch Untreue seinen HErrn verleugnet hatte. Er ist's nicht allein werth, daß wir Ihm treu seien, sondern es ist auch für uns der Mühe werth: er verspricht einen großen Lohn, nämlich die Krone des Lebens. Wer kann's beschreiben, was das ist! Wer hat gesehen die Krone der Gerechtigkeit, die Paulus erwartete? — Das wissen wir, es muß etwas Großes sein. Es gibt Kronen von Diamanten, die haben großen Glanz und Pracht, aber es sind keine Kronen des Lebens, denn sie vergehen, wenn ein einziger Strahl dadurch fährt. Die Krone des Lebens ist versprochen dem Mann, der treu ist bis in den Tod, sei er von Ephesus oder von Fellbach. Ich wollte, ihr hättet eine gesehen, dann könntet ihr euch etwas dafür gefallen lassen! Harr' aus, harr' aus! Die Kronen hangen im Vaterhaus und warten auf die Treuen. Es ist der Mühe werth, wenn man sich auch muß den Kopf abschlagen lassen; Jesus setzt ihn wieder auf und noch eine Krone darauf!“

Wanderleben wieder eröffnet. Am 1. Mai hielt er in Böblingen eine Missionsrede, und kehrte bei dem in den Brüderkreisen wegen seiner geistlichen Erfahrung hochgeschätzten Schulmeister Kolb in Dagersheim ein: dann folgte ein Besuch in Kirchheim bei der Herzogin und in Stuttgart bei deren fürstlichen Enkelinnen, weiter ein zehntägiger Aufenthalt bei Schubert in München, wo er auch seinen alten Freund Pechtner von Carlshuld traf. Es lag ihm an, auf die Erfüllung seines alten Wunsches, die Herstellung guter biblischer Bilder, hinzuarbeiten, wobei er nicht nur an die deutschen Volksschulen, sondern namentlich auch an die Bedürfnisse für die Missionen dachte. Um sie möglichst wohlfeil geben zu können, hatte er die Unterstützung der Londoner Traktatgesellschaft zu gewinnen gesucht; aber sie ließ sich auf seine Vorschläge nicht ein. In München suchte er nach Künstlern, die fähig und geneigt wären, seinen Plan auszuführen. Er wurde aber nach Leipzig gewiesen.

Nach Basel gelang es ihm endlich dießmal seine Nagolder Freunde mitzunehmen. Zellers Gesundheitsbedenken zerstreute er durch die Bemerkung: „Wenn ein Mensch, der im Reich der Natur angegriffen werden ist, eine Zeit von acht Tagen in's Element der Gnade getaucht wird, warum sollte das ihn nicht kuriren können?" — Die Würze des Festes waren die lebendigen und belehrenden Mittheilungen, welche Inspektor Josenhans von den verschiedenen Missionsstationen gab, die er auf seiner Rundreise besucht hatte. „Das Resultat des Ganzen ist, daß Josenhans das Werk viel bedeutender fand, als er erwartet hatte, aber auch die Schwierigkeiten viel größer. Das Werk kann nicht in dem bisherigen Umfang und mit dem naturgemäßen Wachsthum fortgeführt werden, wenn nicht jährlich 20,000 Frcs. mehr eingenommen werden, als bisher." — Der Gäste waren es

dießmal so viele, daß die Privatwohnungen nicht ausreichen wollten. Und nun schloß sich wieder eine Versammlung an die andere, alle reichhaltig und gesegnet. Von Barth stehe hier ein Wort, das er im Jahr 1868 wohl wieder ebenso sprechen würde, wie vor 16 Jahren: „Gott gebe, daß die Schmach von uns weggenommen werde, daß man das Missionshaus verpfänden mußte; ich schäme mich von Herzen für Alle, welche im Stande gewesen sind, das zu verhindern! Unser Jesus hat unsere Schulden bezahlt, bezahlen wir ihm auch die Seine!" Barth's Missionsgabe, sauer verdient mit Schreiben, die er jedesmal bei der Generalversammlung auf den Tisch niederlegte, betrug dießmal 1500 fl. Er übergab sie mit den Worten: „Von einem alten papierenen Handlanger." Bei der Einsegnung erzählte er ebenso, wie voriges Jahr, eine Geschichte von einem Leuchtthurm. Aus der ferndigen Geschichte hatte er die Kraft des Gebetes bewiesen, dießmal zeigte er die Kraft des Glaubens, die alle Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten überwindet. Das Töchterlein eines Leuchtthurmwärters, der von Strandräubern geknebelt worden war, damit er nicht durch das Anzünden der Laterne den Untergang des Schiffes verhindere, das jene Menschen berauben wollten, suchte, als ihr Vater nicht heimkehrte, selbst die Laterne anzuzünden; da sie aber mit der Leiter die Laterne nicht erreichen konnte, stellte sie zuerst den Tisch und zuletzt, um die paar Zoll, die fehlten, zu ergänzen, auch noch die Hausbibel unter die Leiter, wiewohl unter Bedenken, ob ein solcher Gebrauch des heiligen Buches auch recht sei. Doch siehe, nun reichte es, das Licht erglänzte, das bereits gefährdete Schiff wurde gerettet und die Strandräuber um ihre Beute gebracht. Die Anwendung war: Um Licht in die finstere Heidenwelt hineinstrahlen zu lassen, müssen durch die Mission Leuchtthürme aufgerichtet werden. Um aber

das Licht in die Leuchtthürme zu bringen, muß man auf der Bibel stehen."

Seine Nagolder Begleiter führte er auch nach Gundelbingen, wo ein Häuflein Missionskinder im Hause des Dr. Ostertag eine freundliche Heimat gefunden hatte. Seine besondere Liebe zu den Missionskindern beschreibt Dr. Ostertag (Miss.-Magazin, März 1863): „Wie unbeschreiblich rührend war es, als wir einst mit einem vierjährigen Missionskind zu ihm kamen und bei ihm zu Mittag speisten. Da holte der muntere alte Junggesell mit eigener Hand aus dem Kasten ein sauberes Eßmäntelchen, legte es wie eine geübte Kindsmagd unter holden Zusprüchen dem Kinde um den Hals und versorgte es dann mit unvergleichlicher Zärtlichkeit mit den besten Bissen. Nach Tische aber war dem kleinen Gast eine besondere Ueberraschung vorbehalten. Er nahm das Kind bei der Hand und führte es unter beständigen Mahnungen, was nun Merkwürdiges kommen werde, in das große Zimmer daneben, wo vor dem Canapee ein trefflich ausgestopfter Leopard lag. Der momentane Schreckensruf des Kindes, dann seine allmählich sich einstellende Zuversicht und endlich das lebhafte Interesse, das es an der gefahrlosen Bestie nahm, — dazu die kindlich liebenswürdige Art, womit der theure Kinderfreund alle diese wechselnden Empfindungen zu würzen verstand: das Alles war eben so rührend als ergötzlich. Dann aber nahm er die kleine Person auf die Arme, trug sie herzend auf ein stilles weiches Lager und koste sie in sanften Schlaf ein. — Als in unserer eigenen Familie ein Dutzend dieser Kleinen Aufnahme gefunden hatte, da war der Sonntag Abend, an welchem Barth vor der Festwoche bei uns erwartet wurde, immer eine Zeit der fröhlichsten Spannung und des süßesten Hoffens. Mehr als einmal eilte das junge muntere Volk

hinaus nach der Straße, um den Weg hinabzuschauen, auf dem er von der Stadt herkommen sollte. Endlich aber wurde der lang Ersehnte, an jeder Hand Eines leitend und an den Rockschößen von Andern gehalten, im Triumph in den Hof geführt und unter allgemeinem Jubel giengs jetzt erst an ein Herzen und Grüßen der ganzen Schaar. Vielleicht mochte zu diesem lebhaften Erwarten des geliebten Freundes bei dem kleinen muntern Völklein auch noch ein wohlbekanntes Geheimniß mitwirken und die lebhaft forschenden Augen, die nach den Taschen des freundlichen Herrn schauten, verriethen etwas davon. Denn wenn alle Begrüßung endlich glücklich beendigt war, stiegen wirklich allerlei kleine Gaben, Bonbons, Büchlein u. dergl. aus den geheimnißvollen Rocktaschen hervor und keines gieng unbeglückt aus." — An solcher Freude ließ Barth nun auch seine lieben Nagolder theilnehmen und es konnte nicht fehlen, daß auch sie von Herzen fröhlich wurden. Sehr befriedigt kehrten sie mit Barth in die Heimat zurück.

Ende Juli machte Barth einen kurzen Incognitoaufenthalt in Stuttgart. „Ich brachte für die Christoterpe eine Erzählung und drei Heimwehlieder zu Stande und sandte sie an Knapp, datirt aus Patmos." Diesen Aufenthalt in seinem Patmos im Römischen Kaiser, wo er eine köstliche Arbeitsstille fand, unterbrach er nur durch einen Besuch in Fellbach, aus Anlaß einer Kinds-Taufe den lieben Gobat zu begrüßen, der eben im Vaterland war und bei dem Kinde Pathenstelle vertrat. Seinen Geburtstag (31. Juli) brachte er, um allen Gratulationen auszuweichen, noch in seiner Verborgenheit zu, dann aber riefen ihn Missionsfeste da und dorthin bis in die Rheinpfalz und ins Brenzthal. Auf dem Rückweg erfuhr er den schnellen Tod des lieben Seldenschlo, der um einer Steinoperation willen nach

Stuttgart gegangen und durch einen schnellen Tod von seinen großen Schmerzen erlöst worden war. „Er starb in lieblicher Stimmung." Barth besuchte die Wittwe und fuhr nach Calw zurück. Vom folgenden Tag schreibt er: „Um 10 Uhr kam Hiller, um 3 Uhr Huber, um 5 Uhr Seeger, um 6 Uhr Schweizer, um 8 Uhr Widmann, um 9 Uhr Miss.-Zögling Schwarz ꝛc."

Am 3. Sept. trat er seine Reise zum Bremer Kirchentag an, die er wegen seines Plans mit biblischen Bildern über Dresden und Leipzig machte. Hätte er freilich gewußt, daß er dort lauter Fehlgänge machen werde, so wäre er lieber um so viel später abgereist und hätte am 5. Sept. seine Pathenstelle bei dem Söhnlein, das dem Bischof Gobat in Beuggen geboren war, selbst eingenommen, was die Eltern um so mehr gewünscht hätten, da der andere Taufpathe, der König von Preußen, natürlich auch nicht persönlich erschien. Dafür machte er nun aber einen Besuch in Herrnhut und Berthelsdorf, wo er die Lebenden sprach und „unter den Todten herum wandelte, die noch reden, wiewohl sie gestorben sind." Von der Unitätsältestenkonferenz sagt er: „Ich habe dieses würdige Kollegium aufs Neue schätzen und lieben gelernt." Auf dem Rückweg stieg in Löbau eine Frau in den Wagen, die sogleich anfieng: der 17. Sept. 1847 sei ihr unvergeßlich, denn sie sei damals in schweren Umständen gewesen und Barths „Gemeinstunde" über die Worte: „Er wird Vielen den Bund stärken," seien ihr zur großen Erquickung geworden. „Dieß war mir um so merkwürdiger, weil ich jene Versammlung mit innerer Trockenheit und in gedrückter Stimmung gehalten hatte." Gerade vor seiner Abreise hatten die Brüder in Berthelsdorf einige ähnliche Beispiele erzählt. Seine Fehlgänge waren übrigens noch nicht zu Ende, daher er sich einen „disappointed" Wanderer

nennt. Den Fürsten von Waldenburg z. B. suchte er an mehreren Orten vergeblich, er war verreist.

Reiche Entschädigung aber bot ihm Bremen. „Da bin ich nun in Bremen, wohin michs schon so oft gezogen hat, und daß es hier schön sei, ist wahr, und daß es in unserem Logis auch gut sei, ist noch viel wahrer." Schon unterwegs in Wolfenbüttel, in Hannover, hatten sich liebe alte Freunde und bekannte theologische Größen zusammengesellt; andere traf Barth im Vietor'schen Hause vor Stephani Kirchhof. „Wir fanden hier ein schönes Familienleben, drei Brüder Vietor, Carl mit Frau und Kindern, Fritz mit Frau Helene, und Gottfried wohnen in Einem großen schönen Hause." Stahl von Berlin, der im Hause logirte, und Mallet bereiteten ihm einen erquicklichen Abend. „Als Alles fort war, saßen wir noch bei einer Cigarre, und um halb zwölf Uhr kam Werner zu meiner großen Ueberraschung. Vietors hattens gewußt, aber mir Nichts gesagt. Chevalier hat ihn fortgeschafft" (mit dem Auftrag die Sache des Stuttgarter Bildervereins zu vertreten). Am Sonntag (12. Sept.) hörten wir von Pauli in Liebfrauen eine gute Predigt, während Osiander aus Göppingen in Stephani predigte, worauf wir Bethmann-Hollweg und Mühler besuchten. „Um 12 Uhr giengen wir in die Predigt des l. L. Müller über Ps. 87, recht lieblich und ansprechend. Um 2 Uhr zu Tische, wobei Mallet wieder erschien, der lebendige, joviale Mann. Abends giengen wir mit Helene und Fritz Vietor nach ihrem Garten, wo wir prächtige Gutedel aßen, und von da zu Wimmer, der sammt seiner Frau zu Hause war, ganz der alte Wimmer, wie er vor 1848 war."*) — Von den Verhandlungen

*) Wimmer hatte sich nach dem unglücklichen Ausgang der Revolution in Ungarn, rechtzeitig gewarnt durch Dr. Marriott, der deßhalb von Wien aus extra zu ihm reiste, nach Amerika flüchtig gemacht, war

schweigen wir; es waren herrliche Tage, von bleibendem Segen begleitet. Einige liebliche Begegnungen können wir nicht übergehen. Eines Tages kam ein Unbekannter und stellte sich Barth vor als der „Krummen-Macher." — „Also nicht Krummacher?" — „Nein ich bin der Krummen-Macher." Wer war es? Niemand anders als der Verfasser der Brosamen für die Jugendblätter, der geist- und gemüthreiche Josephson, den Barth freilich noch nie von Angesicht gesehen hatte. „Das Lieblichste aber auf der ganzen Reise war mir eine Zusammenkunft der alten Tübinger Freunde, die sich an die von unserm l. Burk beim Stuttgarter Kirchentag veranstaltete unvergeßliche Zusammenkunft angeschlossen hat; denn in Elberfeld kam leider nichts derart zu Stande. Unser lieber Ludwig Müller hat uns die Freude gemacht, die alten Tübinger Commilitonen auf einen Abend zu sich einzuladen und wir waren von 8—12 Uhr in großer Fröhlichkeit bei einander: Fritz und Hermann Ball, Emil Krummacher, Lux Burkhardt, Stockmayer aus dem Lippe'schen, Osiander, Thomas Achelis, Werner, Dr. Wichelhausen, Eichel, auch Harms von Oerel und zwei Schleswig-Holsteiner. Unter Anderen kam auch ein altes kleines Männchen herein und fragte mich: Kennst du mich noch? — Ich besah ihn von allen Seiten und sagte: Nein, dich kenn' ich nicht. Nun fiengen die Andern an zu lachen und Ludwig sagte: 's ist ja der Matthias! Ja, der wars, unser lieber Matthias Perthes, und so hatte er sich verändert! Am meisten freuten mich drei der Freunde, die in Tübingen gute Burschenschäftler und flotte Studenten waren und nun entschiedene Christen sind. Wie werden sich einst in der Ewigkeit solche Scenen häufen! Eia, wär'n wir da!" — Ein ganzes Dutzend Württemberger, einschließlich einiger reisenden Kandidaten, war anwesend. — Am Freitag fand sich im Bremer

---

aber bald von dort nach Bremen übergesiedelt, wo er als Prediger eine Anstellung fand. Wir trafen ihn tief trauernd über den Stoß, den sein schönes Werk der Verbreitung evangelischer Schriften in Ungarn durch seine Entfernung erlitten hatte.

Rathskeller eine große Gesellschaft zusammen; es wurde 1846er Liebfrauenmilch, sowie eine Flasche 1624er versucht; letzterer wollte nach dem 1846er nicht munden. Am Samstag fuhren 400 Festgäste und Bremenser auf der Weser nach Bremerhafen hinunter. Auf dem Schiff war ein überaus fröhliches Beisammensein so vieler Brüder aus allen Gauen Deutschlands. An Ort und Stelle sahen wir das große 2500 Menschen fassende Logirhaus für die Auswanderer nebst der Kapelle, versuchten in der Küche die schmackhafte Graupensuppe und giengen durch die Schlafkojen. Draußen lagen noch die Schiffe der deutschen Kriegsflotte mit der schwarzrothgoldnen Flagge, die bald darauf unter den Hammer kamen. Auch in einem der Auswandererschiffe, die vor Anker lagen, wurden wir umhergeführt, „es ist darin für die Leute gethan, was möglich ist, aber Lust zum Auswandern bekommt man doch nicht." Nach Tisch fuhr die Gesellschaft wieder ab; unterwegs wurden Lieder gesungen und Reden gehalten. Ich blieb zurück und predigte des andern Tags in der Kapelle. Barth benützte diesen Sonntag zu einem Ausflug nach Blumenthal, der damaligen Gemeinde des Pastors R. Vietor, die aus lauter Matrosenfamilien besteht; daselbst hielt er eine Missionspredigt, zu der ich, von Bremerhafen zurückkehrend, eben noch recht kam. Zusammen fuhren wir nach Bremen zurück und den andern Tag gen Süden. Ein Band der Liebe und Freundschaft war nun zwischen den Vietors und Barth geknüpft, das bis an sein Ende fortbestand und vielfach segensreich wurde, besonders für die Mission.

Auf der Rückfahrt, die wir über Deuz und Frankfurt machten, stellten sich bei Barth zuletzt die Gichtschmerzen im linken Achselbein wieder ein, hinderten ihn aber nicht an Ausführung der bestellten Festreisen, noch auch an einem

Besuche in Stuttgart bei der Königin der Niederlande, die ihn zu sich eingeladen hatte, und bei der Herzogin in Kirchheim, wo er (24. Okt.) vor dem blinden König von Hannover eine Predigt hielt. Der König schickte ihm nachher 200 Thlr. für die Mission, und in Stuttgart erhielt er 130 fl. von einer Weingärtnersfamilie für denselben Zweck, so daß sich der Ausflug wohl verlohnte.

Mit einem längst erwarteten Besuch von Nagold, bei welchem schöne Sachen aus China ausgepackt und in die Sammlung eingereiht wurden, trat die Winterruhe ein. Den lieben alten Handel suchte Barth auf seinen Geburtstag mit einigen Versen zu erheitern, in denen er ihn zuerst seine trüben Gedanken aussprechen läßt, dann aber nach seiner Weise tröstet:

„Ich möchte gern nach Hause gehn,
„Die Fremde hab' ich satt;
„Kahl sind und steil die letzten Höh'n,
„Und meine Kraft ist matt.
„Die Freunde aus der Jugendzeit
„Fast alle schon voraus;
„Sie harren mein von nah' und weit
„Droben im Vaterhaus.
„Der Weltsinn und der Abfall wächst
„Noch immer um mich her;
„Und Christi Kirche ist verkleckst,
„Das macht das Herz mir schwer.
„Beim besten Willen fehlt die Kraft,
„Ich richte nichts mehr aus.
„Ein unnütz' Werkzeug, das nichts schafft,
„O lasset mich nach Haus!" —
So, Freund, so hast du oft geklagt,
Von Alters Last bedrückt;
Heut aber werde nichts gesagt,
Als wie es dir geglückt.

Nahm' nicht vom ersten Tage an
Der Führer deine Hand,
Und führte dich auf ebner Bahn
Trotz mancher Felsenwand?
Er krönte deinen Pilgerstab
Mit manchem Freudenkranz,
Und gab hinüber übers Grab
Dir frohe Exspectanz?
Du bist von Liebenden umringt,
Von denen rings umher
Der Ruf empor zum Heiland dringt:
O laß ihn uns noch mehr!
Von Oben und von Unten ziehts;
Doch, was der große Mann,
Der Mann davidischen Geblüts
Beschließt, auf das kommts an!
Er, der auch hier schon bei dir steht,
Wenn gleich noch ungeseh'n, —
Dich segne seine Majestät
Aus seinen heil'gen Höh'n!

Im Laufe dieses Jahres war sein geliebter Bruder W. Hoffmann nach Berlin berufen worden, ein Verlust für das engere Vaterland, der aber hernach für die evangelische Kirche Deutschlands durch den weiten Wirkungskreis, der ihm dort aufgieng, zum Gewinn geworden ist. Barth bedauerte seinen Abschied u. A. darum, weil die „Beleuchtungen der Missionssache“ nun aufhören mußten, weil Hoffmann, der das „Oel“ (den Stoff) dazu geliefert hatte, in seiner neuen Stellung begreiflicherweise sich darauf nicht mehr einlassen konnte und Barth selbst, mit so viel Anderem beschäftigt, ihn nicht zu ersetzen vermochte.

Am Ende des Jahres machte er die „Bilder aus dem innern Leben“ zum Drucke fertig, eine Schrift, auf die wir wohl wieder aufmerksam machen dürfen, da sie vielleicht

weniger bekannt ist, als sie verdient. Wir thun dieß am besten, indem wir B.'s Vorwort hierhersetzen. „Die meisten der nachstehenden Erzählungen sind schon früher in den verschiedenen Jahrgängen von Knapp's Christoterpe gestanden. Andere sind theilweise erweitert, theilweise ganz neu. Will Jemand sie Tendenznovellen nennen, so haben wir nichts dagegen; denn die bloße Unterhaltung, die schon am folgenden Tage sich an einen andern Stoff heftet, ist nicht in unsrer Absicht gelegen. Man wird auch in dieser Hinsicht vergeblich nach neuen Motiven und Gestaltungen umherblicken, aber manche Leser werden sich vielleicht in eine neue Welt eingeführt sehen, in die Welt des neuen Menschen, der mit dem frère terrible, wie ihn Franz von Baader nennt, im Kampfe begriffen ist. Wenn man diese Region scheut, dann lasse man sich durch die Warnungstafel dieser Vorrede von dem Buche abhalten; wer aber über die Dinge, die des Geistes sind, Aufschluß verlangt, ohne in Vorurtheilen verwickelt zu sein, der wird hier seine Rechnung finden." Man findet sie auch; denn der gebildete Leser erhält hier von einem weitherzigen tiefgegründeten Christen einen Schatz von Winken für die ihm eigenen Herzensbedürfnisse und Aufschluß über die verschiedensten Fragen des Glaubens und Räthsel des Lebens, aber auch ein gründliches Urtheil über kirchliche Zeiterscheinungen, wie man sie in der Verirrung der Gegenwart wohl brauchen kann und anderswo selten findet. — Gleichzeitig ließ er den „Negerkönig Zamba," als eigenes Büchlein erscheinen. Es ist dieß die Selbstbiographie eines afrikanischen Königssohnes, der, als Sklave nach Charleston gebracht, seine schon in Afrika erworbenen Kenntnisse dort so erweiterte, daß er im Stande war, mit Beihilfe einiger Weißen jenes Buch zu schreiben. Einiges daraus war schon in den Jugendblättern erschienen. Barth nennt das Büchlein auf dem Titel ein Seitenstück zu Onkel Tom's Hütte, bemerkt aber in der Vorrede ausdrücklich, daß es „ihm von ferne nicht einfalle,

in Hinsicht auf künstlerische Form, auf vollendete Darstellung eine Parallele zwischen beiden Schriften zu ziehen. Ein Contrast wäre viel leichter zu finden; die eine gibt sich als Roman, die andere als Selbstbiographie." Andrerseits hebt er hervor, daß „die bloßen historischen Tatsachen, wie sie in Zamba vorgeführt werden, auf manche Gemüther noch einen tieferen Eindruck machen, als die vollendetste poetische Schilderung." Merkwürdig sind die Schlußworte seiner Vorrede: „Zamba's Plan zur allmählichen Befreiung der Negersklaven, der hinsichtlich derselben zum würdigen Gebrauch der Freiheit größere Sicherheit gäbe, als der Vorgang der Emancipation in Westindien, ist dem ungeduldigen Charakter unsrer Zeit viel zu weitaussehend. Er wird aber auch durch die Ereignisse überflüssig werden, die so manchen Plan zu Schanden machen. Möge von beiden Seiten nichts überstürzt werden, aber auch Keiner, der die gute Sache fördern kann, die Hände in den Schooß legen!" Was Barth mit seinem auch in politischen Dingen so scharfsehenden Auge und vermöge seiner trefflichen Menschenkenntniß damals schon voraussah, — wie ist es in unsern Tagen so auffallend eingetroffen!

An die Brüder in Indien schrieb Barth im Blick auf die Zustände im Vaterland: „Von einer deutschen Einheit scheinen wir ferner, als je; wenn aber nur auch unter den Gläubigen Einheit wäre! Sie haben die Bedeutung der Zeit immer noch nicht begriffen und streiten sich um Nebensachen, die für den letzten entscheidenden Kampf durchaus keine Wichtigkeit haben. Der Herr lehre uns doch, immer mehr auf die Hauptsache zu merken und nicht an Vorurtheilen, Systemen, Ansichten, sondern an Ihm fest zu bleiben!"

1853.

Zum Anfang dieses Jahres möchten wir unsere Leser nach Stammheim führen, und ihnen unsern Barth zeigen, wie er so recht in seinem Element ist. Denn am Schreibtisch war er das nicht immer; an diesem war er zwar verurtheilt, neun Monate jedes Jahres zuzubringen; ganz in seinem Element aber war er — auf der Kanzel. Am Erscheinungsfest wanderte er bei herrlichem Winterwetter in Begleitung des Disporaarbeiters Tanner, Seldenschlo's Nachfolger, den er bald lieb gewonnen hatte, hinaus nach Stammheim und predigte über das Evangelium I. Jahrgangs. Er beginnt mit einer Stelle aus Hosea, in der das Volk Israel als Vorbild Jesu erscheint, betrachtet dann die Gemeinde Jesu als dessen Gegenbild und stellt, mit Beziehung auf sie, die Frage auf: Wo ist der neugeborne König der Juden? eine Frage, die nun aus der Geschichte der christlichen Kirche beantwortet wird. „Antwort: 1) in Bethlehem, nicht in Jerusalem, unscheinbar, arm, gering; 2) auf der Flucht; apostol. Kirche, Waldenser, böhm. Brüder ꝛc.; 3) in Nazareth, d. h. man kennt sie, wie ihren Meister, nur unter Spottnamen Nazarener, Piccarden, Herrnhuter, Pietisten ꝛc.; 4) am Kreuze: wie das Haupt, so der Leib (10 Kaiserverfolgungen, Inquisition ꝛc.); 5) auf dem Thron, wo sie mit Christo regiert."

„Die Kirche war so voll wie nie, aber auch Wetter wie nie. Nachmittags Missionspredigt über Ezech. 47, 1—12. mit einer Uebersicht des jetzigen Standes der Mission in allen Welttheilen. Nun habe ich seit 4. Advent achtmal gepredigt und zwar zur Erholung; nächstens werde ich mich von der Erholung erholen."

Das ist begreiflich und doch ist's mit der Erholung ernst gemeint. Denn wie lähmend es für Barth's reichen Geist sein mußte, Tag für Tag Briefe und immer wieder Briefe zu schreiben, Zeitschriften und immer wieder Zeitschriften zu lesen; wie er sich überwinden mußte, wenn die Sonne lachte und die Wiesen grünten, daheim zu bleiben vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, darüber reden seine Briefe eine vernehmliche Sprache. Er gab sich zwar mit aller Willigkeit zum Schreibersdienst im Reiche Gottes, zur Besorgung aller möglichen Angelegenheiten einzelner Personen, Vereine, Gesellschaften u. dgl. her, aber eine Erquickung für sein Herz fand er nur in der Predigt des Worts und im Zeugen von der Wahrheit, welche die Herzen erneuert. Wenn er in den Briefen auf etwas Herzmäßiges kommt, so verändert sich plötzlich seine Sprache: der Geschäftsstyl, der Klageton, die Resignation, die Ironie, der heitere Scherz tritt total zurück, er redet nicht weinerlich, auch nicht, wie man ihn oft im Verdacht hatte, scherzhaft von göttlichen Dingen, sondern in der edelsten Sprache des lebendigen, Alles überwindenden Glaubens. Wo es den Anschein hatte, als spielte er mit Schriftworten, da war es nie ein Mangel an Respekt vor dem Wort Gottes, das ihm unverrücklich fest und unantastbar heilig war, sondern er suchte nur den Tücken des Menschenherzens dadurch beizukommen, daß er die Schriftworte als Spieße und Nägel gebrauchte, mit denen er niemals blos kitzeln oder ritzen, sondern in's Herz und Gewissen hineinwirken wollte. Wenn er dabei den Reim oder Gleichklang des Wortes und andere derartige Mittel gebrauchte, um zunächst die äußere Aufmerksamkeit anzuregen, so bestimmte ihn dazu eben die Erfahrung, daß oft die schönsten, abgerundetsten, ja geistvollsten Kanzelvorträge wirkungslos an den Ohren der Zuhörer verhallen,

weil der Rede diese sozusagen sinnliche Spitze fehlt. Von allem blos ästhetischen Schmuck der Rede, der das Wort selbst verschönern oder versüßen will, dadurch aber den Geschmack an der einfachen Wahrheit gründlich verderbt, war er ein abgesagter Feind.

Barth klagte schon damals häufig über die Schwäche seines Gedächtnisses, das er mit einem Bohnensieb zu vergleichen pflegte. Nach den Anstrengungen über Weihnachten und Neujahr schreibt er am 14. Januar: „Ach, mein Gedächtniß nimmt eben reißend ab, wie das Wasser im Kidron in der heißen Zeit. Als ich vorgestern der l. Helene Vietor einige meiner letzten Predigt-Dispositionen schreiben wollte, fiel mir keine mehr ein, als die von der Stuttgarter Predigt." Auch sonst nahm er Zeichen der Kraftabnahme bei sich wahr. 25. Jan.: „Habe über Mittag Schwindel bekommen, so daß ich gestern den ganzen Tag von 5—9 Uhr nur mit Einem Auge lesen konnte." Später sagte er einmal, seine Sinne nehmen allmählich ab, besonders das Auge; auch das Gehör sei nicht mehr so scharf wie sonst, nicht einmal der Geruch. „Geschmack geht noch." Das beständige Sitzen hatte ihm Unterleibsbeschwerden zugezogen, die sich stets fühlbarer machten, besonders in unruhigem Schlaf und langem Nachtwachen. Er mußte daher fort und fort ärztliche Mittel gebrauchen, um arbeitsfähig zu sein. Freilich machte er auch noch starke Anforderungen an seinen Körper. Nach einem „prächtigen Spaziergang" zur Predigt nach Deckenpfronn, von dem er erzählt: „Kukuk hat gerufen, Heckenschmetzger geantwortet," klagt er: „ich war so müde, daß ich merke, es ist das Aeußerste von Fußtour, was ich noch prästire, 5 Stunden." Dessenungeachtet machte er Ende des Jahres einmal sieben Stunden an Einem Tag. Als ihm Zellers einen Armsessel zum Geschenk machten,

antwortete er: „Ich kann sagen, daß dieses Geschenk eine wahre Wohlthat ist, nach der ich mit meinen kranken Achseln schon lange geschmachtet habe und war doch nicht so keck, etwas zu meiner eigenen Bequemlichkeit anzuschaffen. Also habt herzlichen Dank für Eure Wohlthat, denn ein Armsessel ist für einen armen Menschen ganz adäquat."

Wenn aber die lieben Hausfrauen, die vernehmen, daß Barth bis in sein 54. Lebensjahr keinen Armsessel besaß, hieraus den Schluß auf eine ziemliche Armseligkeit seines Junggesellenhaushaltes machen wollten, so können wir sie versichern, daß sie nach altwürttembergischer Sitte zwar einfach, aber für seine Gäste reichlich ausgestattet war. Denn z. B. an Georgii 1853 hatte Barth sieben Personen über Nacht, wobei doch noch drei Betten leer blieben. Acht Tage hernach, als Barth nach Tisch seinen Spaziergang machen wollte, stand draußen ein Freund mit seiner Gattin und sieben andere Personen. „Glücklicher Weise hatten wir noch so viel übrig vom Essen, daß neun hungrige Mägen gesättigt werden konnten." Es war nämlich an jenem Freitag eine doppelte Portion gekocht worden, um am Samstag das Essen nur wärmen zu dürfen und so die Mägde zu schonen. Diese waren es, die das Hauswesen fortwährend in gutem Gange erhielten. Da sie schon von Möttlingen her in seinen Diensten standen, so hatten sie sich in seinen Sinn so eingelebt, daß sie die leisesten Winke von ihm augenblicklich verstanden und in allen häuslichen Verlegenheiten sich zu helfen wußten. Unzählige Gäste von allen Weltgegenden her sind von ihnen wohl besorgt worden. Sie wurden von ihm wie Familienglieder gehalten, wohnten Morgens, Mittags und Abends dem Lesen des Wortes Gottes und dem Gebete bei und aßen im Zimmer, wenn es um der Gäste willen irgend thunlich war. War er auch manchmal kurz in seinen Wor-

ten, so durften sie doch seiner treuen hausväterlichen Liebe versichert sein. Am 3. Dez. v. J. schreibt er an Zeller: „Vorigen Dienstag wurden hier vom landwirthschaftlichen Verein die Preise für die Dienstboten ausgetheilt. Ich hatte meine Mädchen auch angemeldet ohne ihr Wissen und meine Katharine bekam für 20jährigen ununterbrochenen treuen Dienst den ersten Preis mit zehn Gulden, Hannele für 18 Jahre den zweiten mit neun Gulden und beide den schönen Ehrenbrief."

Es lagen Barth oft allerlei Dinge auf seinem Gemüthe, die sich lange Zeit hinzogen, bis sie sich allmählich entwirrten. Denn weil sich Bekannte und Unbekannte in den verschiedensten Anliegen an ihn wendeten und er nach seiner Menschenfreundlichkeit, wenn es irgend gieng, ihnen Dienst leisten wollte, so trug er oft Lasten, von denen Andere keine Ahnung hatten. Auch wo es Zwecke der Wissenschaft galt, und er nach seiner Stellung förderlich mitwirken konnte, war er bereit dazu und wollte nichts aus der Hand lassen, das ihm Gott in den Weg führte. Ein Fall dieser Art, der ihm ein Jahr zuvor begegnete und jetzt erst zum Austrag kam, ist so charakteristisch in mehr als einer Beziehung, daß wir ihn nicht unerwähnt lassen können. Ein angeblicher Professor aus E. kommt zu ihm und bietet ihm ein hebräisches Manuskript von einem Theil des Pentateuchs zum Kaufe an, das bei den Ausgrabungen in Pompeji gefunden worden sein sollte. Das hohe Alter und den bedeutenden Werth der Rollen erkennt Barth alsbald an ihrer Schrift und Einrichtung und will den seltenen Schatz, der einer Bibliothek erwünscht sein konnte, um so lieber erwerben, als der Mann in Geldverlegenheit ist. Er macht ihm eine Abschlagszahlung unter dem Vorbehalt, nach näherer Erkundigung einen Kauf mit ihm abzuschließen. Die Prüfung

der Rollen erweist ihre Aechtheit, wenn gleich der Fund in Pompeji unglaublich klingt. Da sich nach eingezogenen Erkundigungen die Angaben, die der Verkäufer über seinen Aufenthalt in Italien gemacht, als erdichtet ausweisen, so schöpft Barth Verdacht, die Rollen seien gestohlen. Er fordert daher Jenen brieflich auf, ihm den rechtmäßigen Besitzer zu nennen, widrigenfalls er seinen Namen in den Zeitungen veröffentlichen würde. Der Verkäufer gesteht ihm nun, er habe die Rollen von einem Grafen in Paris entlehnt, dessen Namen er nennt, sagt aber, derselbe sei seit 1848 verschwunden, daher er ihm sein Eigenthum nicht habe zurückstellen können. Nach den verschiedensten Versuchen, den Grafen aufzufinden, und nachdem er zuletzt eine Aufforderung an denselben, ihm seine Adresse anzugeben, in die allgemeine Zeitung gesetzt hatte, erhält er endlich im März 1853 einen Brief von dem Grafen mit der Nachricht, daß er in Nizza sei. Der Graf hatte dort ganz zufällig, wie er schrieb, die Aufforderung zu Gesicht bekommen und Barth hatte nun doch die Genugthuung, dem rechtmäßigen Besitzer wieder zu seinem Eigenthum zu verhelfen. Von seinen Kosten sagte er nichts, ebensowenig als von den lügenhaften Angaben, sondern meldete blos, daß das Manuskript bei ihm „deponirt" sei.

Sehr nahe gieng ihm der plötzliche Heimgang des lieben Papa Köllner in Kornthal im März d. J. „Ich war 38 Jahre mit ihm verbunden; die Welt hat nun einen Reiz weniger für mich," schreibt er darüber.

Bald darauf feierte Schubert in München sein Doktorjubiläum. Barth reiste im Mai dahin, um ihm seine herzlichen Glückwünsche persönlich zu überbringen, und einige Tage ungestörter Muße zu einer literarischen Arbeit zu haben. Der weitherzige Schubert brachte seinen Calwer

Freund mit den verschiedensten Geistern in Berührung. Statt ihn aber zu diesen zu begleiten, wollen wir nur Ein Gespräch erwähnen, das Barth damals mit dem berühmten christlichen Naturforscher, Professor Wagner, gehabt hat, und dessen Gegenstand für Barth's Interesse sehr bezeichnend ist. Wagner war der Mann, mit dem er auch über seine speziellen Ansichten, die er nach dem Worte Gottes über Dinge der Natur gehabt hat, ganz offen sprechen durfte, ohne von dem Manne der Wissenschaft als Idiot belächelt zu werden. Er legte ihm dießmal die Frage vor, ob die fleischfressenden Thiere, als sie im Paradiese noch von Pflanzenkost gelebt, noch keine Schneidezähne gehabt, und ob sie im tausendjährigen Reich diese verlieren werden, wo der Löwe Stroh ißt, wie der Ochs? Wagner bezweifelte Beides und verwies ihn auf die Hunde, die wie ihre Vettern, die Wölfe, für die Fleischnahrung organisirt seien, dennoch aber meist von Pflanzenkost leben, zum Beweis, daß die Schneidezähne und andere auf Fleischnahrung hinweisende Organe sie doch nicht zu dieser nöthigen. — Mit der „holdseligen" Königin von Baiern, bei der er durch Schubert schon im J. 1851 eingeführt worden war, hatte er dießmal eine Unterredung über die Mission, über welche die hohe Frau Auskunft von ihm wünschte.

Nach seiner Rückkehr erhielt er erwünschte Besuche. Erst kamen die Bremer Freunde Vietor, nebst der theuren Mutter Noltenius auf einige Tage. Am Sonntag waren sie in Stammheim, um die lieben Handels zu besuchen, Barth's Predigt zu hören und die Anstalt einzusehen. Barth wurde durch das gesegnete Beisammensein mit dieser Familie, die durch das gemeinsame Interesse für das Reich Gottes ihm besonders nahe stand, ungewöhnlich erfreut und belebt. Als die Freunde hierauf eine Schweizerreise antraten und auf

dem Wege dahin unter Anderem auch einen Besuch bei uns in Fellbach machten, schrieb er mir: „Wäre ich in Umständen, daß ich gute Einfälle immer ausführen könnte, so hätte ich sie unten im Pfarrhause in Fellbach in Empfang genommen und den Tag mit Euch zugebracht."

Gegen Ende Juni kam Hoffmann von Berlin zu ihm. „H. ist noch ganz der Alte," bemerkte er. Er traf dann nochmals mit ihm in Stuttgart zusammen, auf dem Wege zum Basler Feste begriffen, vor welchem er noch zwei Ausflüge zu machen hatte. Zu dem ersten derselben kam auch Blumhardt nach Stuttgart, der im vorhergehenden Jahre das Bad Boll erkauft hatte und von Möttlingen dahin übergesiedelt war, um sein Haus für leiblich und gemüthlich Leidende zu öffnen, aber neben diesem Werke der innern Mission ebenso thätig für die Sache der Heidenmission blieb. Er begleitete Barth nach Marbach, wo Dekan Kling ein Missionsfest veranstaltet hatte und die Kirche trotz des Heuwetters gedrängt voll war. Tags darauf hatte Barth eine Fahrt nach Kirchheim zu machen, wo der Markgraf von Baden mit seiner Gemahlin und den Prinzessinnen zu Besuch war und Barth eine ganze Anzahl kaiserlicher, königlicher, großherzoglicher und anderer Hoheiten sah, auch an der Tafel eine Menge von Fragen zu beantworten hatte.

Am folgenden Abend durfte ich ihn nach Basel begleiten. In Offenburg setzte sich Pastor Sander von Elberfeld zu uns in den Wagen, den wir zu unserer großen Ueberraschung und Freude schon in Oos auf dem Perron erblickt hatten. Der theure Mann unterhielt uns auf dem ganzen Wege auf's Lebhafteste. Er wohnte allen Festen bei und redete bei mehreren Versammlungen in seiner ergreifenden Weise. In einem Kreise von Brüdern in Gundeldingen gab er sehr interessante Mittheilungen aus der Geschichte des christlichen

Lebens in Elberfeld und von seinen Erfahrungen in der Revolutionszeit. Seine Anwesenheit erhöhte den Festgenuß namentlich auch für Barth, der ihn innig liebte und hochhielt, und viel mit ihm beisammen war. Er zählte Sander zu den liebsten unter seinen norddeutschen Brüdern. Bei der Jahresfeier der Freunde Israels führte Barth aus, daß die Sulamith im Hohenlied nichts anderes bedeute, als das Volk Israel im tausendjährigen Reich, die Gemeinde des Herrn, die Braut Christi, und forderte auf, das Volk, das eine so herrliche Bestimmung habe, ungeachtet seiner jetzigen Niedrigkeit zu lieben und nicht auf diese zu sehen, sondern auf ihre zukünftige Herrlichkeit. — Da Inspektor Josenhans über den Mangel an Arbeitern geklagt hatte, so führte Barth bei der Einsegnung der vier Missionszöglinge Deimler, Schwarz, Schlegel und Stern an der Geschichte Gideons die Wahrheit aus, daß es nicht auf die Zahl der Arbeiter, sondern auf die Kraft ankomme, mit der sie den Streit führen. „Es ist unser Trost, daß wir Streiter haben, die ihre Fackeln in Händen haben, die sich aber nicht auf sich selbst, sondern auf das Schwert des Herrn verlassen. Ein Nationalgehilfe auf Rarotonga hat die Menschenfresser durch das Schwert des Herrn in Lämmer umgewandelt. Wenn unsre Brüder mit dem Schwert des Herrn hinausgehen, daß es ihnen nicht um ihren eigenen Namen zu thun ist, so wird Einer Tausend schlagen." — Am frühen Morgen des Freitag fuhr ich mit Barth nach Beuggen, wo die Versammlung dießmal besonders zahlreich wurde, weil man befürchtete, es möchte das letzte Jahresfest sein, denn die Jesuiten wollten das Schloß kaufen. Erst im September hob sich diese Befürchtung durch die mündliche Versicherung des damaligen Prinzregenten an Zeller, „daß Alles in Beuggen beim Alten bleiben solle." — Am

Samstag gieng's nach Riehen, wo Spittler das „Klösterli“ gekauft hatte, ein altes Gebäude, das er für seine Zwecke herrichten ließ. Die Zöglinge von Chrischona mit ihren Lehrern Schlienz und Isenberg waren versammelt, und Spittler stellte uns diejenigen besonders vor, die bei Isenberg einen Anfang im Amharischen gemacht hatten, und später als die ersten Sendlinge von dort nach Abessynien giengen. Bremer Freunde, die seit ihrem Württemberger Besuch in der Schweiz sich umgesehen, und nun die Feste mitgefeiert hatten, fuhren dann mit Barth nach Deutschland zurück.

Bald darauf bot ihm ein Missionsfest in Kirchheim am Neckar Gelegenheit, sein großelterliches Haus zu besuchen; wie er ein anderes in Reutlingen benützte, um einmal in Tübingen nach seinem Neffen Christian zu sehen. Dieser war im Frühjahr bei dem Universitätsgärtner Hochstetter in die Lehre getreten und Barth war über die Unterbringung desselben bei diesem geschickten und gutgesinnten Mann sehr froh, denn er trug diesen seinen einzigen Neffen auf väterlichem Herzen.

An seinem Geburtstag predigte Barth in Zwerenberg über „drei Aufforderungen, die das Evangelium an uns ergehen läßt: Horch! (auf das Wort Gottes), schau! (auf die Zeichen der Zeit), thu! (Buße).“ Nachmittags war das Missionsfest, wobei er drei Geschichten erzählte, wieder nach den drei Worten: Horch! Schau! Thu! Die Geburtstagsfeier wurde von seinen Nagolder Freunden am Montag nachgeholt, indem sie ihm die liebenswürdigen Kinder einer Schwester von Emilie brachten, und Barth hatte an den lebhaften Freudenbezeugungen derselben beim Anblick seines Leoparden und anderer Herrlichkeiten seine nicht minder kindliche Freude. Er war noch immer der alte Kinderfreund

und gestand offen, daß er sich auf die Missionskinder in Gundeldingen das ganze Jahr über freue.

Im Spätsommer folgte ein bewegtes Leben. Ende August kam der liebe Pfarrer Peter, damals bei der Mission in Basel angestellt und wegen seiner eindringlichen Reden besonders geschätzt, zu ihm nach Calw, und gieng dann mit ihm zum Feste in Kirchheim, wo die Herzogin bis zum Schlusse anwesend war, obgleich ihr der Arzt nur ein Stündchen erlaubt hatte. Von da giengen die beiden Missionsmänner zu Blumhardt nach Boll, wo sie Alles wohl eingerichtet und den Hausvater und Seelsorger sehr beschäftigt fanden. Sie brachten einen Ruhetag bei ihm zu, ehe sie das Stuttgarter Bibel- und Missionsfest mitfeierten. — Im September war es besonders ein Besuch Schuberts mit seiner Hausfrau, der gar viele Freunde nach Calw zog. Auch machte sich Barth die Freude, noch einige Tage mit den lieben Leuten zu reisen und sie da und dorthin zu führen. Eine von Barth bereitete Ueberraschung, die in diese Tage fällt, erzählt der nun hochbetagte Stadtpfarrer Hegler, damals in Markgröningen, mit folgenden Worten: „Früher schon da und dort mit Barth schriftlich und persönlich verbunden, suchte ich hier erstmals ein Missionsfest zusammenzubringen. Ich erbat mir dazu die Hilfe Barths. Er versprach sich und dazu wünschte er am Tag des Festes noch die Vormittagskirche zu übernehmen. Der innigst Erwartete erschien nicht allein. Ein alter Herr, stattlich, das Bild der Freundlichkeit, mit einer Frau voll Lebendigkeit und Geist, saß neben ihm. — „Hier bring ich dir den Papa!" — „Wen habe ich die Freude in dem Papa zu begrüßen?" — „Ich bin der alte Schubert mit seiner Hausfrau; darf ich in Ihr Haus kommen? ich möchte einmal wieder an einem württembergischen Missionsfeste Theil nehmen." — „O, Sie

würden in jedem württembergischen Pfarrhause ein hochgeehrter Gast sein." — Und nun war Barth in Rede und Thun, in geistlicher Beweglichkeit und reichen Gaben so, wie er an einem solchen Tage zu sein vermochte, und es ist ein Eindruck seines Kommens sicher hier geblieben." Er predigte über Joh. 15: „Was wir von den Reben lernen könnten: 1) das Leben der Reben; 2) die Reinigung in der Vereinigung; 3) die Trennung und Verbrennung."

Tags darauf führte Barth den theuren Münchner Freund zur Herzogin Henriette nach Kirchheim, bei der sich auch die Erzherzogin befand, immer noch gleich lebhaft. Hier erhielt er von der Herzogin Aufträge an den König von Preußen, wenn er ihn in Berlin sähe. Denn nach Berlin ging es nun zum Kirchentag.

Barth machte den Weg über Sachsen, begleitet von Prälat Kapff, Blumhardt und dem sel. Pfarrer Mann von Hedelfingen. Er traf in Leipzig mit dem Fürsten von Schönburg zusammen, der sich mit ihm freute über den guten Fortgang des gemeinsamen Unternehmens.*) — In Berlin wurden Barth und Kapff von Hoffmann auf dem Bahnhof abgeholt und fanden ihre Herberge in seinem für die schwäbischen Brüder freundlich offenen Hause, ihn selbst sehr glücklich in der vor einem Jahre geschlossenen Verbindung mit einer geborenen Gräfin von Canitz. Ein ganzer Kreis von Schwaben feierte am Sonntag nach dem Kirchentage den Jahrestag der Trauung in großer Fröhlichkeit mit

*) Die Uebersetzung des Bibelwerks in's Canaresische war so weit vorgerückt, daß man zum Druck schreiten konnte, wozu das Papier von Europa nach Indien gesandt werden mußte. Am 8. August schreibt Barth: „Gestern kamen vom Fürsten in Schönburg 1750 fl. für das nach Mangalur gesandte Papier zum Druck des canaresischen Bibelwerks, zugleich die Nachricht von Zeyst, daß in Holland auch eine Uebersetzung unseres Bibelwerks erscheint."

ihm. — Von den Versammlungen wäre viel zu sagen; aber wir können darauf nicht eingehen. Barth predigte in der Domkirche, war aber nicht mit sich zufrieden. Das Reden in einer Versammlung, die „in ganz Deutschland die ausgezeichnetste ist durch Intelligenz und Kritik" hatte ihm schon zuvor bange gemacht. Ein zweites Mal predigte er in der Georgenkirche vor 2—3000 Menschen; auch redete er bei der Jerusalemsfeier im Dom über die Worte: „Es müsse wohl gehen denen, die dich lieben." — Wie viele theure und merkwürdige Persönlichkeiten waren doch hier zusammengetroffen! Indessen Manche, die man gerne oft gehabt hätte, konnte man nur wenig sprechen, zu andern ließ sich in der großen Hauptstadt gar nicht gelangen.

Bei Minister von Raumer, noch mehr bei der Einladung zur königlichen Tafel wurde Barth vielen Notabilitäten vorgestellt. Da sagte ihm u. A. General von Wrangel, er studire schon lange in seinen Schriften und würde ihn aufgesucht haben, wenn er nicht zu ihm gekommen wäre, bat auch wiederholt um Fürbitte. Der König kam, gieng von einem zum andern, und Barth richtete ihm seine Aufträge von Kirchheim aus.

Bei manchen Gängen war ich — später nachgereist — Barths Begleiter, wenn er z B. seine lieben Herrnhuter Brüder besuchte, da der 70jährige Röntgen aus Christiansfeld eine wunderbar ergreifende Predigt hielt, und mit den Brüdern E. Reichel und Wünsche uns noch ein gemüthliches Stündchen bereitete; oder wenn es zu dem alten Papa Goßner gieng, der, obwohl bereits ein Achtziger, noch gar frisch und lebendig war. Bei einem Besuche dieser Art trat bei Barth eine ganz besondere Innigkeit hervor, aus der man einen tiefen Eindruck von der Gemeinschaft der Heiligen erhielt. Obgleich sein Herz jedem aufrichtigen Christen ent-

gegenschlug, so fühlte man doch in solchen Augenblicken etwas an ihm, was sonst nicht zu Tage kam.

Da wir Vietors gar wenig gehabt hatten, so waren wir um so mehr erfreut, wenigstens einen Theil der Rückreise mit ihnen machen zu können. In Hannover hatte Barth einen Brief von Herzogin Henriette an die Königin abzugeben, traf sie aber nicht. Desto gemüthlicher brachten wir dann den Abend mit den Bremer Freunden zu. Des andern Tags kam der Abschied und nun löste sich unterwegs vollends ein Glied des Kirchentags nach dem andern ab, bis wir zuletzt von Köln aus allein Nachts den Rhein hinauffuhren. Die andern Schwaben hatten einen andern Heimweg eingeschlagen.

Barth kam gerade recht nach Calw, um am 2. Oktober die goldene Hochzeit des ehrwürdigen Handel'schen Paares mitzufeiern. Es war ein Sonntag. Barth hielt die Predigt; dann wurden von den Schulkindern die zwei ersten Verse gesungen von dem Lied: „Gott ist getreu, er selbst &c." Nun trat Kling von Marbach, ein alter Freund Handels, in den Altar; sein früherer langjähriger Vikar Rommel machte den Brautführer und das Jubelpaar nahte dem Altar. Kling hielt eine Ansprache an dasselbe und segnete es ein. Sofort wendete sich Handel an seine Gemeinde und „wurde so warm, daß er sein ganzes Herz mit Löwenstimme ausleerte." Er sprach eine halbe Stunde lang; dann legte Kling den Segen auf die Gemeinde und zum Schluß sang man: „Ach ja, wenn ich überlege &c." und „Tausendmal sei dir gesungen &c." Ein Zeichen der königlichen Huld kam auf Handels Geburtstag nach; da gab es im Pfarrhause eine artige Scene. Die zwei alten Leutchen saßen nach Tisch neben einander auf dem Sopha, beide vertieft in die Zeitung. Er las im Staatsanzeiger, sie im Schwäb. Merkur. Plötzlich

hielt er ihr sein Blatt hin und rief ihr wie erschrocken zu: „Da sieh!“ „Was denn?“ fragte sie, meinte, es sei eine Spinne drauf oder deß etwas, bis sie endlich merkte, was dort stand. Zwei Stunden später kamen die Briefe mit dem königlichen Ehrenzeichen.

Von der Stuttgarter Predigerkonferenz aus machte Barth auf der neuen Verkehrslinie in's Badische über Bietigheim und Bruchsal einen lieblichen Besuch bei seinem alten Freund Carl Reihlen in Mannheim und bei seinen Verwandten in der Nähe. Am Sonntag kehrte er über Sindelfingen, wo das Missionsfest war, nach Calw zurück, um die Wintercampagne anzutreten, die mit einem ungeheuren Haufen von Retardaten begann.

Mit seinen Predigten am Sonntag beschränkte sich Barth nicht auf Stammheim, sondern wanderte gerne in der Sonntagsfrühe auch auf andere entferntere Orte hinaus, wo ihm eine Kanzel offen stand. So gieng er am 2. Advent, „in der Morgenkühle“ wie er sagt, nach Möttlingen, wo der l. Pfarrer Dorsch*) als Blumhardts Nachfolger stand. Er kam ganz erwünscht, weil Dorsch eben für einen kranken Nachbar zu predigen hatte, und durfte nun seinen lieben Möttlingern auch einmal wieder etwas an's Herz legen. Um 11 Uhr war er schon wieder in Calw, für ihn freilich eine anstrengende Fußtour, aber er liebte das, auch als seine Kräfte bereits sehr gesunken waren.

Am 12. Dezember kam die Nachricht, daß der theure Obersthelfer Linder in Basel zu seiner Ruhe eingegangen sei. „Der thut mir sehr weh. Ich habe in 30 Jahren viel

---

*) Wir ergreifen diesen Anlaß, um mit herzlichem Dank zu erwähnen, daß es der liebe Pfarrer Dorsch ist, durch welchen wir die reichhaltigen Gemeindeerinnerungen erhalten haben, die wir im II. Bande von Möttlingen mittheilten. D. Red.

Verkehr mit ihm gehabt und viel Liebe zu ihm und von ihm. Sein geistreiches weitherziges Wesen findet man bei Wenigen. Am Fest war er sehr krank; doch durfte ich ihn noch mit Zaremba besuchen und da war er ungemein herzlich und liebhabend. Es thut mir bitter weh, ihn nicht mehr da zu wissen, er war Einer von den Wenigen, an die man sich lehnen konnte." Letztere Aeußerung aus Barths Munde wiegt um so schwerer, da er wohl der Mann war, an den sich Andere anlehnten und anlehnen konnten, für sich selbst aber eines Anlehnens an einen Andern nicht zu bedürfen schien. Er hatte auch wohl bei diesem Ausdruck mehr Andere als sich selber im Auge, und wer Linders eigenthümlichen Geist und seine freie Stellung kannte, wird ihn wohl verstehen. Vermöge seines weiten Blickes und Herzens war er in besonderem Sinne ein Geistesverwandter Barths, auch durch die Liebe zur Brüdergemeinde näher mit ihm verbunden.

1854.

Die Zahl der Briefe, die Barth erhielt, war im verflossenen Jahre höher als je zuvor gestiegen, und dem entsprechend die der seinigen. So sagt er am 23. Dez. d. J.: „Gestern schrieb ich Briefe an Gobat in Jerusalem, Palmer ebenda, Lacroix in Kalkutta, Hesselmeyer in Tezpur, Lechler in Tungso, Genähr in Saiheong, Gericke in Surakarta, Roser in Gnadenthal, Müller in Elim, Breutel in Capetown, Young, Venn und Horsefield in London, Courtois in Toulouse, Gagnebin in Grandval, Rickli in Oberuzwyl." Bei einer so ausgebreiteten Correspondenz war es zu verwundern, daß er doch noch Zeit zu freundschaftlichen Briefen fand und

z. B. an Zeller und mich wöchentlich mehrmals schreiben konnte. Freilich mußte er dazu die Augenblicke oft fast herausstehlen; aber wenn es immer möglich war, gab er neben wichtigeren Nachrichten fortlaufend die kleineren, häuslichen und persönlichen Erlebnisse ausführlich und pünktlich. Wer sich unter ihm einen Mann vorstellte, dessen Geist stets mit Reich-Gottes-Sachen oder schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt gewesen sei, der könnte das befremdend finden. Allein eine solche Korrespondenz war ihm Bedürfniß: er mußte seinen Geist auch ruhen lassen. Da thaten ihm diese Brieflein ungefähr denselben Dienst, den einem Familienvater das Verweilen im Wohnzimmer, das Plaudern mit Frau und Kindern thut, während uns nun nach jenen Mittheilungen ein detaillirter Einblick in seine Erlebnisse fast von Tag zu Tag gegeben wird, der sich über Jahrzehente erstreckt. Zu jenen brieflichen Unterhaltungen gehörten denn auch kleine Neckereien, zu deren passivem Gegenstand hauptsächlich der „Heiner“ auserkoren war, dessen stilles und ruhiges Dulden aller solcher Hiebe und Stiche, dessen Gelassenheit bei allen auf ihn gelegten Prädikaten nur um so mehr Barth's Witz und heitere Laune herausforderten. Wer aber nur so einige Pröbchen von derartigen Barth'schen Zuschriften hören würde, der würde darin freilich wenig erkennen von der außerordentlichen Zartheit, von dem rücksichtsvollen Sichversetzen in die Gefühle des Andern, von der zuvorkommenden Liebe, ja, möchte ich sagen, von der pädagogischen Weisheit, mit der er die Schwachheiten Anderer, für die er doch so ein scharfes Auge hatte, ihnen zur Erkenntniß zu bringen wußte, überhaupt von der Gewalt, die er auch in der Heiterkeit über sich selbst hatte. Man wird wohl sagen dürfen, daß mancher Barth'sche Witz erbaulicher, d. h. für die Selbsterkenntniß und den Fleiß zum Guten förderlicher war, als manche

salbungsvolle Ermahnung. Wenn es zuweilen Mißverständnisse gab, die zu Klagen oder Vorwürfen führten, so brachte jedesmal er das klare Licht in die Sache und stand seinerseits in der Hauptsache gerechtfertigt da; man mußte anerkennen, daß er doch das Rechte getroffen habe. Er selbst aber traute sich keineswegs, hütete und fürchtete sich vielmehr vor seinem alten Menschen mehr als Einer, und bereute seinen Leichtsinn ernstlich, wenn sein oft übersprudelnder Witz ihn zu weit geführt hatte.

Als er zu Anfang des Jahres von Freunden aufgefordert wurde, eine schriftmäßige Warnung vor den verkehrten Bestrebungen des Christoph Hoffmann, der schon damals zur „Sammlung des Volkes Gottes" aufforderte, in den ‚Christenboten' einzurücken, äußerte er sich, er hätte das schon lange gethan, da diese Sammlung auf lauter Mißverstand der Weissagung beruhe, wenn er nicht einerseits das „Aergerniß, das bei der Welt entstehen muß beim Anblick von Kindern Gottes, die mit einander streiten," für's Andere aber seine eigene Derbheit gefürchtet hätte, in die er sich hätte hineinreißen lassen können.

In den ersten Tagen des neuen Jahres hatte er einen längst erwarteten Besuch von Dr. Krapf aus Ostafrika, dessen Missions- und Entdeckungsreisen er stets mit größtem Interesse verfolgt hatte. Krapf war bekanntlich sein treuer Korrespondent, dessen Briefe oft einen trefflichen Stoff für das Calwerblatt lieferten. Denn da fand man nicht nur neue Aufschlüsse über vorher ungekannte Länder und Stämme, sondern auch etwas für das Herz, weil der liebe Schreiber immer auch Lichtblicke gab, die ihm in seiner Einsamkeit über das Reich Gottes und über das Menschenherz geschenkt wurden. Nun konnte sich Barth von ihm erzählen lassen, da Krapf mehrere Tage bei ihm blieb.

Seine Hauptarbeit war damals die Revision des Manuscripts vom ersten Band der populären Dogmatik, welche Pfarrer Weitbrecht für den Verlagsverein bearbeitete, die Apologetik umfassend. (Der Fürst von Schönburg unterstützte auch dieses Werk auf freigebige Weise.) Diese Arbeit strengte ihn um so mehr an, weil sie in kürzester Frist fertig gebracht werden mußte; denn schon im Februar fieng heuer das Reisen wieder an. Er that mir dießmal die Liebe, auf Lichtmeß zu unserem Fellbacher Missionsfest zu kommen. Und da er am 7. Februar seine Verwandte Karoline Engelmann mit dem badischen Pfarrer Eisenlohr kopuliren sollte, so machte er inzwischen einen Abstecher zum alten Pfarrer Mögling in Großsüßen, auf der ich ihn begleitete. Mögling war krank, zwar für den Augenblick in der Besserung; aber es war das letzte Mal, daß Barth dieses liebenswürdige Haupt einer theuren Missionsfamilie sah. Nach Stuttgart zurückgekehrt, traf er in seinem Absteigequartier Immanuel Böhringer's Schwiegermutter aus Bönnigheim als Leiche. Sie war in der Nacht gestorben. „Nah' bei einander wohnen Freud' und Leid." Denn am andern Tage war nun im gleichen Hause die Hochzeitsversammlung, bei der er, abgesehen vom Brautpaar, der am reichsten Beschenkte war. Mehr als alle die schönen Sächelchen und Luxusgegenstände von Werth freute ihn aber ein einfaches Portemonnaie mit 100 fl. für den Verlagsverein. Andern Tages, nachdem die Leiche nach Bönnigheim abgeführt war, machte auch er sich auf den Weg, besuchte den lieben Bruder Kolb in Dagersheim, und war am Abend froh, wieder daheim zu sein, denn bis er „nach Calw kam, mußten die Pferde im Schnee stampfen," während er zu seiner Reise das schönste Wetter gehabt hatte.

Kaum aber war die Kälte der nächsten Wochen vorüber,

so gelüstete es ihn schon wieder nach einem Flug, als er hörte, daß meine Frau eine Reise nach Beuggen machte. Er schreibt: „Therese ist also jetzt bei dem schönen Wetter auf der Reise, d. h. in Beuggen. Das mag ich ihr von Herzen gönnen und möchte auch ein Stündlein in der Kinderstube dabei sitzen, bei der theuren Großmama Zeller, denn die habe ich Ausbund lieb. Freue mich schon wieder nach Beuggen, denn es sind nur noch circa vier Monate." Einstweilen freute er sich des Frühlings in seiner kindlichen Weise auf der warmen Halde hinter seiner Wohnung. Denn wenn der Schnee vom „grünen Weg", vom „Naturfelsen", vom „Ogszahn" und andern von ihm originell benannten Lokalitäten gewichen war, so setzte er sich auf seinem täglichen Nachmittagsspaziergange alsbald in den Besitz des Terrains und meldete seine Eroberungen nach Nagold, meist mit Uebersendung von beglaubigenden Trophäen. „Gestern früh unter dem Gesang der Drossel (Lerchen gibt's noch nicht, die erste Drossel hörten wir am Mittwoch und fanden da auch das erste Maasliebchen und Schneetröpfchen, die ich gleich dem Heinerle schickte und machte ein Gedicht darüber in den April der Jugendblätter) — über den grünen Weg nach Stammheim spaziert." — Daneben aber ging die Arbeit munter fort; er schreibt am gleichen Tag: „Jetzt treib' ich's Rad von vorne an." Manchmal trieb freilich das Rad ihn, er mußte sich „der Geschäftsmaschine" accommodiren; aber er ruhte nicht, bis er selbst wieder den Griff in der Hand hatte.

In dieser Frühlingszeit wurde der theure Vater Gundert, der erste Sekretär der Stuttgarter Bibelgesellschaft, mitten aus seiner gesegneten und unermüdeten Arbeit schnell heimgerufen. Er war einer der alten, bewährten Stuttgarter Brüder, stets heiteren Geistes und getrosten Muthes in dem, an welchen er glaubte, von Barth herzlich geliebt. Dieser

wußte nicht allein seine Leistungen für die Bibelsache um so höher zu schätzen, weil er selbst in ähnlicher Weise thätig war; er war ihm auch mehr als mancher Andere geistesverwandt. Denn beide Männer waren sich darin ähnlich, daß sie sich, frei von herrschenden Ansichten auch unter den Gläubigen, rein an das Wort Gottes hielten. Sie verstanden sich bald, weil sie auf demselben Boden standen. Als Barth, der den Seligen kurz vorher noch besucht hatte, ohne zu denken, daß es das letzte Mal sei, sein schnelles Ende vernahm, schrieb er mir: „Wie froh bin ich, daß wir noch mit einander bei Gundert waren, an dem ich manchmal vorbeigegangen bin, um dem thätigen Mann seine Zeit zu sparen."

Unvermuthete Todesfälle dieser Art*) mochten Barth an sein eigenes Testament mahnen. Wenigstens traf er damals für den Fall seines Todes die Bestimmung, daß seine stets wachsenden, werthvollen Sammlungen dem Basler Missionshause zufallen sollten.

An Heinrich Zeller schreibt er am 10. April:

„In unserem Garten stehen jetzt Heiner's Lieblingsblumen im Glast, das Immergrün geht auf und die andern klopfen schon lange, wie die Kinder am Weihnachtmorgen: Derfe mer no net komme? — Das Klagen kannst du bleiben lassen, und dafür loben und danken. Ich hätte auch viel zu klagen, wohl mehr als du, namentlich ist mein Kopfweh, das ich mit der Februarreise ganz verloren hatte, seit dem 1. April in verstärktem Grade wieder eingetreten. Am meisten genirt mich's Morgens nach dem Aufstehen, und Mittags beim Spaziergang; gestern

*) Schmerzlich berührte ihn auch der Tod zweier Kinder seiner Verwandten und vieljährigen Korrespondentin Frau Dr. Häberlin in Kornthal. Ihr zwölfjähriges Söhnlein Albert und ihr einziges Töchterlein Amalie, Barth's besonderer Liebling, waren fast zu gleicher Zeit vom Scharlachfieber weggerafft worden und wurden an Einem Tage begraben.

beim Fahren auf dem holperigen Weg nach Zwerenberg war's gar nicht angenehm, und doch mußten wir unterwegs eine Sa-Korrektur lesen. Eine andere Zeit dazu war nicht vorhanden. Weitbrecht war mit mir."

Nun mußte die im vorigen Jahre nicht zu Stande gekommene Reise nach England angetreten werden. Sie dauerte fünf Wochen und hatte wieder hauptsächlich den Zweck, Freunde und Geldmittel für den Verlagsverein zu gewinnen. Insbesondere hatte Barth von dem Fürsten von Schönburg den Auftrag, mit der Traktatgesellschaft in London über die Herausgabe einer englischen Uebersetzung des Bibelwerks zu unterhandeln. Zuvor machte Barth noch einen Besuch bei der Herzogin in Kirchheim und bei dem an Schwindsucht hoffnungslos darniederliegenden Stadtvikar Kübel, den er für die Ewigkeit gerüstet traf. Er hatte diese edle Seele herzlich lieb und bekam einen erfreulichen Eindruck von dem Segen, den der Herr von dem Lager des Kranken auf seine Familie ausgehen ließ. In Stuttgart wurde dann die Reise mit seinem Begleiter, Dr. Ostertag von Basel, verabredet und am 24. April angetreten. Sie gieng über Brüssel (27.), wo Barth wegen einer vlämischen Uebersetzung der biblischen Geschichte mit dem Sekretär der evangelischen Gesellschaft zu sprechen hatte. Die Nacht auf der See war in Folge eines Sturms, der Barth in hohem Grade seekrank machte, die schwerste, die er bisher auf seinen Reisen nach Dover durchgemacht hatte. Er hat diese Episode humoristisch beschrieben in den Aufsätzen, welche im zweiten Halbjahr der Jugendblätter 1854 stehen unter der Ueberschrift: Jusqu' à l'amer (bis zum Bittern), und eine sehr anziehende Schilderung der Reiseerlebnisse und der in London gesehenen Herrlichkeiten enthalten.

Es war eine der ersten Versammlungen, in welcher Barth's

Wunsch in Betreff des Bibelwerks zur Verhandlung kam. Das war sehr gut, denn da die Entscheidung ungünstig ausfiel, sofern die Traktatgesellschaft schon drei Bibelkommentare in ihrem Verlag hatte, so ließ sich nun die Zeit in London zu anderweitigen Versuchen benützen. Für seinen Verein fand er viel Interesse und Theilnahme, besonders bei den Quäkern, die bei ihrer bekannten Abneigung gegen alle äußerlichen Formen und amtlichen Organisationen in Sachen des Evangeliums gerade an der freien Liebesthätigkeit und dem persönlichen Charakter des Verlagsvereinswerkes wie seines Vertreters das größte Wohlgefallen hatten.

Barth's Begleiter hat seine Erinnerungen von jener Londoner Reise im Missionsmagazin (März 1863) so ausführlich wiedergegeben und eine so charakteristische und frische Zeichnung von ihm entworfen, daß wir für diejenigen, welchen jenes Heft nicht zur Hand ist, die wesentlichen Züge des dort gegebenen Bildes in unsere Darstellung einfügen. (Ostertags Meisterhand wird sich überall selber verrathen.) Zwar liegen auch über diese Reise 23 Seiten tagebuchartig geschriebene Reisebriefe von Barths eigener Hand vor uns, zu deren Abfassung er sich die Zeit meist vom Schlafe abbrechen mußte, aber natürlich schildert er darin mehr Andere als sich selbst. Dr. Ostertag beschreibt seine Lebensweise folgendermaßen: „Von Morgens Fünf bis in den späten Abend konnte sich Barth auf der Reise mit einer Tasse Kaffee begnügen. Während unsres Aufenthalts in London pflegten wir um 8 Uhr zu frühstücken. Eines Tages wollte unser Freund einer Sitzung des Traktatvereins, die immer früh um 8 Uhr stattfindet, in der City beiwohnen, um darauf das Lokal der Bibelgesellschaft und eine Reihe von Freunden in den verschiedenen Theilen der ungeheuren Weltstadt Geschäfte halber zu besuchen. Zu dem Ende verließ

er uns lange vor der gewohnten Stunde des Frühstücks, ohne zuvor etwas genossen zu haben. Erst Abends gegen 9 Uhr kehrte er zurück. Er hatte den ganzen Tag auf den Beinen und in Geschäftssachen zugebracht, war vielmals in dem unendlichen Labyrinth der Gassen und Straßen irre gegangen, hatte da und dort die Leute nicht zu Hause getroffen, nahm sich keine Zeit eine Restauration zu betreten, und traf, ohne bis dahin einen Bissen zu sich genommen zu haben, freilich recht müde, bei uns wieder ein. Aber nachdem er sich mit Wenigem erquickt, war er bis spät in die Nacht noch so munter, als wäre nichts geschehen, schrieb dann vor Schlafengehen noch sein Tagebuch und war am folgenden Morgen schon wieder frisch am Werk."

Nach dem Wunsch der deutschen Pastoren in der Savoy- und Whitechapel wurde ausgemacht, daß Barth und Ostertag abwechselnd in diesen beiden Kirchen predigen sollten. Am Sonntag Nachmittag aber war Barth meistens in Fetterlane im Kreise der Brüdergemeinde, wo er sich am meisten daheim fühlte. „Hier fand er deutsche Gemüthlichkeit, hier hatte er zahlreiche Vereinigungspunkte, in welchem sein Wesen und seine Liebe mit den Brüdern zusammentraf. Stand er doch seit Jahren mit den Missionaren in Grönland und Labrador, sowie mit den Brüdern in Westindien — und gerade für diese Missionsplätze hatte ja die Londoner Brüder-Association speziell zu sorgen — in so lebhaftem Verkehr, daß nicht nur zahlreiche Briefe, sondern auch reiche Naturalsendungen alljährlich zwischen ihnen und Calw hin und her giengen. Auch war es für Barth eine ganz besondere Freude, dem alten ehrwürdigen Kapitän, der so viele Jahre hindurch das Missionsschiff ‚Harmony' unter Gottes Schutz und Hut zwischen London und Labrador hin und her geführt, die Hand zu schütteln. Es war in der Brüderkapelle in Fetterlane, daß in einer großen Versammlung der wettergestählte Seemann (Sutherland), der nun eben sein (seit 1814) treu geführtes Amt niederlegte, in kur-

zen, trockenen aber herzbeweglichen Worten die Wunderführungen Gottes und die hundert Rettungen, die er erfahren, darzulegen versuchte und Gott pries, daß er lebe, um solche Wunder in der Gemeine erzählen zu können, worauf sein Nachfolger (White) sich den Gebeten der Brüder empfahl. Da blieb freilich das Auge unseres seligen Freundes nicht trocken.“ Sutherland erzählte ihm von seiner Insel, daß es so viele Füchse darauf gebe und daß er jedesmal im Vorbeifahren die Insel salutire. Unvergeßlich blieb Ostertag der Abend, da Barth im Kreise der Freunde sich an das Klavier setzte und mit klangvoller, lebhaft bewegter Stimme das geistliche Kriegslied nach seiner muthigen und kecken Volksweise sang: Wer will ein Jünger Jesu sein ꝛc.

„So gemüthlich, wie unter den Herrnhuter Brüdern war es freilich Barth nicht überall. Er hatte zwar eine solche Weitherzigkeit und stand in seiner Vielseitigkeit und Freiheit so hoch über den kleinlichen Parteiunterschieden, daß ein Jeder, der mit ihm in Berührung kam — mochte er ein Mann der bischöflichen Kirche oder ein Methodist, ein Presbyterianer oder Independent, ein Herrnhuter oder Quäker sein — fühlen mußte, daß Etwas an Barth ihm angehöre, was ihn lebendig zu ihm hinzog. Sie ahnten kaum, daß eben dieses mannigfaltige Etwas, von dem Jeder das Seine für sich nahm, zusammen gerade den ganzen Mann ausmachte. Auch war es nicht Menschendienerei, was ihn den verschiedenen Parteien zu einer angenehmen Person machte, denn Keiner konnte meinen, ihn für seine Partei in Anspruch nehmen zu dürfen. Er glich einem feingeschliffenen Diamant von reinem Wasser, auf dessen klarem Grunde der einheitliche, von Oben entzündete Lichtheerd wohnt, um von da aus seine hellen Lichtfunken in den vielen Facetten der Oberfläche spielen zu lassen. Aber mit dieser Stellung konnte Barths so inniges Gemüth sich nicht auf die Dauer zufrieden geben; er hatte doch in London oft das Heimweh nach seinen gewohnten Verhältnissen. Allerdings konnte er mit einzelnen Persönlichkeiten, die ihn verstanden, auch einen vertraulichen Verkehr pflegen. Zu diesen gehörte außer Latrobe namentlich der ehrwürdige Nestor der evangelischen kirchlichen Mis-

sionsgesellschaft Henry Venn, mit dem er Missionsfragen von prinzipieller Bedeutung besprach. Z. B. hatte er einmal ein Gespräch mit ihm über die Erfolglosigkeit des bisherigen Systems der Erziehung von Kindern heidnischer Eltern in Indien. Statt wie bisher aus den Tagschulen die Besten in Kostschulen, von da wieder die Besten in Katechistenseminare zu nehmen, aus denen doch nur wenige ordinirt werden können und fast Keiner gerathe, empfahl Venn das System der Straßenpredigt mit großer Lebhaftigkeit. Barth aber meinte trocken: Dieses thun und jenes nicht lassen! — Weniger konnte Barth sich über exegetische und überhaupt theologische Fragen in Gespräche einlassen, bei denen wirklich etwas herausgekommen wäre. Bei Venn hatte ihn der berühmte Verfasser der horæ apocalypticæ, Prediger Elliot von Brighton in der Absicht aufgesucht, um mit ihm das leitende Prinzip bei der Erklärung der Weissagung zu besprechen. Barth kannte seine Anschauung wohl, war aber seiner eigenen andersartigen Auffassung so gewiß, daß er von einem Gespräch über die Verschiedenheiten keinen Nutzen hoffen konnte, um so mehr, da dasselbe über Tisch hätte geführt werden sollen. Dennoch wußte er in seinen, die Fragen selbst umgehenden Antworten einzelne praktische Gedankenblitze in das Labyrinth des vorliegenden Gegenstandes hineinfallen zu lassen.

So sicher und unbefangen, wie hier, wußte sich Barth freilich nicht immer und überall zu bewegen. Beim Jahresfest der wesleyanischen Missionsgesellschaft wurde ihm von einem der bedeutendsten Leiter derselben, dem reichen Besitzer einer chemischen Fabrik, Thomas Farmer, der mit Barth seit Jahren befreundet war und sehr viel für das Reich Gottes that, ein Zettel in die Hand geschoben, worin er zum Abendessen eingeladen wurde. Er war nicht besonnen genug, die Einladung gleich abzulehnen, obwohl er am Abend etwas Anderes beabsichtigt hatte, und so mußte er nun über eine deutsche Meile weit nach dem fürstlichen (d. h. früher von Prinzessinnen bewohnten) Landsitz Farmers fahren. Dort unter strömendem Regen angekommen wurde man zuerst in ein Ankleidezimmer geführt, um Toilette zu machen, dann in eine kleine Halle, wo Erfrischungen bereit standen und endlich in den hell erleuchteten, mit Ladies und Gentlemen

dichtgedrängten Salon. „Die Tafel war mit schwerem Silber überladen, alles fürstlich, das Essen noch mehr als fürstlich.“ Man wurde der Dame des Hauses und den fünf verheiratheten Töchtern vorgestellt, dann aber „seinem Schicksal überlassen.“ Der theure Barth stand verlegen in Mitte der lebhaft bewegten Menge, erwiederte einsilbig die kurzen Worte, die man im Vorbeigehen an ihn richtete, denn er wußte ja kaum, wen er vor sich hatte — und flüchtete sich endlich nach dem Kaminsims, um wie von einem sichern Punkt aus die bewegte Menge zu überschauen. Erst als endlich das Gewirre sich löste und Barth sich zwischen zwei bekannteren Personen und in der Nähe Ostertags gesichert sah, wich die Befangenheit und er schien sich heimischer zu fühlen. Aber geredet hat er bei solchen Gelegenheiten nie viel und es war nicht seine Art, in größeren Kreisen die belebende Seele des Gesprächs zu sein. Sah er sich aber in kleinerem vertrautem Kreise, da lebte sein ganzes Wesen auf, und der reiche Born seiner Liebe, seiner mannigfaltigen Erfahrung, seines sprudelnden Witzes quoll über. So hatte er an einem Abend der ersten Tage in seiner Herberge (Claremont Place) eine Zusammenkunft der deutschen Brüder, namentlich der anwesenden Missionare veranstaltet, wobei Isenberg, Krapf und Kölle von ihren Missionserfahrungen erzählten.

Von seinen Freunden war es oft gerade das wohlgemeinte Bestreben, ihn zu unterstützen und seine Sache zu fördern, was ihn in Verlegenheit brachte. Sein Freund Macleod, dessen Hochachtung für Barth seit seinem Besuche in Calw noch höher gestiegen war, begrüßte ihn bei dem Meeting der London Missionary Society mit großer Herzlichkeit. In der Versammlung erzählte er dann von seinem Besuch in Deutschland, wie er da zu einem Manne gekommen sei, der seine Wirksamkeit in der ganzen Welt habe, wobei es freilich an Uebertreibungen nicht fehlte. Der Mann habe in seiner Stube eine Uhr, die anzeige wie viel Uhr es in Jerusalem, Calcutta, Tahiti u. s. w. sei. Als Fußschemel habe er einen Leopard, den ihm Gobat geschickt, aufgewartet habe er ihm

mit Wein vom Libanon, Rennthierzungen von Labrador, Datteln von Kairo, Feigen von Smyrna, Mandeln aus Jerusalem. „Wenn dieser Mann," sagte er, „nach England käme, um für seine Zwecke Unterstützung zu suchen, würdet ihr ihm nicht gerne helfen?" — „Ja, ja!" hieß es. — „Nun dieser Mann ist Dr. Barth." Damit trat er ab, und es entstand ein großer Applaus. Im Uebrigen hatte aber diese wohlmeinende Empfehlung zunächst keine weiteren Folgen, da gar keine Anstalten zu einer Sammlung von Beiträgen getroffen waren; Barth aber kam natürlich in Verlegenheit.

Einen andern Vorgang erzählt Ostertag. Dr. Steinkopf hatte ihn bei dem zweiundachtzigjährigen munteren Quäker Luke Howard eingeführt, dem er viel vom Verlagsverein erzählen mußte. Man verabredete auf den folgenden Dienstag eine Versammlung der Quäker in Tottenham, wo Barth über die Angelegenheiten seines Vereins einen Vortrag halten sollte. Etwa dreißig „Freunde" kamen zusammen. Es wurde ein Lied gesungen, auf den Knieen gebetet; dann leitete Dr. Steinkopf das Meeting ein mit der Erklärung einer Bibelstelle und forderte nun Barth auf, einen eingehenden Bericht zu geben über das, was durch ihn bisher ausgerichtet worden sei, sowie über den gegenwärtigen Stand und die Bedürfnisse des Vereins. Das war nun aber so ganz gegen seine Art, von sich und seinen Arbeiten und deren Erfolgen zu reden, daß er die Versammlung auf seinen Nebensitzer Osterstag verwies, der hierauf einen eingehenden Bericht gab. Erst am Schlusse redete Barth noch manches schöne und bewegliche Wort. Dann giengs in ein allgemeineres Gespräch über, und nachdem die Abendandacht gehalten worden war und die Anwesenden sich trennten, hatte Dr. Steinkopf die Freude, Barth mittheilen zu können, daß er bereits gegen 20 Pf. St. für seinen Verein erhalten habe. Dazu

trug gewiß nicht nur Barths Energie, sondern auch seine Bescheidenheit und Demuth bei.

Seine größte Freude aber war in London jedesmal der Besuch von Palestine Place. „Dieser Palästinaplatz,“ sagt Dr. Ostertag, „ist ein längliches Viereck, an dessen Langseiten Reihen von Gebäuden sich hinziehen, welche für verschiedene Zwecke der (Juden-) Mission dienen, während in der Mitte grüne Rasenplätze und freundliche Gärtchen sich ausdehnen. Im Hintergrund steht in der Mitte die Proselytenkirche mit ihrer hebräischen Inschrift, während zu beiden Seiten derselben die Erziehungsanstalten für je fünfzig Knaben und fünfzig Mädchen sich erheben. Diese Kinder hatten in Exeterhall bei der Jahresversammlung der Judenmissionsgesellschaft zwölf englische und hebräische Lieder gesungen; Barth hatte das Lieder- und Notenbuch, woraus gesungen wurde, zum Geschenk erhalten, auch alsbald eines der Lieder in deutscher Uebersetzung nach Stammheim geschickt, und ließ zwei solche Lieder in den Jugendblättern sammt den Noten abdrucken, damit seine jungen Leser auch etwas aus London bekommen, wie ein Vater, der zu einem großen Gastmahl geladen ist, beim Dessert einige von den Bonbons einsteckt, um sie seinen Kindern zu bringen (Jugendbl. 1854, II. S. 75.) Das Eine war: „Als einst der Freund der Sünder &c.!“ das andere: „Jerusalem, Jerusalem &c.“ Ersteres hatte ihm wegen des darin vorkommenden schönen Hosianna besonders gut gefallen, und „er konnte tagelang den schönen Gesang nicht los werden und sang ihn oft wie in süßen Träumen vor sich hin,“ indem er sich auf den Augenblick freute, den Jesus Matth. 23, 39. vorhergesagt hat. Den lieben Kindern mußte er aber auch selbst noch einen Besuch machen, und war bei ihnen ein Bekannter und herzlich willkommener Gast. Die Kinder mit ihren orientalischen und oft stark prononcirten Gesichtern befanden sich in der großen Halle und waren mit Handarbeit beschäftigt. „Erzählen Sie uns was!“ riefs bald von allen Seiten, und die lebendige Schaar stellte sich, geordnet vom Lehrer, in einer langen Reihe auf. „Wenn ihr mir etwas Schönes singet,“ erwiederte unser Freund, „so will ich euch etwas Schönes erzählen.“ Natürlich durfte nun das Hosianna nicht

fehlen, und weils gar so herrlich war, so mußten alle Verse durchgesungen werden. Nun kam die Reihe an ihn. Zuerst examinirte er das junge Volk über eine biblische Geschichte and wußte dabei seinen Fragen je und je durch räthselartige Wendungen einen Reiz, eine Spannung zu verleihen, die auch die Schläfrigen lebendig machte. Endlich kam die Geschichte. Es war eine Anekdote von Friedrich Wilhelm IV., die Barth voriges Jahr von Hoffmann in Berlin gehört hatte. Der König hatte, eine ähnliche Kinderschaar examinirend, zuerst eine Orange, dann ein Goldstück vorgezeigt und auf die Frage, in welches Naturreich beide gehören, die richtige Antwort erhalten. „Nun kommt aber eine schwere Frage," fuhr er fort; „in welches Naturreich gehöre denn ich?" — „Ins Himmelreich!" rief ein kleines Mädchen, zu großer Freude des Königs. Die Antwort: „Ins Himmelreich!" gab Barth dann guten Anlaß zu ernsten und doch lieblichen Worten der Ermahnung an die Kinder.

Vor der Abreise kam noch ein Hauptgeschäftstag, derjenige nämlich, an dem Barth seine Einkäufe machte. Da mußte ein befreundeter und in der Weltstadt bewanderter Kaufmann Morgens gegen 10 Uhr mit ihm ins ‚Cab' sitzen, und nun giengs bis zum Einbruch der Nacht von einem Ende Londons zum andern. Stahlwaaren, Papeteriesachen, elegante Bücher und Büchlein, Bilder und sonstige kleine Nieblichkeiten und Vorrichtungen der praktischen Engländer wurden eingekauft. Fragte man ihn, wozu das Alles dienen solle, so antwortete er: „Wenn man dich darüber fragt, so sage nur, du wissest es nicht." Er wußte es selbst noch nicht, aber er wurde die Sachen schon wieder los. Denn er war bei Geburtstagen, Besuchen u. dgl. immer darauf aus, ein kleines unerwartetes Präsentchen und damit Freude zu machen. Auch auf der Rückreise über Paris kaufte er noch allerlei ein. Diesen Weg wählte er, theils um die Seefahrt, die ihn so sehr mitgenommen hatte, abzukürzen, theils um seiner Begleiter willen. Dort kam

er durch Ostertag zu dem thätigen Freunde aller evangelischen Anstalten in Paris, Herrn Bankier Zellweger, der indessen durch seine vielumfassende Wirksamkeit für das Reich Gottes auch seiner schweizerischen Heimat zu großem Segen geworden ist. Bei Pastor Meyer lernte er auch den neuen Arbeiter unter den deutschen Gassenkehrern in Paris, H. Wiesike aus Berlin, kennen, und besuchte von dort aus das für die Zwecke der Stadtmission gekaufte neue Haus in dem Faubourg St. Marcel. Sodann lernten sie die in Paris lebende, durch einen polnischen Magnetiseur von fünfzehnjähriger Lähmung geheilte Tochter Bunsens kennen, und sahen allerlei Merkwürdigkeiten; am Sonntag predigte Barth in der Billettes-Kirche. Bei Zellweger gab es viele interessante Erzählungen und Gespräche. — Am 26. giengs von Paris weiter. Ueber Straßburg, von wo Ostertags sich Basel zuwandten, traf er am 27. in Calw ein. Er hatte in London zu seiner Freude gehört, daß der ihm schon bisher nahe verbundene Repetent Rieger zum Helfer in Calw ernannt sei, und freute sich nun, in ihm einen lieben Freund zu bekommen.

Das nahe bevorstehende Stammheimer Jahresfest gab ihm, abgesehen von 52 Briefen, die er antraf, alsbald genug zu thun. Die Abfassung des Jahresberichts nahm er jedesmal besonders schwer, weil es ihm darum zu thun war, den trockenen Bericht durch eine Zuthat von bleibendem Werth genießbar zu machen. Dazu gaben diesmal Zellwegers Erzählungen einen erwünschten Stoff. Die Festlieder hatte er schon von London aus besorgt und am 5. Juni war nun die Jahresfeier, zu der er Blumhardt und mich als Redner, die Zellerischen als Gäste eingeladen hatte. Eine fatale Zugabe für seine dringende Arbeit erwuchs ihm aber aus einem Spaziergang nach dem „Naturfels,“ da er durch

einen ungeschickten Fall eine Quetschung am Arm erlitt, die nur langsam heilte.

Beim „Judenfest" in Basel gab Barth seine frischen Eindrücke von Palestine-Place, indem er von den getauften Judenkindern erzählte und einen Vers aus dem zweiten der von ihm übersetzten Lieder anführte:

Jerusalem, Jerusalem,
Bis du dich einst bekehrst,
Und unser Lamm, das du durchbohrt,
Mit wahrer Buße ehrst, —
Bis du dich vor dem Heiland beugst,
Vor seinem Seitenstich, —
Jerusalem, Jerusalem,
Stets weinen wir um dich!

Dann kam er auf die zu dem oben beschriebenen Anstaltscomplex gehörige Industrieanstalt des Miss. Ewald zu sprechen, wo dreißig durch seinen Dienst bekehrte Israeliten in der Druckerei arbeiten. „Aus eigenen Mitteln hat E. dort eine Proselytenpflege errichtet, weil es gegen den Grundsatz der Gesellschaft ist, leibliche Unterstützung zu gewähren, und es doch häufig sehr Noth thut. Da finden Proselyten Aufnahme, müssen aber arbeiten. Die Haushaltung ist so einfach, daß kein Heuchler lange bleibt." — Endlich berichtete er von der religiösen Bewegung unter den Türken, und sagte: „Wenn es anders werden soll in der Welt, so muß eine Bewegung unter Israel entstehen; das Volk Gottes muß seinen König David suchen in der letzten Zeit (Hosea 3, 5.)."

Bei dem Fest der Bibelgesellschaft, die ihr 50jähriges Jubiläum feierte, redete Barth von der Länge, Breite, Höhe und Tiefe des göttlichen Wortes. Die Länge bezog er auf die Unvergänglichkeit desselben, die Breite auf die Bestimmung desselben für alle Völker („seine Breite erstreckt sich

auf die ganze Welt, ich will nicht sagen weiter"), die Höhe darauf, daß es uns in das himmlische Heiligthum und vor den Thron Gottes führt, wo Christi Blut für uns redet, die Tiefe endlich auf seine durchdringende Wahrheitskraft, welche sowohl die verborgenen Tiefen der Gottheit als die Abgründe des Menschenherzens uns aufdeckt, daß wir anbetend in den Staub sinken müssen über dem grundlosen Erbarmen Gottes. Zum Schluß aber betonte er nachdrücklich die Nothwendigkeit des Glaubens, um den Segen des Wortes Gottes zu erfahren.

Seine Missionsgabe aus der „Blätterkasse," deren verfügbare Mittel ihm sein getreuer Agent schon während seines Londoner Aufenthalts hatte herausrechnen müssen, übergab Barth bei der „Generalkonferenz" mit dem Zeugniß, daß er sich bei dem Missionswerk immer selig gefühlt habe, nach dem wahren Spruch Jesu: Geben ist seliger, denn nehmen! — Bei der Einsegnung redete er nach Verlesung von Offenb. 7, 9 ff. von der großen Trübsal. „Wir verspüren zwar in dieser fröhlichen Versammlung wenig davon, daß das Erdenleben der Kinder Gottes — denn von diesem ist die Rede — Eine große Trübsal ist; allein sie wird erst noch recht anheben. Wundern müssen wir uns aber darüber, daß uns zwischen diese Trübsal hinein doch so sonnenhelle Tage zu Theil werden. Uebrigens ist die große Trübsal, die schauerlichste Trübsal in unsrem eigenen Herzen, weil wir selbst noch so sehr im Dienst der Sünde leben. Aus dieser Trübsal müssen wir uns retten lassen, indem wir unsre Kleider waschen lassen im Blute des Lammes. Dieses Blut ist eine himmlische Kraft, nicht blos eine Idee, so wenig als unsre Unreinigkeit eine bloße Idee ist. Soll aber die Zahl der Gewaschenen „unzählbar" werden, so müssen wir es den Heiden sagen, daß diese Kraft

bei einer Predigt in der Dreifaltigkeitskirche in Sachsenhausen. Zwischen die interessanten Verhandlungen des Kirchentags wurden verschiedene Spezialkonferenzen und Predigten eingeschaltet, so daß zum Aufsuchen von Bekannten unter den 1400 Gästen wenig Zeit übrig blieb. Barth hatte den Vorsitz zu führen bei einer Spezialkonferenz über die Mission unter Israel, die zahlreich besucht war und den Beschluß faßte, in Zukunft jedesmal mit dem Kirchentag eine ähnliche Zusammenkunft zu verbinden. Unter den Festgästen befanden sich auch der berühmte Geograph Ritter, mit dem Barth mehreremale zusammentraf. Auf dem Rückweg wohnte er noch dem ersten rheinhessischen Missionsfest in Worms bei, das sehr besucht war und einen guten Eindruck zu hinterlassen schien.

Merkwürdig ist folgende Aeußerung, die Barth aus Anlaß dieses Kirchentags that, wenn wir damit die Urtheile über die Zeichen der Zeit vergleichen, die er in den Jahren 1848 und 49 gefällt hatte: „Wenn auch nicht alle 1400 Theilnehmer erweckte Leute sind, so ist doch erfreulich, daß keine unglaubige Stimme sich unter ihnen erheben darf, ohne alsbald abgewiesen zu werden. Das wäre vor 20 Jahren nicht möglich gewesen. Wenn auch unsre kirchlich-politisch-ökonomischen Umstände immer bedenklicher werden, so ist doch eine bedeutende Gegenkraft vorhanden und der Weizen reift neben dem Unkraut. Um so heftiger wird freilich auch der Entscheidungskampf werden; aber wir wissen zum Voraus, auf welcher Seite der Sieg bleiben muß und wird."

Mit wenigen Unterbrechungen blieb er nun in Calw, aber das „Winterquartier" mußte erst zubereitet werden. Der Hauskauf war Anfang Oktober richtig geworden, und nun mußte also Barth von dem ihm so lieb gewordenen Logis

mit seiner freien Aussicht Abschied nehmen. Die Reparatur und Einrichtung des mitten in der Stadt gelegenen neugekauften Hauses gab viel zu sorgen, und daneben mußte die Arbeit im alten Hause ohne Stillstand fortgehen. Da kam der gute Mann oft sehr in's Gedränge. „Ich bin immer noch wie eine braune Schnecke und es ist mir zu Muth, wie Einem, dem das alte Jahr eine halbe Stunde früher durchgegangen wäre, ehe das neue gekommen.“ — 27. Okt.: „Gestern hatte ich die westafrikanische Post, heute Briefe nach Constantinopel und London. Dazwischen kommt bald der Eine bald der Andere von den Handwerksleuten, deren etlich und zwanzig im neuen Hause arbeiten, klopfen, hämmern, sägen, weißen, hauen, reißen, bauen, und fragt dieß oder das. Ich will froh sein, wenn ich einmal wieder warm und ruhig sitze.“ — 28. Okt.: „O wie freue ich mich auf den langen schönen Traum, der an Glückseligkeit unsre Träume noch übertreffen wird, und noch mehr darin, daß man sich vor dem Erwachen und Aufhören des Traums nicht zu fürchten hat, weil er nie aufhört und zugleich das hellste Wachen ist.“ — An Zeller schreibt er am 2. Nov.: „Für deine prompte Sendung der 5000 Mann Hilfstruppen herzlichen Dank. Ich hoffe, sie stehen so gut, als irgend eine andere Truppenabtheilung deiner Armee. — Zum Tapezieren komme ich nicht so leicht, weil's nicht mein Handwerk ist. Mein Vater war ein Zimmermaler und ich habe ihm hundertmal dabei geholfen, und will ihm nicht die Schmach anthun, seine Methode zu verachten. Wegen der grünen Farbe aber soll gehörig vorgesorgt werden.“ — Die Einrichtung erforderte deßhalb so viel, weil das Haus, ohnedieß alt, für die Zwecke des Verlagvereins, der die unteren Räume in Anspruch nahm, eingerichtet werden mußte. — An seine Correspondenzbrüder schreibt Barth: „Während dieses Geschäfts wurde ich täglich an den Vers erinnert: „Mein Herz ist wie ein altes Haus, da geht das Bauen niemals aus;“ aber auch an den: „Wir sind hier fremde Gäste und ziehen bald hinaus.“ Von der alten Wohnung

schreibt er am 10. Nov.: „Die Wände sind kahl, die Bücher seufzen über ihren nahen Abschied.“ — 12. Nov.: „Gestern und heute wollte ich meine Correspondenz vollends auf's Laufende bringen, um keine Schulden in's neue Haus mitnehmen zu müssen, da ich sonst Schulden genug, Geld- und Sündenschulden mit hineinbringe. Ich sende dir den letzten Gruß aus Belle-vue, denn damit hat's von nun an ein Ende.“

Außer den Büchern machte am meisten Arbeit das Ausräumen der Sammlung, die sammt jenen in dem ehemaligen Tanzsaal des „Kronprinzen“ einen herrlichen Ort zur Aufstellung bekam. „Der Saal wird prächtig und man begreift gar nicht, wo alle die Sachen, für die sogar der große Saal nicht Wände genug hat, bisher gesteckt haben.“ In der Mitte des Saales ließ Barth für die Naturalien eine Reihe von Pultkästchen stellen, während die ethnographische Sammlung zum größten Theil an den Wänden untergebracht wurde. Eine ganz neue Uebung war für ihn, der alle seine Sachen so pünktlich geordnet und für jedes Ding sein altgewohntes Plätzchen hatte, die neue Anordnung in seiner Studierstube und das häufige Suchen in Folge der neuen Verwendung des Platzes. Am 4. Dezember wurde die Konferenz der Geistlichen zum ersten Male im neuen Hause gehalten und damit eine Art Einweihungsfeier verbunden, zu der zahlreiche Freunde von Nah und Fern kamen. Die Besprechung über 2 Kor. 4, 1—6. fand im Studierzimmer, das Essen im Saale statt. Beides machte sich lieblich. Nach Tisch trug Pf. Zeller von Döffingen ein Gedicht vor. Alles war verwundert und befriedigt über die sinnreiche und prächtige Aufstellung der Sammlungen. Auch Heinrich und Emilie hatten einige Tage zuvor ihren Freund in der neuen Behausung besucht.

„Ueber Weihnachten muß ich dießmal zu Hause bleiben,

da Handel nicht mehr predigt und jedenfalls die Festpredigt von mir erwartet, und mein Auszug mich um so viel Zeit gebracht hat, die ich suchen muß, wieder hereinzubringen." Die Ordnung der Bücher im Saal übernahm Vikar Stirm von Stammheim, der wochenlang damit zu thun hatte und dem vielbeschäftigten Barth damit einen großen Dienst leistete.

Am Schluß des Jahres konnte Barth einen günstigen Bericht über den Fortgang des Verlagsvereins geben. Die biblische Geschichte war soeben in der hundertsten Auflage erschienen. Zum Zeichen der Dankbarkeit für den beispiellosen Verbreitungssegen gegen den Herrn der Gemeinde wurde eine Jubelausgabe veranstaltet und diese neu ausgestattet. Die Zahl der fremden Sprachen, in die das Büchlein übersetzt wurde, war bereits auf 50 gestiegen, von welchen auf Europa 20, auf Asien 18, auf Afrika 7, auf Amerika 2 und auf die Südsee 3 kamen. Die Timneh- und die Ga-Uebersetzung hatte der Verein im letzten Jahre auf seine Kosten drucken lassen. Uebersetzungen anderer Schriften hatte derselbe mit ansehnlichen Beiträgen unterstützt und für eine Reihe weiterer sich zu solchen verbindlich gemacht. Es gab viel Arbeit, weil Barth immer wieder neue Uebersetzer in entlegenen Ländern ausfindig zu machen hatte, aber wenn nur immer neue Thüren aufgiengen und neue Herzen zur Mithilfe willig gemacht wurden, wie das der Herr fortwährend that, so gab es auch immer neue Ursache Ihm dafür zu danken. Barth's Herzenswunsch aber war, wie er im Vorwort jener Jubelausgabe sagt, daß zu dem Verbreitungssegen auch noch ein wachsender Segen des Gebrauchs kommen möge. „Es ist Sein Werk und Ihm gebührt auch allein Dank und Ehre."

1855.

In Basel war um diese Zeit bei manchen Missionsfreunden ziemliche Entmuthigung eingetreten. Die Einnahmen waren in Folge der noch immer anhaltenden Theurung der Lebensbedürfnisse so bedeutend zurückgegangen, daß man sogar vom „Reduziren" sprach. Das war aber ein Wort, welches Barth nicht hören mochte, gegen das er sich sträubte, so lange er konnte. Er schreibt nach Basel:

„Reduziren — ist bald gesagt, aber wird man dadurch der Missionsgemeinde nicht den Muth nehmen, wenn die, welche vorne dran stehen, zurückweichen? Hat die Committee das Recht, einen solchen Schritt zu thun? Die Leute wissen nichts von der großen Bedrängniß der Missionskasse, und Mancher, der bereit wäre, etwas mehr zu thun, wenn er die Nothwendigkeit einsähe, wartet nur auf den Nothschrei, um größere Anstrengungen zu machen. Sobald die Committee den Freunden sagt: So stehts! dann will ich auch einen Schrei thun; ich habe lange darauf gewartet. Hat man denn bisher neue Unternehmungen gemacht, ohne die Kosten zu überschlagen? Oder hat man es im Vertrauen auf die Hilfe des Herrn gethan? Nun, so lasset uns dieß Vertrauen festhalten, so lange, bis wir alle uns zugänglichen Thüren aufgestoßen, alle erlaubten Mittel benützt haben, um uns neue Kräfte zu verschaffen! Das ist meine wohlüberlegte und entschiedene Ueberzeugung!"

Schärfer als in diesen Worten Barth selbst es gethan hat, könnten wir seine Stellung zur Missionssache nicht zeichnen. Und wenn er auch nicht verlangte, daß Alle mit ihm gleich denken, so wußte er doch, daß Viele die Sache ebenso wie er ansehen, während allerdings Andere wohl damals, wie jetzt, zu der Annahme geneigt sein mochten, zu größeren Anstrengungen werde wenig Bereitwilligkeit zu finden sein. Mit dem Einwurf, bei dringenderen Aufforde-

rungen werde es dann an der rechten Freiwilligkeit fehlen und nur einen fröhlichen Geber habe Gott lieb, durfte man ihm nicht kommen, weil er das Missionswerk als eine durch die lange Versäumniß ganz besonders dringend gewordene Schuld der Christenheit ansah, bei der es sich nicht wie bei der christlichen Liebesschuld im Allgemeinen darum handeln könne, ob die Schuldner sie gerne oder ungerne bezahlen. Die Opferwilligkeit zeigte sich in Basel zuerst, indem einige vermögliche Missionsfreunde die Summe von 42,000 Frcs. zusammenlegten, wodurch dem Nothstand vorläufig abgeholfen wurde. Die Frage, ob Reduktion eintreten oder ein Versuch gemacht werden solle, die regelmäßigen Jahreseinnahmen zu steigern, wurde vorläufig auf das Ergebniß der Jahresrechnung ausgesetzt. Uebrigens gab es in dieser Sache Verhandlungen, „die manche Thräne kosteten, aber mit fühlbarer Einigkeit des Geistes geführt wurden.“ Mitten in dieselben fiel aber nun plötzlich die betrübende Nachricht, daß Ussu in Westafrika durch ein englisches Kriegsschiff zerstört, die Missionshäuser ausgeplündert, die Gemeinde zersprengt und die Missionare geflüchtet seien. Aber als ein lindernder Balsam auf die Wunde kam noch am Sylvesterabend ein Neujahrsgruß von 4000 Frcs. von einem Bremer Freunde. Sodann zeigte sich in Basel und Umgegend gleich bei dem ersten Versuch mit dem damals aufgetauchten Gedanken der Halbbatzenkollekte eine solche Willigkeit und zahlreiche Betheiligung, daß Barth mit seinem Gottvertrauen, das man vorher für blosen Optimismus hätte halten können, vollkommen gerechtfertigt wurde. Der neue Versuch, die regelmäßigen Jahreseinnahmen zu steigern, hatte auch alsbald in der Schweiz und anderwärts einen solch' erfreulichen Erfolg und Fortgang, daß wirklich das Reduziren unterbleiben konnte.

Barth that seinen „Nothschrei" zu Anfang des Jahres im Calwerblatt. Er wies darauf hin, wie nothwendig regelmäßige Einnahmen seien, damit die Gesellschaft sich nicht immer wieder in die Lage versetzt sehe, außerordentliche Anstrengungen von der Missionsgemeinde fordern zu müssen, und empfahl u. A. die Kreuzervereine, die in Stuttgart schon im Gange waren, und nachher als „Halbbatzenvereine" im ganzen Lande Eingang fanden. Die gefürchteten Einwendungen wurden freilich bald da und dort laut. Aber Barth machte hiegegen geltend: „Der Mißbrauch hebt den Gebrauch nicht auf. Solche Vereine sind für Leute, die sonst nichts geben, weil sie denken, es sei nicht der Mühe werth, so wenig zu geben." Seinem Heinrich meldet er voll Freude die Erfolge der Halbbatzenkollekte in Basel und fährt dann fort: „Gestern Abend leerten wir auch unsere Missionsbüchsen im Saal und in der Stube meiner Mädchen. Es war zusammen über 96 fl., mehr als je. Der Rheumatismus im Hals des Missionars*) hat sich dadurch auch gehoben. Es hatte Jemand zwei Zehnguldenscheine in den Spalt gesteckt, wodurch der Mechanismus gelähmt wurde. Jetzt macht der Mann sein Kompliment wieder so anständig als je."

Die ersten Monate des neuen Jahres brachte Barth so ganz in der Stille zu, daß er vom Oktober bis April keine Nacht auswärts zubrachte, was lange nicht mehr der Fall gewesen war. „Im Januar war ich von früh bis in die Nacht mit dem Aufräumen der Rückstände vom letzten Sommer her beschäftigt, welche mich täglich in der Ueberzeugung

*) Der „Missionar" war eine kleine Figur von Papiermaché, welche die Missionsbüchse in den Händen trug und beim Hineinwerfen eines Geldstücks vermöge eines angebrachten Mechanismus mit dem Kopfe nickte, ein Scherz, mit dem Barth seine Besuche, namentlich Kinder, gerne erheiterte.

befestigen, daß ich fortan nicht mehr so viel reisen darf, sondern mich strenger an mein hiesiges Geschäft appliciren muß. Aber was helfen alle guten Vorsätze? Wenn der Anlaß und die Aufforderung kommt, geht man eben doch wieder, und kommt so nie aus den Schulden heraus." Das „vierhändige" Arbeiten, wie er es zuweilen nannte, kam natürlich seiner Gesundheit schlecht zu statten; er klagte über Athmungs- und Unterleibsbeschwerden, vergaß aber gar oft die eigenen Leiden über der Theilnahme an Fremden. Die l. Zellersleute in Nagold waren zuerst durch eine längere Krankheit der Mutter Conradi in Stuttgart heimgesucht; Emilie hatte sie dort verpflegt. Als sie nach Nagold zurückgekehrt war, erkrankte ihre treue Gehilfin am Nervenfieber in bedenklichem Grade. Da brachte nun jeder Brief von Barth ein stärkendes Glaubenswort.

„Erschrecket nicht, es gibt ja auch Kranke, die wieder gesund werden. — Der heute sorgt, der sorgt auch morgen. — Er ist ja gerade in den Schwachen mächtig, nicht in den Starken. — Für euch Beide ist mir nicht bang, ihr sterbt nicht daran. — Ich hoffe, wenn ich komme, das Feuer der Trübsal gelöscht und nur den Rauchaltar noch brennend zu finden." 7. März. „Daß ich gestern keinen Brief von dir bekommen, betrachte ich als kein gutes Zeichen, denn ich denke, wenn du irgend einen Hoffnungsschimmer hättest auf ein Blatt fallen lassen können, so würdest du mir ein solches haben zufliegen lassen. Wie es aber auch stehen mag, so viel ist gewiß, daß, was auf der Waage des Heiligthums gewogen worden, auf den Skrupel hinaus das rechte Gewicht haben muß und nicht zu schwer sein kann, sondern den mitgetheilten Tragkräften entspricht, die ja auf derselben Waage gewogen sind." 9. März: „Wie freu' ich mich mit euch, daß ihr wieder aufathmen könnt! Gott Lob und Dank, daß es wieder so steht! Müller hat erklärt, daß er für Josenhans keine Hoffnung mehr habe." —

Dieser Kranke war der jüngere Bruder des Inspektors, der

schon seit Monaten in Calw krank lag und von Barth sehr häufig besucht wurde. Barth selbst hatte für den Leidenden keine freudige Hoffnung auf Genesung, nahm aber um so mehr Antheil an seinem zwischen Furcht und Hoffnung schwebenden Zustand, betete oft mit ihm und war ihm wie ein geistlicher Vater. Konnte er ihn im Gedränge der Arbeit nicht besuchen, so ließ er nach seinem Befinden fragen und meldete es regelmäßig seinen Freunden. Am 2. Mai starb er nach sechsmonatlicher Krankheit; sein Bruder von Basel war zum Missionsfest am 1. Mai nach Calw gekommen und konnte ihm eben noch die Augen zudrücken.

Anfangs März hatte Barth von Lyon die Einladung erhalten, bei der auf den Juli anberaumten Allianzversammlung in Paris eines der sieben Referate, das über „die Mission unter den nichtchristlichen Völkern," zu übernehmen. Die Ausarbeitung dieses Berichtes, der nachher in's Französische übersetzt werden sollte, gab ihm sehr viel zu thun, denn er fand es unsäglich schwierig, ja nicht möglich, etwas Vollständiges und statistisch Genaues über den zeitweiligen Bestand des Missionswerkes zu geben, wegen der Ungenauigkeit der Angaben in den Berichten der verschiedenen Missionsgesellschaften. Erst Ende Juni kam er damit zu Stande.

Indessen hatte er die Osterwoche in Calw und Umgegend mit Predigen zugebracht. Traurige Veranlassung zu einer Reise in's Unterland gab ihm Anfangs April der Heimgang seines Verwandten Karl Kübler in Stuttgart, der seit mehr als 20 Jahren die Versendung der Missionsschriften und ähnlicher Blätter in Württemberg besorgt hatte und dessen Name seit 1836 auf allen Nummern des Calwerblatts stand. „Im Jahr 1811 war ich bei seiner Hochzeit, und von den 60 Personen, die damals am Tisch saßen, sind jetzt noch drei am Leben."

Viele Mühe machte ihm damals die Forderung einer Stempelsteuer von 15 Sgr. für jedes Exemplar des Cal-

werblattes in den preußischen Landen, die bei dem Abonnementspreis von 10 Sgr., unerachtet der vom Könige gewährten Portofreiheit, einem Verbot des Blattes gleichkommen mußte. Durch ein Versehen der Beamten war das Blatt auf die Liste der steuerbaren Blätter gekommen, obwohl es weder Politik trieb, noch bezahlte Annoncen enthielt. Nun reklamirte Barth schon im Mai 1854 bei dem Finanzministerium; da aber keine Antwort erfolgte, so wurden die Agenten von dem Steuerbeamten zur Zahlung der Steuer und einer hinzukommenden Strafe fortwährend gedrängt, bis Barth durch ein direktes Schreiben an den König die Streichung von der Liste auswirkte. Hiemit war ihm eine Sorge abgenommen, die seit Jahresfrist schwer auf ihm gelegen war.

Nachdem er erst zu Anfang Mai alle Rückstände von 1854 „aufgearbeitet" hatte, bedurfte er einer Erholung, die er bei dem alten Freunde in München suchte. Von eigentlicher Vakanz konnte es sich freilich bei Barth nicht handeln; u. A. machte er den Jahresbericht für Stammheim und die Festlieder für Stammheim und Basel. Von Schubert schreibt er: „Er steht jetzt im 75. Jahr, schreibt seine Memoiren und packt sein Bündel auf die große Reise." Er blieb bei ihm acht Tage lang und sah nach der Arbeit seine Freunde bei Tisch oder auf einem Spaziergange, auch, wenn es regnete, bei einem Glas Bier in einer der „öffentlichen Bildungsanstalten," wie Schubert die Münchener Bierhäuser ironisch nannte, — u. A. den Dekan Burger, Tochtermann des sel. Kraft in Erlangen, Hofrath Dollmann, die Maler König und Bernatz, die Prof. Thäter, Roth und Wagner. Er besichtigte den prächtigen Wintergarten in der „K. Residenz," der ihn an die Gärten der Semiramis erinnerte, und wo ihn besonders die Kanarienvögel freuten, die auf einem von den kanarischen Inseln hieher verpflanzten Baum, den sie

sogleich als ihrer Heimat angehörig herausgefunden hatten, ihre Nester bauten. J. Roth erzählte von seinen Reisen in Palästina, König von seinen „Davidsbildern“ und von den Bildern, die Moritz v. Schwind auf der Wartburg zu malen hatte. Bernatz zeigte ihm die Bilder für das damals vorbereitete und neuerdings in zweiter Auflage erschienene Album des heil. Landes. Schubert bat ihn um sein Urtheil über das, was er in seiner Selbstbiographie von Flattich und Oetinger gesagt hatte. Eine Freundin erzählte von der Begegnung mit einem katholischen Lehrer, der mit einem Buche unter dem Arm auf sie zukam. „Was haben Sie denn da für ein Buch?“ — „Eines das Ihnen zeigen kann, daß wir auch in der Bibel lesen, und sie nicht verachten, wie die Protestanten meinen; das hab ich immer auf meinem Morgenspaziergang bei mir.“ — „Aber das Buch ist ja gar nicht aufgeschnitten, Herr X.“

Am Stammheimer Jahresfest ermahnte Barth dringend zum Gebet für die entlassenen Pfleglinge und brachte den alten Wunsch der Leiter des Stammheimer Rettungshauses in Erinnerung, daß sich ein Hilfsverein von Freunden bilden möchte, der „die Pfleglinge sich zu besonderer Fürbitte aufs Herz binden ließe und sie auf ihrem ferneren Lebensgang so lange im Auge behielte, bis man wüßte, daß ihre Seelen gerettet sind.“ Tags darauf fuhr er nach Stuttgart zu einer Konferenz, wo erst Josenhans von Basel über die bisherige Geschichte der dortigen Missionsanstalt berichtete, und die Sache der Halbbatzenkollekte besprochen wurde. Die Grundlosigkeit der von Chr. Hoffmann betriebenen „Sammlung des Volkes Gottes“ wurde dann nach der Schrift so überzeugend dargethan, daß alle anwesenden Laien und Geistlichen mit nur einer Ausnahme darüber einig waren. „Damit wurde durch eine Versammlung von Brüdern aus dem

ganzen Lande ein Zeugniß gegen den schwärmerischen Plan abgelegt, das vielleicht hie und da einen unbesonnenen Anhänger desselben zur Besinnung bringen könnte."

Den Juni brachte Barth meist mit der Ausarbeitung des obenerwähnten Berichtes für die Allianzversammlung zu, welche dann aber auf den August verlegt wurde, so daß Barth wegen des auf den September anberaumten Kirchentags in Halle sich veranlaßt sah, den Bericht in Paris durch einen Stellvertreter ablegen zu lassen. Die gründliche Arbeit kam ihm hernach bei öffentlichen Vorträgen trefflich zu statten. Am 21. Juni fuhr er mit den Bremer Freunden, die ihn auf der Basler Reise genießen wollten, nach Nagold und dann das herrliche Murgthal hinab der Eisenbahn zu. Am Samstag kamen sie in Basel an; „unser erster Gang mit Insp. Josenhans war nach Tisch ins Kinderhaus." Darauf hatte sich Barth schon lange gefreut. Schon im März schrieb er: „Auf die Ankunft der 24 Missionskinder aus Indien, für die vor der Hand ein Haus in der Barfüßergasse gemiethet ist, richtet man sich, und denkt, sie könnten im günstigen Fall um die Mitte Aprils in Basel eintreffen. Ich möchte auch dabei sein, wenn sie kommen." Jetzt eilte er um so mehr, diese Begrüßung nachzuholen, und „als alter Kinderfreund hatte ich an den Kindern meine doppelte Freude. Sie haben bereits einen Anflug von europäischer Gesichtsfarbe und sind ungemein lebhaft. Von dort giengen wir in die neue Voranstalt, die einige Tage vorher bezogen worden war. Am Sonntag Abend in Gundeldingen berichtete der kurz zuvor von Assu angekommene Miss. Stanger ausführlich über die von den englischen Kanonen angerichtete Zerstörung."

Bei der Generalkonferenz war zwar die Ansicht, daß man „reduziren" sollte, noch von Einigen vertreten, aber

die Stimmung im Ganzen gieng doch dahin, daß man „fortfahren" solle. Barth ermahnte hauptsächlich dazu, daß man um gute Gedanken bete, die man so nöthig brauchen könne. Bei der Einsegnung hielt er, wie gewöhnlich, die Schlußrede und that die Gedanken an „Reduktion" vollends ab. „Lasset uns ein Resultat ziehen, nicht nur über das, was ein Jedes für sein eigen Herz gewonnen hat, sondern über den Stand unsres Missionswerkes. Von Reduktion ist die Rede gewesen. Ich will euch sagen, was ich darüber denke, als Einer, der viel darüber gedacht hat. In der Geschichte der Mission hat es allerdings manchmal Reduktionen gegeben. Nicht blos Stationen können sterben, sondern ganze Missionen, wie einzelne Menschen. Aber ich frage: müssen sie aufgegeben werden? Das müssen wir wissen, und ehe es geschieht, wehren wir uns bis auf's Blut. Können wir einschränken? In einem gewissen Sinn muß die Frage bejaht werden. Aber in einem andern Sinne des Worts können wir nicht, denn die Mission ist nicht wie ein Hausbau, den man einrichten kann, wie man will, sondern sie ist eine Pflanzung Gottes, mit organischem Wachsthum. Wenn man einen Ast weghaut, so ist der ganze Baum verstümmelt. Reduktion, Rückschritt ist dem Missionsbefehl des Herrn nicht gemäß. — Die zweite Frage ist: wo soll man anfangen? bei den gesegneten Stationen oder bei den bisher unfruchtbaren? Da wird jeder Missionar sagen: o nur nicht bei der meinigen! und sie haben vollkommen Recht dazu. Ist aber das Reduziren unmöglich, kann die Missions-Gemeinde mehr thun als bisher? daß sie kann, davon bin ich vollkommen überzeugt, ob sie aber will, das muß die Zukunft lehren. Ich möchte gerne den Drang meines Herzens den eurigen mittheilen! O daß wir mehr Glauben hätten, was könnten wir ausrichten! Ich sage nicht einen großen Glauben, aber mehr Glauben, wie der sel. Miss. Judson auf dem Sterbebette sprach: ‚Ich habe nie in meinem Leben ernstlich um etwas gebeten, das nicht gekommen wäre. Freilich nicht so, wie ich meinte, aber es kam.' — Der Herr Jesus wird unsre Mission halten und wir halten sie mit ihm!"

In Beuggen stand der alte Vater Zeller in seinem 77. Jahre noch rüstig am Werke, obgleich Gehör und Gedächtniß abgenommen hatten. „Sein Jahresbericht war kräftig und frisch wie immer, die Feste waren nie zahlreicher besucht, die Kirchen nie so voll. Uebers Jahr kann man auf der Eisenbahn nach Beuggen fahren, dann wirds noch voller."

Nach der Rückkehr von Basel war die erste Arbeit Barths außer der Beantwortung der eingelaufenen Briefe und Pakete, unter welchen auch ein Geschenk vom König von Preußen, Stiers Polyglotte, sich befand, die Revision des zweiten Bandes der vom Verlagsverein herausgegebenen Dogmatik, wozu der Verfasser Pfarrer Weitbrecht sich eingefunden hatte. Auch sonst gab es der Arbeit übermäßig viel, und zudem wurde er in seinen besten Arbeitsstunden immer wieder von Besuchen unterbrochen. Ein andermal mußte er diese in ihren Badorten Wildbad, Liebenzell, Deinach aufsuchen, was sich nicht immer umgehen ließ. Nach Deinach kam er übrigens seit 23 Jahren das erste Mal; so lange hatte er es zu vermeiden gewußt. „Wenn ich nur nicht schlafen müßte, ich wollte ja gerne die ganze Nacht durch arbeiten, um das einzubringen, was am Tage versäumt wird." Mit Meyer aus Paris, der ihn von Wildbad aus besuchte, konnte er unter anderm über den Vortrag seines Referats bei der dortigen Allianzversammlung bestimmtere Abrede treffen, und durfte sich nun um so eher über sein Wegbleiben beruhigen. Die Zeitersparniß war ihm erwünscht, so werth ihm auch die Theilnahme an der Versammlung an und für sich gewesen wäre. Auf andere Weise wurde ihm eine zweite, wenn gleich kürzere Reise erspart, die er nach Großhaslach bei Ansbach machen wollte, um seinen Freund Redenbacher zur Abfassung einer Reformationsgeschichte zu

bewegen, die seine Freunde in Paris dringend wünschten, um sie alsbald ins Französische zu übersetzen. Als er nämlich das Zimmer verlassen wollte, um für den andern Tag den Kutscher zu bestellen, übertrat er den Fuß, und so unterblieb die Tour. Auf seinen Geburtstag bekam er nun eine ganze Stube voll lieber Besuche, und da konnte er sich einen Ruhetag schon gefallen lassen.

Beim Fest in Nagold durfte er dann der Einweihung des Gemeinschaftssaales beiwohnen, den Zeller in seiner Behausung eingerichtet hatte, und von dem seitdem viel Segen ausgeflossen ist. Es war ein schöner Tag; aber Barth hatte eine frische Wunde im Herzen. Denn kaum vierzehn Tage zuvor hatte er die schmerzliche Kunde von dem unvermuthet schnellen Heimgang des lieben Gottfried Weigle, Missionars in Mangalur vernommen, an dem er mit besonderer Zärtlichkeit hieng. Die Nachricht hatte ihn so gewaltig erschüttert, daß er am ersten Tage mehrere Stunden fortweinte. Die frühe verwittwete, treffliche Gattin desselben, Pauline, geb. Backmeister, mit ihren vier unmündigen Waisen mochte ihm zuerst vor der Seele stehen; zugleich ergriff ihn ein Mitleid mit Weigle's Mutter, Jette, geb. Zeller, die durch Pfarrer Möglings Tod ein Jahr zuvor zum dritten Male Wittwe geworden war und selbst noch unerzogne Kinder hatte. Mit ihr war Barth seit 50 Jahren schon bekannt vom elterlichen Hause her, und ehrte sie als eine Mutter in Israel. Er traf sie bald darauf beim Kirchheimer Feste und konnte mit ihr, wie er sagt, „ausführlich reden und weinen.“ Neben dem Familienleide aber schmerzte Barth der große Verlust für die canaresische Mission, für welche Weigle vermöge seiner ausgezeichneten Kenntniß der Sprache besonders bei der Uebersetzung der Bibel Großes geleistet hatte. Man hatte noch reichliche Früchte von ihm gehofft,

da er eben im kräftigsten Mannesalter stand. Für den Verlagsverein war er schon seit Jahren mit der Uebersetzung des Bibelwerks beauftragt, und hatte nun eben sich ausschließlich dieser Arbeit gewidmet. Die Harmonie der vier Evangelien war, von ihm vollendet, unter der Presse, als er plötzlich starb. Bald darauf kamen neue Trauerbotschaften aus dem Missionsgebiet. Die Wittwe des Missionar Hamberg war sammt ihrem Kinde, kaum aus China zurückgekehrt, in Schweden an der Cholera gestorben; Br. Ries in Nordamerika und Kefer in Yoruba. Damals schrieb Barth nach Indien: „Noch in Nagold konnte ich mit Zinzendorf sagen:

Was höret ihr? Vergnügte Phantasien?
Wir wissen eine Wahrheit, die uns schreckt:
Von denen, die gegangen, Mohren ziehen,
Sind allbereits drei Wandrer hingestreckt!

Jetzt müßte man schon sagen fünf, und zwar in zwei Monaten. Wenn es in diesem Verhältniß fortgehen sollte, dann könnte alles Rekrutiren die Lücken nicht mehr ausfüllen. Früher oder später wird freilich einmal eine fremde Hand euch das Cirkular schreiben und anfangen: euer Cirkularschreiber in Calw ist endlich auch von seiner Arbeit abgerufen und schreibt in Zukunft keine Cirkulare mehr. Aber so lange wir noch eine Kraft zum Beten haben, laßt uns beten: der Herr wolle Arbeiter in seine Ernte senden, und die, die schon drin stehen, am Leben erhalten. Ausruhen kann man noch lange, und ich meine immer, es werde uns einmal so vorkommen, als ob das bissel Arbeit, das wir geleistet, zu einer so langen Ruhe in gar keinem Verhältniß stehe."

An Lichtblicken auf dem Missionsfeld mangelte es übrigens auch nicht, und Barth hatte im Calwerblatt aus den verschiedensten Gebieten desselben stets anregende Originalcorrespondenzen mitzutheilen. Im Oktober d. J. durfte er den Lesern des Calwerblattes eine kleine Karte von Mittel-

afrika vorlegen, welche ihm Missionar Rebmann mit den Worten zugeschickt hatte: „ich wünsche, daß das Calwer Missionsblatt die Ehre haben möge, in einem seiner Bilder der Welt die erste Karte von Afrika vorzulegen, auf der das Herz desselben, — die vielgenannte terra incognita — endlich einmal enthüllt vor Augen liegt. Dem Calwerblatt gebührt vor allen andern dieser Ruhm, als eine der vielen Erfüllungen des Wortes: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes ꝛc. und als ein neuer Beweis, wie die Mission in aller Anspruchlosigkeit und stillen Einfalt der stolzen Wissenschaft oft die wichtigsten Dienste leistet.“ Die Karte beruhte zwar fast nur auf einer Zusammenstellung gelegentlich erhaltener Notizen und daraus gezogener Schlüsse, und wollte daher auf Genauigkeit auch nicht den entferntesten Anspruch machen; aber soviel gieng doch aus derselben hervor, daß sich im Innern Afrika's eine große Seeregion befinde, woran sich weitere Hoffnungen für die Oeffnung dieses Welttheils knüpften.

Seinen Brüdern in Indien theilte Barth im Blick auf Israel eine Nachricht mit, die ihm von Bedeutung zu sein schien. Die Juden eines württembergischen Dorfes hätten sich an einen Mächtigen unter ihren Volksgenossen gewendet, und ihn aufgefordert, Schritte zu thun, um dem jüdischen Volk zur Wiederverpflanzung in sein altes Stammland Palästina zu verhelfen. Er hätte darauf erwiedert, es sei noch nicht die Zeit dazu; übrigens sei ihm der Gedanke nicht fremd und er habe bereis eine sehr hohe Summe für diesen Zweck bei Seite gelegt. Barth hatte sich versichert, daß die Sache verbürgt sei, und schreibt darüber: „Ich glaube, daß es noch andere Spuren gibt, wie die Juden anfangen, sich zu orientiren, daß sie aber nicht bekannt werden. Der Herr wird Solches zu seiner Zeit eilends thun.“

Im September hatte sich Barth bereits gerüstet, um zum Kirchentag nach Halle zu reisen, als er vernahm, daß derselbe unterbleiben müsse wegen eines Choleraausbruchs. Er zog sich nun in die Verborgenheit zurück, um eine Kinderschrift zu schreiben, und blieb incognito im eigenen Hause. Da dieses wie seine vorige Wohnung an den Bergabhang gebaut ist, so genoß er den Vortheil, durch ein kleines Gärtchen hinter demselben unmittelbar von dem Sammlungssaal aus das Freie zu gewinnen, ohne von Jemand bemerkt zu werden. Während der Arbeit schrieb er aus „Nirgendsheim“ den 25. Sept.: „Mit meiner Weihnachtsschrift bin ich noch nicht über die Wasserscheide; deßwegen gehts so langsam; denn kein Wasser läuft von selber den Berg hinauf.“ Doch vier Tage darauf war das Manuskript fertig geworden. Es enthält unter dem Titel ‚Tres amigos‘ die Lebensgeschichten von drei seiner Schulkameraden; wie weit sie auf Thatsachen beruhen, läßt sich nicht mehr ermitteln. Bei der Beschreibung ihrer Knabenjahre aber flocht Barth zum Theil aus seinem eigenen Leben eine Menge für Knaben interessanter Scenen und Schilderungen ein, die sein Talent als Kinderschriftsteller aufs Neue bewährten. In der Vorrede sagt er, er sei wohl jetzt einer der ältesten Kinderschriftenschreiber in Deutschland, denn eigentlich habe er schon 1817 angefangen. Es werde daher keiner Rechtfertigung bedürfen, wenn sein alter Baß von Zeit zu Zeit wieder einmal zwischen die Tenor- und Discantstimmen der Jüngeren hineinbrumme.

Unter vielen Besuchen, die er im Oktober erhielt, war auch Prof. Lepsius, der bekannte ägyptische Alterthumsforscher, den er 1846 in London kennen gelernt hatte. Er wünschte Barths Zustimmung zu der allgemeinen Einführung seines linguistischen Systems, mittelst dessen die Laute aller Sprachen

auf das lateinische Alphabet zurückgeführt werden können, unter Anwendung mehrerer Zeichen, welche die bestimmteren Nuancen des Lauts ausdrücken. Barth sprach sich um so mehr für Einführung dieses Systems aus, da die meisten Missionsgesellschaften, auch die Basler, es bereits angenommen hatten.

Die Abstellung des Kirchentags in Halle hatte die Hoffnung der Bremer Freunde vereitelt, dort mit Barth noch einmal in diesem Jahre zusammenzutreffen. Sie wünschten einen Ersatz dafür durch sein Kommen nach Bremen. Die dortige Missions-Kommittee lud ihn daher ein, der Aussendung der beiden für die Bremer Mission in Afrika bestimmten Basler Zöglinge Kohlhammer und Steinemann beizuwohnen. Barth, unschlüssig, ob er es annehmen sollte, ließ mich entscheiden, da ich gleichzeitig mit ihm eingeladen war. Ich sagte zu und so fuhren wir am 11. Okt. nach Mainz. Zu meiner Verwunderung aber sagte mir Barth unterwegs, daß er noch immer keine völlige Gewißheit habe, ob die Reise nach Gottes Willen sei, eine Aeußerung, dergleichen ich sonst niemals von ihm gehört hatte. Wir fuhren den Rhein hinunter, dann über Minden nach Bremen, wo wir von Fritz und Helene Vietor nebst den beiden Missionsbrüdern auf dem Bahnhof abgeholt wurden und nun eine seltene Gastfreundschaft genossen. Wir hatten reichliche Gelegenheit, ruhiger als am Kirchentage mit den Bremer Freunden beisammen zu sein. Barth predigte in St. Martini mit Freudigkeit über Joh. 17, 1—3. Abends war die Einsegnung der beiden Brüder, die ihre Lebensläufe erzählten, durch Pastor Treviranus. Ich machte die Einleitung dazu mit einer Predigt und Barth schloß mit einer Ansprache. Am folgenden Tage hielten wir drei auch eine Missionsstunde. Es waren liebliche Tage, welche namentlich auch durch die herz-

gewinnende Persönlichkeit Mallets mit seiner Alles umfassenden Liebe sehr verschönt wurden. So namentlich am Donnerstag (18. Okt.), wo wir den Jahrestag der Schlacht bei Leipzig im Freundeskreise mit ihm feiern durften. Barth aber konnte das Alles nicht ungestört genießen; er war unwohl geworden, mußte den Arzt zu Rathe ziehen (der ihm eine Hungerkur verordnete), auch einen Tag zu Hause zubringen, und fühlte sich schlimmer, als er aussprechen durfte. Auch die Rückreise wurde dadurch erschwert; er hatte aber unmittelbar vor der Abfahrt noch eine besonders erquickende Stunde im traulichsten Beisammensein mit einem engeren Kreis der Familie, wobei sich namentlich das tiefe Gemüth des ältesten der Brüder Vietor ihm in unvergeßlicher Weise erschloß. Wir reisten an jenem Abend noch bis Hannover, Tags darauf nach Marburg, wo wir die Familie Thiersch besuchten, und trafen am Samstag in Stuttgart ein. So unwohl Barth fortwährend war, so fuhr er doch sogleich weiter nach Ulm, wo er eine Predigt in der Dreifaltigkeitskirche versprochen hatte, und von dort Nachmittags nach Blaubeuren zum Missionsfest. Es war das erste Mal, daß er jenes wunderbare Felsenthal sah; aber er war körperlich so herabgestimmt, daß ihm auch hier wie auf der ganzen Reise jeder Genuß gestört war. Nach Calw zurückgekehrt hatte er noch die ganze Woche mit seiner Krankheit zu thun. Seine Bedenklichkeit beim Antritt der Reise schien nun völlig bestätigt zu sein. Aber Ein Ergebniß der Reise war es, was ihm den Zweifel, ob er sie nicht hätte unterlassen sollen, benahm. Beim Abschied von Bremen hatten ihm zwei Brüder einen bedeutenden Beitrag für die Basler Mission zugesteckt, den er um so früher nach Basel absandte, weil er hörte, daß sie sich dort wieder in der Klemme befinden. Er bemerkte dabei: „Dieser Ertrag meiner Reise, der außer-

dem nicht gekommen wäre und mir gleichsam als Magenpflaster aufgelegt wurde, um meine ausgesprochenen Zweifel an der Recht- und Zweckmäßigkeit derselben zu beschwichtigen, hat diesen Dienst vollkommen gethan."

Nach einem Besuch seines lieben Heinrich verlangte Barth nun sehr, aber der November verlief, ohne daß seine wiederholten Bitten das Herz des Freundes gerührt hätten. Am 30. stand Zellers Geburtstag, Tags darauf der von Freund Widmann bevor, und auf beide folgte der Sonntag. Diese Konstellation durfte nicht versäumt werden und Barth brauchte nun eine kleine List. Einen an mich gerichteten Brief, in dem er sich offen über Zellers Nichtkommenwollen äußerte, couvertirte er an ihn, als ob er's versehen hätte, und dieß wirkte. Kurr von Stuttgart hatte er gleichzeitig eingeladen. Von beiden Seiten rückten die Freunde an, und vier Kisten aus Ostafrika und Labrador, nebst früher gekommenen chinesischen Sachen, die eingeräumt werden mußten, boten Tage lang Stoff zu interessanter Beschäftigung in dem gemüthlichen Freundeskreise, dem sich auch Miss. Stangers von Ussu anschloßen. Geistliche Nahrung fand sich am Sonntag in Stammheim, wo Barth predigte und das h. Abendmahl reichen half.

Während des ganzen Dezembers klagte er über ein aus dem Unterleib kommendes Asthma, das stärker als jemals war. „Am meisten Sorge macht mir jetzt meine Engbrüstigkeit, daß ich schnaufen muß, wie ein alter Mann; und wenn ich von dem langsamen Spaziergang mit Stanger und seiner Frau zur Sägmühle hinaus zurückkehre, fast die Stube nicht mehr erreichen kann, und in der Stube fast erstické, bis ich mich erholt habe." (12. Dez.) „Bis jetzt habe ich nur Hausmittel gebraucht; am Ende aber werde ich doch zum Arzt müssen. Sag' übrigens Niemand etwas davon." (20. Dez.) Offenbar war er selbst bedenklich über seinen Zustand. Dennoch glaubte er,

den l. Handel über die Festzeit nicht ohne Hilfe lassen zu dürfen. „Ueber die Feiertage wollte ich keine Briefe schreiben. Ich war ganz in der Stille eingeschlossen, und habe gelesen und geruht im Lesen. Nur am Christfest predigte ich in Stammheim über die Wichtigkeit und Nothwendigkeit der Menschwerdung Christi, nachgewiesen an der Aufnahme, welche die Nachricht davon bei den Menschen und bei den Engeln findet. Die Wichtigkeit — bei den Engeln: sie kommen alle vom Himmel herab, um diese Menschwerdung zu feiern; die Nothwendigkeit — bei den Menschen: sie erschrecken über die Botschaft, und sind bis auf diese Stunde so gleichgiltig dagegen, wie gegen eine Zeitungsnachricht. — Nach Tisch gieng ich wieder nach Hause. Abends kamen Riegers, Stangers, Widmann und Weitbrecht. Ich las ihnen u. A. eine plattdeutsche Erzählung aus dem Hermannsburger Missionsblatt. — Am Neujahr und Erscheinungsfest habe ich wieder in Stammheim Funktion, an ersterem auch Administration, wie am Christfest, wo wir 165 Personen mit einander hatten, der Vikar und ich. Nun der Herr helfe auch im Segen und Frieden in's Neue Jahr hinein und durch dasselbe hindurch!"

1856.

Ein Jahr der Krankheit brach nun für Barth an. Das Asthma, das ihn seit einigen Wochen plagte, wollte nicht weichen, und die kalte Winterzeit brachte noch andere Leiden. Am 2. Jan. schreibt er: „Ich weiß nicht, ob's ein Abschiedsgeschenk vom alten Jahr ist, oder ein Antrittsgeschenk vom neuen, — als ich gestern aufstand, hatte ich einen Katarrh und das Predigen und Administriren geschah mir sauer. Heute Nacht ist's nicht besser geworden, sondern schlimmer; ich hoffe aber, bis zum 6. Jan. werde ich wieder predigen können. Mit dem „Schnaufen" geht's noch nicht besser." — Auch in dieser Zeit eigener leiblicher Schwach-

heit stellte sich wieder Barth's liebende Theilnahme für andere Kranke besonders heraus. Am 15. Jan. schreibt er: „Der arme Spring (Pfr. in Großheppach) dauert mich unbeschreiblich. Der guten Helene in Zuffenhausen*) wolle der Herr wieder zu guter Gesundheit verhelfen! Ich habe gegenwärtig eine Menge Kranker auf meiner Liste.“ Von sich schreibt er am gleichen Tag: „Der Katarrh ist nicht gewichen. Am Sonntag mußte ich die ganze Nacht husten; am Morgen kam dann das Briefschreiben wieder. Das will mir oft gar nicht schmecken und das Arbeiten wird mir saurer als sonst. Meine Totalität ist herunter. Ich habe im verflossenen Jahr mehr gealtert, als je in einem früheren.“ — 18. Jan.: „Wie gerne käme ich zu Eurem Missionsfest am 2. Febr., aber ich bin noch nicht reisefähig, noch nicht so weit, daß mir eine Reise Erholung wäre.“ Kaum hatte er am 28. Jan. von einiger Besserung berichten können, so trat ein anderes Uebel ein. Es waren Schmerzen im Unterleib, die ihn auf dem Spaziergang so heftig befielen, daß er öfters stille stehen mußte, und kaum nach Hause kam. „Es scheint mir jetzt, dieß sei das Bedeutendste von allen meinen Uebeln. Doch ich wollte nicht von mir reden, sondern von der l. Helene, oder vielmehr, da wir sie nur glücklich preisen können, von dem l. Louis, dem ich unter obigen Umständen, da ich sehr piano thun muß, nicht besonders schreiben kann. Wie wird er nach dem sorgsamen Hausmütterchen das Heimweh haben! Da gibt's kein Mittel, als daß man geduldig stille hält, bis es von selber milder, und die bittere Wehmuth allmählich zur süßen wird. Melde ihm meine herzliche Theilnahme. Er weiß, daß ich ihn lieb habe und daß ich die selige Helene schon vor 35 Jahren lieb gehabt. Der Herr wolle ihn reichlich

*) Pfarrer L. Völters Gattin, die bald darauf heim gieng.

trösten." Auch in die Trauer der alten Eltern Zeller versetzte sich Barth mit liebendem Mitgefühl, die in ihrer Helene von zehn erwachsenen Kindern das älteste zuerst mußten in die Ewigkeit vorangehen sehen.

Barth konnte zwar schon am 3. Febr. in Stammheim wieder „mit Kraft und Freudigkeit reden wie ein Gesunder," von den Arbeiten am Schreibtisch aber sagte er nun: „Meine Arbeitslust reicht leider — und das ist mir das Bedenklichste an der Sache — nicht weiter als meine Arbeitskraft." Da, meinte er, stünde es einem christlichen Bruder besser an, wenn er ihn zum Arbeiten ermahnte und seine Weichlichkeit angriffe, als wenn er ihm zum Schonen zuredete, was ich gethan hatte. Den Vorschlag von Zeller, einen Gehilfen zu nehmen, wollte er auch nicht an sich kommen lassen, und wies ihn mit verschiedenen Gründen ab; zuletzt kam er wieder auf sein altes Sprüchlein: „So lang ich arbeiten kann, muß ich, das ist meine Pflicht; mich zu schonen, damit's länger hebt, bin ich nicht berechtigt noch verpflichtet. Wer anders sagt, der versteht's nicht. Oder soll er mir's aus der Bibel beweisen."

Man mußte ihn also machen lassen; so oft auch seine Freunde sich verpflichtet fühlten, ihn zum Schonen zu ermahnen, allemal scheiterten ihre Vorstellungen an dem unbeugsamen non possumus, das seine Ueberzeugung war.

Die religiösen Zustände und Zeichen der Zeit verfolgte Barth unausgesetzt mit scharfer Aufmerksamkeit. Was er darüber dachte, schrieb er meist an die Freunde in Indien. So am 1. Febr. 1866: „In der Wissenschaft hat eine materialistische Richtung überhand genommen, deren Sinnlosigkeit sich zwar jedem Verständigen alsbald aufdrängt, die aber in deutschen Landen unverständige Leute genug findet, deren fleischlicher Sinn eine solche Theorie mit Freuden willkommen heißt. Uebrigens ist die Grundbedingung des entschiedenen Antichristenthums,

der Abfall, nie so deutlich und offen und mit solchem Erfolg auf die Massen ausgesprochen worden, wie durch jene Schriften, und insofern sind sie ein wichtiges Zeichen unsrer letzten Zeit, eins von jenen Zeichen, die zusammentreffen müssen, um zur Bezeichnung eines Zeitalters als des letzten antichristlichen zu berechtigen, und von welchen nun keins mehr fehlt außer der Person, in welcher das Antichristenthum culminiren wird, und außer der Bewegung unter dem Volk Israel. Wenn ich noch hinzusetze, daß auch die Erfüllung jener Weissagung bei Daniel noch fehle: ‚es werden Viele kommen und großen Verstand darin finden‘, so glaube ich der jetzigen Periode des Reiches Gottes hinlänglich die Nativität gestellt zu haben.“

Der Mann, der mit solchem Adlersblick die Zeitereignisse betrachtete, hatte aber darum die gemüthvolle Beobachtung der Natur und die heitere Sinnigkeit im Umgang oder schriftlichen Verkehr mit den Freunden nicht verloren. „Mit einem im Freien gewachsenen Frühlingsgruß aus meinem Garten will ich dich heute salutiren,“ schreibt er an Zeller am 9. Febr. „Da Jelänger-jelieber nur die andere Seite ist von je eher je lieber, so wirst du deiner Lieblingsblume gewiß ein freundliches Gesicht machen.“ Gerne hätte er sich noch weiter nach den Zeichen des nahenden Frühlings umgesehen, aber „bis jetzt bin ich nicht über den Garten hinausgekommen, da Kurr verlangt, ich solle nicht bis zur Ermüdung laufen, und müd' bin ich schon, ehe ich anfange.“ Den Aufenthalt in einem Kurort aber, den man ihm für die Frühlingszeit rathen wollte, nennt er eine „privilegirte Faulenzerei;“ auch meinte er, durch die übermäßige Anstrengung bei der Vorarbeit und beim Nachholen würde sich für ihn jedenfalls die Wirkung der Kur wieder aufheben. „Da besinnt man sich mit Recht, ehe man sich zu einer solchen Sinecure, die ja doch nicht sine curis (ohne Sorgen), aber sine cura (ohne Kur) sein würde, hergibt. Komm mir damit nicht wieder!“

Ende Februar „giengs mit der Arbeit wieder ein wenig," d. h. Barth konnte in drei Tagen wieder 27 Briefe schreiben, sechs Korrekturen und einen „Heuwagen voll Zeitschriften" lesen und kam so wieder aufs Laufende. Der alten Frau Pf. Handel sandte er auf ihren Geburtstag ein liebliches Gedicht, das fast lautet, als hätte er eine Ahnung gehabt von dem Verlust, der sie und ihn in diesem Jahre durch den Heimgang des alten Handel treffen sollte. Wir setzen die ersten Verse her:

Wer wollt' auch gleich verzagen,
Wenns einmal trüber wär'!
Es muß doch wieder tagen,
Eh' sich der Sonnenwagen
Hinuntersenkt ins Meer.

Mit hellem Abendstrahle
Bescheint Er deine Bahn;
Zum goldenen Pokale
Bei Seinem Himmelsmahle
Ruft Er dich einst heran.

So liegt das Nah' und Ferne
Vor dir im Hoffnungsglanz;
Er tröstet ja so gerne
Und flicht dir helle Sterne
In deinen Ehrenkranz!

Der letzte Vers lautet:

Er woll' dich ferner tragen
Mit aller Huld und Treu,
Wie seit den ersten Tagen,
Wo still die Wünsche lagen:
Er macht einst Alles neu!

Einige Tage darauf machte er auch wieder einen Gang nach Stammheim, um zu predigen und Missionsstunde zu halten. Er hatte einige Tage keine Arznei mehr genommen; während der Predigt aber und noch eine Stunde hernach

wurde er von solchen Unterleibsschmerzen geplagt, daß ein Anderer die Missionsstunde aufgegeben hätte; Barth nicht. Und der Herr bekannte sich zu diesem Muth: er blieb in dieser von Schmerzen ganz verschont. Er gab eine Geschichte der Judenmission von den apostolischen Zeiten an mit vielen interessanten Einzelnheiten, die er seinen Brüdern auf dem indischen Missionsfeld in extenso erzählt. — An dieselben schreibt er am 30. März: „Den zu Ende eilenden Monat habe ich ganz in der Stille zugebracht. Am Charfreitag und Ostertag habe ich in Stammheim gepredigt und administrirt. Am Samstag zwischen beiden Festen kamen meine Freunde von Nagold; am Ostermontag wurde unser Missionsfest gefeiert." Zellers machten von Calw aus eine Reise zu Freunden, die er bei dem herrlichen Frühlingswetter gar gerne mitgemacht hätte. Er schreibt mir am 8. April: „Da sitze ich noch am Schreibtisch, statt in dieser Stunde mit Heiners durch das schöne Neckarthal zwischen Horb und Sulz bei dem prächtigen Wetter zu fahren. Eine rheumatische Halskrankheit, innerlich und äußerlich schmerzhaft, hat mich genöthigt, daheimzubleiben. Ich habe ganz schlaflose peinliche Nächte und warte mit Sehnsucht auf den Tag. Arbeiten ist mir verboten und dieser Brief also Contrebande. Verbietet sich aber von selber. Es ist bei solchem Wetter ein sad disappointment, daheim bleiben zu müssen; aber ich murre nicht, weil ich weiß, daß es so besser sein muß. Sei froh, daß du zeugen darfst." Schon drei Tage nachher aber schreibt er: „Gestern dreißig Seiten für die Jugendblätter diktirt, für welche ich dießmal siebzig Seiten selber liefern muß." Auch konnte er am folgenden Sonntag, wiewohl mit Mühe, nach Effringen spazieren, dort predigen, und wieder ins Nagoldthal hinabsteigen, wo er von seinem Kutscher abgeholt wurde. Doch hatte ihn der Pfar-

rer in Effringen die Treppe hinaufführen müssen. „Das kam aber nicht blos vom Athem her, sondern auch von der Beschwerde der Gicht in den Beinen und von einer kleinen Verstauchung der Ferse, die ich vor vierzehn Tagen durch einen Sprung über ein Mäuerlein herab davontrug.“ So trieb er es immer noch.

Die warmen Frühlingstage brachten ihm auch wieder Freunde von nah und fern; mit den Abwesenden lebte er brieflich fort. „Es gibt Leute, die kein volles Glas sehen können, und so ists mir mit deinen Briefen; ich kann keinen unbeantwortet vor mir liegen haben.“ Aehnlich gieng es ihm mit Allem, wofür er sich zu interessiren, worin er mitzurathen und zu sorgen auch nur entfernt für seine Nächstenpflicht hielt. Da war es oft ein Räthsel für seine Freunde, wie er bei seinem leidenden Zustand dennoch fertig werde? „Wie ich fertig werde? Antw.: 1) bin ich nicht so von Leuten überlaufen, und wenns tausendmöglich ist, lasse ich auch die nicht vor, die kommen wollen; 2) mache ich Alles kurz ab,*) auch die Briefe; 3) mache ichs resolut ab und düftle nicht lang dran herum.“ In der Kürze und Resolutheit wie in der steten Geistesgegenwart lag wohl hauptsächlich das Geheimniß seiner auch bei abnehmender Kraft und beschränkter Arbeitszeit ununterbrochen fortdauernden Wirksamkeit.

Am Himmelfahrtsfest und am Pfingstfest predigte Barth in Stammheim und hielt beidemal auch Missionsstunde. Zum Stammheimer Fest am Pfingstmontag schenkte Gott nach langer Regenzeit einen freundlichen Tag, so daß es im Freien gehalten werden konnte, was bei der großen Zahl von Festgästen um so erwünschter war. Apotheker Scholl, der neben Blumhardt als Redner zum Fest gekommen war,

*) Ein andermal sagt er: „Wenn man jährlich neben allem Andern 1300 Briefe zu schreiben hat, dann lernt man sich kurz fassen.“

fuhr am andern Tag mit Barth zu den Konferenzen in Stuttgart, von wo aus derselbe die Herzogin in Kirchheim besuchte, und seine nun schon stehend gewordene Maireise nach München antrat. Pf. Köllner begleitete ihn dießmal, was ihm sehr viel werth war, denn „tutto solo“ zu reisen war nie nach seinem Geschmack. Natürlich nahm er wieder Arbeit mit und saß von 6 Uhr früh bis 5 Uhr Abends am Schreibtisch. Nur die Abende brachte er in der gewählten Gesellschaft zu, die wir von früher her kennen. Einmal machte er auch eine Fahrt an den Starnberger See, wo ihn schon unterwegs das tiefe Thal zur Linken an den heimatlichen Schwarzwald, der See selbst aber an die Schweizer Gebirgsseen erinnerte. Zum Befahren des See's reichte es bei der späten Stunde nicht mehr, er mußte sich am herrlichen Anblick genügen lassen. Erst meinte er, die Reise habe seiner Gesundheit eher wohlgethan als geschadet; hernach aber lautete es doch nicht so tröstlich. „Es ist nachher wie vorher und ich muß noch länger auf Erleichterung harren.“ Er kam einen Tag früher zurück, als er beabsichtigt hatte. „Es war gut, daß ich heim kam; es warteten Korrekturen, worunter eine negerenglische, bei der immer Zwei sein müssen, wie beim Dreimännerwein Drei. Mein „Schnauf“ ist noch um nichts besser, und das Arbeiten geht schwer, — nur weil es muß.“ — Am 8. Juni predigte er aber wieder in Stammheim, denn es zog ihn in dieser Zeit ganz besonders dorthin, als ob er geahnt hätte, daß der liebe Mann, dem er hilfreich zur Seite stand, solche Dienste bald nicht mehr nöthig haben werde. „Die Missionsstunde, zu der ich gerüstet war, wollte Handel auf den 22. Juni verschieben, wo ich mit Vietors wiederkomme.“ Aber am 22. Juni hielt Barth dem schnell heimgerufenen ehrwürdigen Veteranen Nachmittags die Leichenpredigt. Am

19. Juni fuhren, früher als er erwartet, die lieben Vietors an und wurden natürlich mit Freuden empfangen. Aber die Freude wurde alsbald getrübt durch die Nachricht von einer schweren Krankheit des Papa Handel. Noch am Abend gieng Barth mit den Freunden hinaus, um ihn zu besuchen. „Wir fanden ihn in schwerem Fieberschlummer; nur einen Augenblick, als man ihn im Bette höher rückte, erkannte er mich, der ich zu seinen Füßen stand, und sagte freundlich: ‚So? so?‘ Im nächsten Augenblick schlummerte er wieder. Heute (20. Juni) kommt die Nachricht, er sei nach einer schweren Nacht um halb 8 Uhr sanft entschlafen. — Es ist mir schwer zu Muthe; mit Handels Tode schließt sich für mich meine letzte irdische Heimat; fortan stehe ich verwaist da. Der Herr helf' uns! Das war der Seufzer des alten Blumhardt in Basel, den ihm Handel oft nachseufzte.“ Handel hatte am letzten Sonntag selbst noch Kinderlehre gehalten: am Dienstag aber fiel ihm der Abschied von seinem Vikar Stirm, der sechs Jahre bei ihm gewesen, so schwer, daß eine Erkältung, die er sich auf einer feuchten Gartenbank geholt hatte und die sich zum Rothlauffieber entwickelte, seine Kräfte rasch verzehrte. Während er seine Besuche nicht mehr erkannte, gieng sein Gemüth immer mit seinem Vikar um, der nach seiner Abreise sich wiederholt von ihm mit Namen rufen hörte. Zur Beerdigung kam dieser wieder von Sindelfingen her; auch den beiden andern langjährigen Vikaren Handels, Pf. Rommel und Stadtpfarrer Knapp, wurde es möglich, zu kommen. Die Vormittagspredigt hatte Barth schon länger zugesagt; die Grabrede übernahm Helfer Rieger, aber die Predigt in der Kirche hielt Barth über Mal. 2, 6. 7.: „Wie der Knecht Christi sich in der Predigt, im Wandel und in der Seelsorge be-

weist.“ Der zweiundachtzigjährigen Wittwe stand der Herr so sichtlich bei, daß sie ganz ruhig und gefaßt war.

Mit Vietors, die durch Gottes merkwürdige Fügung gerade zu dem Sterbelager ihres alten Freundes Handel nach Württemberg gekommen waren, trat nun Barth, nachdem er noch beim Missionsfest in Calmbach geredet hatte, die Reise nach Basel an. Auch ich hatte mich angeschlossen. Wir fuhren nach Nagold zu Zellers, wo wir bald ausfanden, daß sich das liebe Ehepaar zum Mitreisen gerüstet hatte, „was natürlich die Stimmung des Abends nicht schwerfälliger machte,“ denn für Barth war dieß nach vielem scheinbar vergeblichen Zusprechen eine freudige Ueberraschung. Sie schloßen sich in einem besondern Wagen, von einer Freundin begleitet, unsrer Calwer Kutsche an, und nun wurde einmal wieder auf die alte Art eine Reise gethan. Am 26. Juni früh 5 Uhr nüchtern fort; nach schöner Fahrt in Horb gefrühstückt, in Oberndorf Mittag gemacht. Dort wurde Barth „als der große Reisende“ von dem Wirth mit hohen Ehren bewillkommt, und da der gute Mann nur immer von Barths großen Reisen sprach, so fand dieser keine Gelegenheit, das Mißverständniß aufzuhellen, und mußte ihn auf dem Glauben lassen, den er ohne Zweifel hegte, als hätte er den Afrika-Reisenden vor sich. In Königsfeld, dem Ziel der ersten Tagreise trafen wir um 6 Uhr Abends ein. Wir fanden allerlei Bekannte und wohnten der Abendversammlung bei; andern Vormittags wurden noch Besuche gemacht und nach Tisch die Weiterfahrt angetreten. Es kam nun der schönste Theil der Reise, namentlich die neue Straße von Furtwangen nach Simonswald. „Diese Straße, theils in den Fels gehauen, theils durch Viadukte gebildet, übertrifft Alles, was ich in der Art gesehen habe, und hat Felspartien, die sich mit dem Höllenthal messen können.“

Das war besonders für die lieben nordischen Reisegefährten ein seltener Genuß; aber auch Barth lebte ganz auf in der großartigen Natur. Um 10 Uhr kamen wir nach Waldkirch, wo wir die Leute im ‚Rebstock‘ aus den Betten trommeln mußten. Am Samstag erreichten wir zu guter Zeit Freiburg und hatten bis zur Abfahrt des Zugs noch zwei Stunden. „In einem benachbarten Garten saßen wir bei prächtiger Luft, im Lindenblüthenduft, in tiefer Schattengruft, aufs Angenehmste.“ Barth mußte zwar fasten; das machte ihm aber gar nichts und er war vergnügt. Im Bahnzug trafen wir eine große Zahl von Festgästen und fuhren nun vollends Basel zu. Zaremba stand nicht wie sonst im Bahnhof, er war auf der Reise durch Rußland, wo er im Auftrag der Basler Kommittee die evangelischen Gemeinden besuchte. Ein Auftrag, den Barth früher gerne übernommen hätte, jetzt aber abgelehnt hatte, weil er nur noch zu kürzeren Reisen die körperliche Kraft besaß. Er war in Basel froh, daß er die Reise dahin so gut überstanden hatte. Gleich am Sonntag wohnte Barth der Einweihung des Missionskinderhauses bei und sagte: „Diese lieben Kinder alle sind ihren Eltern unter bittern Schmerzen vom Herzen weggegangen, und nun sind sie auf unsere Liebe geworfen. Die Eltern erwarten, daß wir sie pflegen, wie sie sie pflegen würden. Darum lasset uns diese lieben Kinder nicht blos bilden und erziehen fürs Leben, sondern sie täglich hinaufheben zum Thron und an das Herz Gottes, und nie vergessen, daß dieses Haus eine Pflanzstätte für die Mission sein soll!“ — Bei der Einsegnung knüpfte er an die chinesische Frage an: „Gaëhan lai? bu lai?“ mittelst welcher einst ein dieser Sprache kundiger Professor den Chinesenfreund Gützlaff, den er nicht kannte, auf dem Bahnhof aus der Menge der Ankommenden herausgefunden hatte.

„Ist der Chinesenfreund gekommen? nicht gekommen? so fragen Hunderte und Tausende von Chinesen und ähnlich lautets in Indien, Afrika ꝛc. Die Antwort lautet so häufig: ‚bu lai!‘ er ist nicht gekommen. Wir sitzen zu Haus im geistlichen Luxus, gehen so oft an einer Kirche vorbei, weil das darin gepredigte Wort nicht pikant genug ist. Die Heiden aber haben gar nichts, und wir sind zu träge, ihnen etwas von unserem Ueberfluß zu gönnen. Der Herr gibt das Wort mit großen Schaaren von Evangelisten, aber er läßt sie nicht vom Himmel herunter fallen; woher soll er sie nehmen, als aus der Mitte seiner Christenheit? Von den Gestaden der Heiden herüber winkt uns das ungestillte Verlangen und wir können, wenn wir nur wollen. Jene göttliche Verheißung wird gewiß in Erfüllung gehen, ob aber wir Antheil daran bekommen werden, ist eine andere Frage.“ — Nach Beuggen konnten die zahlreichen Gäste zum erstenmal mit der Eisenbahn fahren. „Drei Züge brachten sie nach Basel zurück.“ Am Sonntag hatte B. noch die Martinsstunde und den üblichen Besuch bei Ostertag, am Montag reisten wir zusammen der Heimat zu.

An seinem Geburtstag durfte er auch dießmal nicht „durchgehen,“ was er „im Gefühl der Armuth“ so gerne gethan hätte, denn Zellers machten damals eine Kur in Wildbad, und auch sonst wimmelte es von Besuchen den ganzen Juli hindurch. Da hatte er mit seiner Arbeit heiße Zeit, denn Missionsfeste kamen reihenweise im Juli und August, und sein körperliches Befinden war nicht wesentlich besser. Daran wurde er besonders auf der Reise zum badischen Landesmissionsfest in Weinheim erinnert. Er war von dort zu dem Gatten seiner Nichte, Pf. Eisenlohr in Linkenheim gegangen und brachte einen Tag dort zu. Abends unter dem Tischgebet befiel ihn ein solcher Schwindel,

daß er zu Boden fiel. Dennoch gieng er wenige Tage hernach zu Missionsfesten nach Herrenberg, bald auch nach Stuttgart, Kirchheim und Nagold. Am 5. September schreibt er auf die Nachricht, daß Gobats in Fellbach eingetroffen seien: „Ich schicke ihnen hiemit frische warme Grüße, die eben aus dem Ofen kommen. Ich erwarte also bald Samuel Hierosf. (= Hierosolymitanus), Benoni, Hanna und Dora, und wenn du mitkommst, tant mieux! Kannst du mir eine Andeutung geben, wann ihr eintreffet, so bin ich dankbar; sonst aber weißt du wohl, daß ich über solche Gäste nicht erschrecke." Nachher: „Gobats Besuch hat mich sehr erquickt und mich über Vieles belehrt. An den drei Kindern hab ich mich herzlich gefreut."

Den Kirchentag, der in diesem Jahre in Lübeck gehalten werden sollte, konnte Barth nicht besuchen und ersparte damit kostbare Zeit. „Ich bin sehr beladen und seh's jeden Tag, daß ich nimmer kann wie sonst. Kann nichts mehr erzwingen." Doch brachte er im September eine Kinderschrift zu Stande. Es war das ‚Kleeblatt', das eigentlich eine Erzählung für Mädchen sein sollte. Eine seiner kleinen Leserinnen hatte ihn gefragt, warum er denn immer nur Geschichten von Knaben schreibe, und er hatte versprochen: das nächste Mal soll's eine Mädchengeschichte geben. Aber eine solche zu schreiben war doch nicht eigentlich seine Gabe, wie er auch wohl selbst fühlte, da er das Versprechen im Vorwort ein unüberlegtes nennt, wiewohl er dort andere Abhaltungsgründe anführt. Der Held der Geschichte ist auch dießmal ein Jüngling; um aber sein Versprechen doch einigermaßen zu halten, fügt Barth die Correspondenz einer Jungfrau ein, die über die Zustände des weiblichen Geschlechts in Indien allerlei interessante Nachrichten gibt. Die sonst spannende und ansprechende Erzählung verliert dadurch an innerer Einheit, aber Barth, der mehr

auf die Sache als auf die Form sah, wollte den Anlaß benützen, um ein Interesse für das weibliche Geschlecht in Indien zu erwecken.

Von seinem Befinden schreibt er zu Anfang Oktobers: „Die beste Ruhe ist für mich geordnete Arbeit daheim, ungestört durch viele Besuche. Nach der Rückkehr von Stuttgart wird's ruhiger werden." Dorthin gieng er zur Oktoberkonferenz und verband damit einen Besuch bei mir in Fellbach, wo er lange nicht gewesen war. In Cannstatt besichtigte er mit großem Interesse die Industrieausstellung im Kursaal; dann traf er in Stuttgart den Präsidenten der evangelischen Allianz in England, Sir Culling Eardley, hörte auch einen Bericht über den Kirchentag, eilte aber nach Calw zurück, weil der König von Preußen da durch kommen sollte. Mit ihm hatte er, während umgespannt wurde, eine kurze Unterredung; wohl hatte er sich auf einen Imbiß bereit gehalten, Rennthierzungen und Jerusalemswein, aber die Zeit gestattete keinen längeren Aufenthalt.

Am 12. Oktober hielt Barth seine Abschiedspredigt in Stammheim. „Wie aus Glauben Glauben wird." Der neuernannte Pfarrer Deckinger wurde in die Committee für Stammheim gewählt. Indessen war auch Bulach vacant geworden, und das gab Barth eine Gelegenheit, dort zu predigen. So machte er sich am 26. Oktober mit Weitbrecht zu Fuß auf den Weg dorthin. „Die Kälte war empfindlich und erschwerte mir das Athmen so, daß ich schon am Fuß der Staige ganz erschöpft ankam. Hinauf vollends glaubte ich es nicht durchbringen zu können. Auf jeder „Wasserfalle" mußte ich hinstehen und nach Luft schnappen. Endlich halb 9 Uhr kamen wir im Pfarrhaus an." — Außer der Predigt war noch Kommunion mit 220 Personen, die er dem Amtsverweser nicht allein lassen wollte. Vorher

hatte er nichts genommen, nachher nahm er nur ein Glas Wein und etwas Brod und gieng dann nach Calw zurück, wo er todmüde ankam. „Im Winter, das sehe ich nun wohl, darf ich keine Strapaze mehr wagen. Ich werde mich nun ganz in mein Schneckenhaus zurückziehen und den Deckel darüber ziehen; wenn aber der Heiner kommt und anklopft, so komm ich ’raus." Im Uebrigen war er froh, daß die Besuchszeit hinter ihm lag, und „bei 10° R." fühlte er sich sicher.

Mitte November kam es an die längst beabsichtigte neue Inventur des Verlagsvereins. Das Resultat hätte er nach beendigter Arbeit gerne persönlich seinem Gläubiger Zeller in Nagold mitgetheilt, und ihm zugleich zum Geburtstag gratulirt. Beides mußte er aber schriftlich abmachen, da er Besuche bekam. Es sollte von jetzt an das Büchergeschäft mehr in kaufmännischer Form geführt werden, um jederzeit eine Uebersicht über den ganzen Stand zu ermöglichen. Barth theilt Zeller den Stand vom 11. November 1856 in Zahlen mit und fährt dann fort: „Du siehst daraus, daß wir nicht gerade Lumpen sind und dein Kapital hinlänglich sicher steht. Nur das Betriebskapital, das erforderlich wäre, um bei Zahlungen, die oft Tausende auf einmal betragen, nicht in Verlegenheit zu kommen, haben wir nicht; und so kommt's, daß ich, der Kassier, manchmal sehr „stecke", doch bin ich noch nie stecken geblieben, der Herr hat uns allemal wieder herausgeholfen."

Der Glaubensgeist, der sich hier ausspricht, begleitete unsern Freund bis ins Alter, auch unter der Schwachheit des Leibes, die ihm doch oft recht fühlbar wurde. Man fühlte dabei häufiger als früher eine Weichheit an ihm, die man von dem resoluten Manne nicht erwartet hätte. Diese stellte sich besonders dann heraus, wenn er bald da= bald

dorther die Kunde von dem Heimgang eines seiner Jugendfreunde hörte. Als Ende Oktobers der liebe anspruchslose Pfarrer Bunz in Grunbach starb, versetzte er sich im Geiste in die Zeit, da er mit ihm in Dornhan aufzog und zum Jubelfest in Königsfeld reiste: „Er war wie ein Stück von meiner Familie; aber sie gehen Alle fort." Noch näher gieng ihm der unvermuthete Heimgang des innig frommen Pf. Baumann in Kemnath: „Er war eine zarte Sensitive, die sich eigentlich nur Einem ganz vertraulich aufgeschlossen hat, dem Herrn selbst, mit dem er in unverrücktem Gebetsumgang stand. Es hat auch Jesus in ihm eine Gestalt gewonnen. Unter seinen lebenden Freunden ist wohl keiner, der ihn länger gekannt hat als ich, da ich mit ihm als nahem Verwandten schon vor 50 Jahren Verkehr hatte, und das Haus seiner Großmutter und seiner Eltern mir eine liebe Heimat war." Eine Wehmuth übernahm ihn, wenn er im Kreise seiner alten Brüder umherblickte, deren einige deutliche Spuren von Hinfälligkeit zeigten. Er schreibt an sie, 15. Dezember: „Wir können es uns nicht mehr verbergen, daß es bergab geht und die Meisten von uns fühlen, daß ihre Hütte anfängt baufällig zu werden. Ich gehöre auch zu diesen. Die Jünglingsfrische und die Manneskraft sind dahin; die Arbeit wird mir sauer und ich bringe nicht mehr zu Stande, was vorher. Alles Flicken an meinem kränklichen Leibe hilft ihm nicht mehr zurecht, denn ein Rock, der durch langes Tragen fadenscheinig geworden ist, läßt sich nicht mehr neu machen. Meine Umstände sind seit meinem letzten Brief um nichts leichter geworden; dann und wann wiederholen sich auch Schwindelanfälle, daß ich auf einmal umsinke, wenn ich mich nicht an etwas Festem halten kann."

Je leidender er wurde, desto zarter war sein Mitgefühl

gegen andere Leidende, besonders auch in seinen Briefen. Eines seiner Pathenkinder beschreibt die rührende, väterliche Treue, die er an ihr und anderen Pathen bewies, und sagt: „Oft und viel hatte ich ihn auf's dringendste gebeten, mir nicht zu schreiben angesichts seiner Arbeitslast und der Leiden seiner letzten Jahre. (Ach ich war ja froh und dankbar, daß ich ihm nur schreiben durfte, und hätte es ihm nicht verdacht, wenn er mir dieß versagt hätte.) Seine Liebe konnte es aber nicht lassen, wenn er auch die Anstrengung dabei lange hernach spürte. „Sei nur ruhig, mein liebes Kind, ich schreibe dir keinen Brief," so konnte er beginnen, und dann doch noch ein gemüthliches Wort um das andere auf das Blättchen setzen, das einem dann freilich unbezahlbar theuer war."

Uebereinstimmend damit spricht sich H. Zeller über den Entschlafenen aus: „Wer will es sagen oder beschreiben, was ein Blick, ein Wort, Gruß oder Abschied, ja eine zärtliche Neckerei dieses Bruderherzens einschloß und ausdrückte, gegenüber seinen näheren Freunden? Er liebte sie von ganzem Herzen und von ganzem Gemüth. Das Wunderbare in seinem Wesen war, daß seine zärtliche Liebe ferne war von aller Sentimentalität. Wie dieses ein besonderer Zug in seinen Jugendschriften ist, wenn er auch mit Kindern redete und ihnen in freier oder gebundener Sprache lieblich duftende Blumensträuße darbot, so war auch im Umgang seine innigste Herzlichkeit frei von allem Sentimentalen. — Dagegen verstand er eine andere Redekunst vortrefflich, wie sie Paulus in einem anderen Sinne empfiehlt: Eure Rede sei allezeit lieblich und mit Salz gewürzet! Wohl konnte derjenige, der Barths ganzes Wesen noch nicht kannte, dieses Redesalz manchmal für beißend halten, aber seine vorherrschende Natur war würzend. Waren jedoch einige Grane

der schärferen Species unversehens in Auflösung gekommen, so war es Barth selbst, der solches alsbald erkannte und gut zu machen oder zu mildern suchte. War solches in einem Briefe geschehen, so durfte der Empfänger gewärtig sein, bald, oft umgehend, ein Honigbrieflein zu erhalten. Wie es seine besondere Kunstgabe war, in Kraft seines scharfen Durchblicks mit kurzen, treffenden Worten bei Fragen und Ansichten den Nagel auf den Kopf zu treffen, also verstand er es auch, ernsthafte Worte mit humoristischer Wendung zu versüßen.

„Mitten im Gedränge von Arbeiten, welche seine ganze Zeit und Kraft in Anspruch nahmen, wechselte er doch mit mehreren seiner näherstehenden Freunde wöchentlich mehrere Briefe. War in den Familien dieser Korrespondenten Leiden eingekehrt, so folgten diese Lebens- und Liebeszeichen oft wochenlang Tag für Tag. Seine Theilnahmsbezeugungen und Tröstungen waren kurz und markig; sie nahmen sich meist ähnlich aus wie eine Predigt-Disposition in Thema und Theilen, die durch klare Anzeige des Inhalts die Ausführung nicht vermissen läßt, dabei aber um so einschlagender und behältlicher ist. — Mit diesen Freunden, die ihm gleichsam die Hausfamilie ersetzten, blieb er auch auf seinen Reisen in lebhafter Verbindung. Mehrere Male in der Woche sandte er ihnen zur Circulation Briefe in Tagbuchform über seine Erlebnisse und Geschäfte an den Aufenthaltsorten“.

* * *

Den Dezember brachte Barth in stiller, ungestörter Arbeit zu, hatte kaum einen Besuch, und bekam auch auffallend wenig Briefe. Am 24. Dezember schreibt er: „Ich habe bis jetzt alle Aussicht dazu, sämmtliche Reste vollends aufzuräumen. Die letzten sieben Postwägen haben nur einen

Brief gebracht.“ Am 29.: „Die schöne Festruhe ist ungestört vorübergegangen und hat mir sehr wohl gethan. Jetzt geht's wieder mit Ernst an die Arbeit bis Ostern, wenn's so lange hebt.“

1857.

Am 2. Januar 1857 starb zu Kirchheim Herzogin Henriette von Württemberg im 77sten Jahre. Wer einmal mit dieser Fürstin in Berührung kam, der konnte den Eindruck ihrer Persönlichkeit nicht vergessen. Eine Fülle von vorzüglichen Eigenschaften des Geistes und des Herzens vereinigte sich in ihr und hätte sie in jeder Stellung des Lebens ausgezeichnet, sprach aber um so mehr an, weil sie bei ihrem hohen Stande so demüthig war, daß man jenen oft fast vergaß. „Sie war eine Perle des Königshauses, eine Mutter der Armen und Nothleidenden, eine vielthätige Helferin in allen Werken zur Ehre Gottes und eine demüthige und lebendig glaubige Jüngerin Jesu Christi.“ Im Ausland geboren, war sie doch im Laufe eines halben Jahrhunderts völlig im Vaterland eingelebt und ein hervorragendes Glied im Kreise der Glaubigen Württembergs geworden. Der Umgang mit Kindern Gottes war ihr Bedürfniß; dabei galt ihr kein Standesunterschied. Sie erbaute sich auch mit Leuten aus dem Volke ebensowohl wie mit Gebildeten. Besonders erfreut war sie bei ihrem warmen Interesse für den Gang des Reiches Gottes, immer wieder neue Werkzeuge des Herrn vom In- und Ausland kennen zu lernen. Man fühlte bei ihr die Gemeinschaft in dem Herrn. Da war entfernt keine gesuchte Geistlichkeit, sondern eine ungezwungene Freundlichkeit, und bei allem Ernste

solche Heiterkeit, daß man sich im Geiste gehoben und zum offenen Aussprechen seiner Gedanken veranlaßt sah. Ja, man mußte sich zurückhalten, um die durch den Standesunterschied gezogene Schranke nicht zu überschreiten. Auf Barth hielt sie besonders viel. Ungeachtet sie sich in ihren Herzens- und Gewissensangelegenheiten, der Kirche von Herzen getreu, an ihren ordentlichen Seelsorger wendete, wie aus Grundsatz, so aus vollem Vertrauen, so gab es doch, auch außer solchen Dingen des Reiches Gottes, in denen sie Barth am besten zu orientiren vermochte, noch manches Anliegen, worüber sie seine Ansicht, sein Urtheil, seinen Zuspruch wünschte. Wohl bekannt damit, wie viel Barths Wort zu jener Zeit in den christlichen Kreisen galt, gab sie ihm in ihrer humoristischen Weise neckend oft den Titel „Papst", als wollte sie ihn an das Gefährliche seiner Stellung erinnern. Was sie ihm anvertraute, das war bei ihm wohl bewahrt; er trug's vor Gott auf dem Herzen und schwieg. Denn er war überhaupt frei von der Eitelkeit, davon viel zu sprechen, was hohe Personen, mit denen ihn sein Beruf manchmal zusammenführte, mit ihm geredet. Daß er aber bei dem Heimgang der Herzogin tief mitfühlte, brauchen wir nicht erst zu sagen. Derjenige unter seinen Brüdern, welcher diesen Schmerz am innigsten theilte, war der liebe Conrad Welz, welcher der Herzogin seit Jahrzehenten ebenso nahe gestanden war, und damals hoffnungslos krank lag, aber in der heftigsten Athemnoth in seiner ausgebreiteten Fürbitte und Theilnahme an allerlei Nöthen der Brüder und Schwestern den zartesten Antheil nahm. Barth schrieb am 10. Januar d. J.: „Ich bin täglich gefaßt zu hören, ein Windlein durch den Thürspalt habe das matte Lämpchen vollends ausgeblasen." Aber der Herr hielt dieses Todeslüftchen noch einige Monate auf. Erst am

2. April entschlief Weiz. Barth, der seit 37 Jahren in der herzlichsten Liebe mit ihm verbunden war, schrieb an die Wittwe: „Wir werden es beide nicht mehr zu lange machen, bis wir auch hintendrein kommen. Es thut mir doch auch wohl, mir den armen Mann nicht mehr so schwer schnaufend denken zu müssen, sondern volle Züge aus der balsamischen Luft des Paradieses einathmend. Deine Passionswoche wird dir auch vorübergehen wie dem Vollendeten, und es wird ein fröhlicher Ostertag folgen."

Die Wittwe Handel konnte er auf ihren Geburtstag mit dem ausgezeichnet getroffenen Bilde ihres Mannes überraschen, das er lithographirt hatte ausführen lassen, und in dem sich die gottergebene Fassung des Glaubensmannes sprechend ausdrückt. In den Versen, mit denen er das Bild begleitete, wies er sie hin auf die Huld des guten Herrn, die sie bis dahin in ihrem Wittwenstande genossen, auf die Erfüllung Seiner Verheißung, den Wittwen gegeben, und auf den Trost von Oben, den Er ihr bisher gewährt, und fuhr dann fort:

Auch dieses Bild kann dir's bezeugen:
Der Herr ist treu bis an das End;
Der Theure hats mit tiefem Beugen
Bekannt: „So lang das Lichtlein brennt,
So lange brennt auch Seine Sonne,
Die Liebessonne uns aufs Herz,
Bis sie zur ew'gen Himmelswonne
Uns heimruft aus dem Erdenschmerz."
Er, der so lange dich getragen,
Er trägt auch ferner bis zum Ziel,
Und schenkt dir in den Trauertagen,
Des Trostes und der Freuden viel,
Bis, der dir nun vorangegangen,
Wenn einst dein letztes Glöcklein klingt,

Mit jugendlich verklärten Wangen
Aufs Neue liebend Dich umschlingt.

Um jene Zeit beschäftigten sich manche Brüder in Stuttgart und anderwärts mit dem Bedürfniß einer Pflege der Gemeinschaften im Lande und versuchten die ersten Schritte dazu. Der Anlaß war zunächst der, daß manche Gemeinschaften sichtbar abnahmen und großentheils nicht gehörig unter einander verbunden waren; dazu kam das Auftreten der sogenannten „Jerusalemsfreunde," durch welche viel Zwiespalt angerichtet wurde. Obgleich Barth mit uns über die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Sache als alter Gemeinschaftsmann vollkommen einverstanden war, so sah er sich doch nicht in der Lage, an diesen Bestrebungen thätigen Antheil zu nehmen, weil seine Zeit und Kraft hinlänglich in Anspruch genommen war. Was die von Ch. Hoffmann vertretene Jerusalemssache betrifft, so war er mit uns dafür, dieselbe nur stillschweigend von den Gemeinschaften ferne zu halten, ohne ausdrückliche Polemik gegen die schwärmerischen Ideen und Plane, die in der „süddeutschen Warte" zu Tage kamen. Er fürchtete dadurch die brüderliche Liebe zu verletzen, die er nach seiner weitherzigen Gesinnung auch den Irrenden erhalten wissen wollte. Wenn er daher auch den hochfahrenden und feindseligen Ton, mit dem die „Warte" alle Andersdenkenden und hauptsächlich die entarteten Gemeinschaften und ihre „blinden Blindenleiter" verdammte, tief beklagte, so hielt er es doch nicht für recht, das Lesen der „Warte" den Brüdern zu verbieten. Als daher im März Ch. Hoffmann und Ch. Paulus auf dem Wege zu einer Conferenz ihrer Anhänger in dem Schwarzwaldorte Neuweiler durch Calw kamen, und einen Besuch bei ihm zu machen wünschten, nahm er sie freundlich auf und behielt sie zum Nachtessen. „Es war mir unsäglich Angst auf diesen Besuch, weil ich nicht

gern streite. Ich betete daher ernstlich um Frieden, empfieng sie in aller Freundlichkeit und Liebe und setzte es mit Gottes Hilfe durch, daß in den zwei Stunden von 8—10 Uhr durchaus keine Controverse sich erheben durfte, worauf sie es übrigens auch nicht anzutragen schienen. Wir sprachen hauptsächlich vom neuen Jerusalem, wozu Offb. 21 in meiner Hausordnung (Abendandacht) Anlaß gab, tranken Wein vom alten Jerusalem; auch Kirschhardthof und Anderes kam zur Sprache, aber immer nur in friedlichem Sinn.“ Auf ihrem Rückweg bewog sie Barth sogar zum Uebernachten, ohne daß es Disput gegeben hätte. Als ihm darüber ein Bruder die Frage vorlegte, ob es nicht besser gewesen wäre, ihnen die Wahrheit zu sagen, weil sie ihnen doch niemand sage als die Brüder, so antwortete er: „die Wahrheit hat man ihnen oft gesagt, aber die Liebe vielleicht sie nicht genug fühlen lassen. In Zeit von 2 Stunden die Frage gründlich erörtern, war ja nicht möglich; so hielt ichs für besser, statt des Lichts, das sie doch verschmäht hätten, ihnen etliche brennende Kohlen aufs Haupt zu legen. Habe ich gefehlt, so that ichs wenigstens in guter Meinung.“ In der Sache war B. seiner Meinung völlig gewiß, und warnte vor dem Disputiren mit den Kirschenhardthöfern, weil ihre Sache „keinen bessern Gehilfen habe als die Ignoranz, und keinen gefährlicheren Feind als das Ignoriren.“

Barth litt zu jener Zeit an einer Kraftlosigkeit, die ohne besondere Krankheitsumstände darin sich kundgab, daß er mehr als früher zwischen das Arbeiten hinein ausruhen mußte. Er gieng daher schon längere Zeit damit um, über Ostern nach Königsfeld zu gehen, wo er eine völlige Ruhe zu finden hoffte. Schon war mit Zeller, der mitreisen wollte, die nöthige Abrede getroffen und Alles bestellt, aber am Palmsonntag stellten sich solche rheumatische Leiden ein, daß Barth

statt der schönen Reise seine „Passionswoche“ in besonderem Sinne zu Hause bekam. Er konnte nicht arbeiten, nicht schlafen und nicht schlucken, und war sehr geplagt. Erst nach 8 Tagen fieng es an, wieder besser zu gehen. Er las über die Feiertage Lavaters Leben von Geßner und meinte, gegen L. sei er auch in seiner besten Zeit „ein Tagdieb und Faulpelz“ gewesen. Ein Besuch von seinen zwei naturforschenden Freunden, welche Kisten auspackten, that ihm wohl, aber er durfte das Zimmer noch nicht verlassen, und war froh, als er nur wieder an die aufgehäufte Arbeit gehen konnte. Am 26. April wagte er sich nach Stammheim und predigte am Abendmahlstag der Neukonfirmirten über das Evangelium vom guten Hirten. „Die armen Kinder (worunter 17 Anstaltskinder) dauerten mich so, daß ich nur mit der größten Mühe das laute Weinen unterdrücken konnte, die ganze Kommunion hindurch.“ Er kam ohne Schaden davon; aber in Folge einer Erkältung kehrten die Unterleibsschmerzen nach einigen Tagen wieder, doch nur vorübergehend. Das war gut, denn am 1. Mai hatte er das Missionsfest in Calw, zu dem Dr. Ostertag und ich bestellt waren. Von da fuhr er mit uns nach Stuttgart, um am Sonntag bei mir in Fellbach zu predigen, und Nachmittags beim Missionsfest in Untertürkheim zu sprechen. Am Montag machte er sich auf den Weg nach München, um einige Tage bei Schubert zuzubringen. Zur Genesung von seinem rheumatischen Halsleiden war freilich Altbaierns rauhe Hochfläche nicht der geeignetste Ort. Außer den Abenden im Kreis der Freunde, einer Audienz bei der Königin von Baiern, die sich über die Mission befragte, einem Besuch auf der Akademie, wo er den alten Thiersch und Liebig näher kennen lernte, war das ansprechendste von seinen Münchner Erlebnissen dießmal das Jahresfest der evang. Rettungsanstalt in Feldkirchen, dem

er anwohnte, und zu dem auch die Königin mit Gefolge erschien. Barth erzählte in dem Betsaal der Anstalt, wo die Feier in ganz familiärer Weise vor sich gieng, einige Geschichten, und wurde nachher zur Königin gerufen, die sich in ein besonderes Zimmer zurückgezogen hatte, und in Gesellschaft der hohen Herren und Damen, die von München gekommen waren, den Thee trank. Auf der Rückfahrt erreichte er mit seiner Droschke die königliche Equipage wieder, die an der Straße hielt, während die Königin und ihre Damen sich auf den Wiesen ergiengen und Gentianen sammelten. — Am folgenden Tag fuhr er nach Stuttgart zurück, begleitet von Pf. Arnold in Dinkelsbühl, der die ganze Zeit zugleich mit ihm in München gewesen war. In Stuttgart wohnte er dann noch der Brüder- und Predigerkonferenz bei, ehe er nach Calw zurückkehrte.

In der Predigerkonferenz war die Alliansache zur Sprache gekommen, weil im September in Berlin eine Allianzversammlung sollte gehalten werden. Durch die heftigen Aeußerungen gegen die Sache, welche dabei, allerdings ohne viel Anklang in der Versammlung zu finden, von einem der nächststehenden Brüder gemacht wurden, hatte sich Barth zu einer etwas bitteren Entgegnung hinreißen lassen, für die er nachher den l. Bruder um Verzeihung bat. Aber die Sache ließ er nicht verdächtigen. „Daß einzelne Baptisten die Gelegenheit gern benützen möchten, um sich in Deutschland mehr Raum zu schaffen, wird nicht geleugnet, aber das darf man ihnen auf ihrem Standpunkt nicht übel nehmen, so wenig als man aus der Schrift beweisen kann, daß die Form einer Staatskirche die einzig angemessene sei. Wir sollten uns nachdrücklich dabei betheiligen, um jeden ungebührlichen Versuch, etwas Einseitiges und Gemeinschädliches zu octroyiren, alsbald mit voller Entschiedenheit zurückzuweisen."

„Von der Erholungsreise nach München bin ich ohne Profit für meine Gesundheit zurückgekommen. Die Schmerzen im Unterleib stellen sich eher häufiger als vorher ein, und die Arbeit geschieht mir immer noch gleich sauer. Der Arzt will mich nach Karlsbad schicken, aber dieser Rath ist leichter zu geben als auszuführen, da Niemand in meine Arbeit eintreten kann, und in 4—5 Wochen die Rückstände so anwachsen, daß ich nachher durch verdoppelte Thätigkeit den Gewinn der Kur wieder aufbrauchen würde. Ich warte daher auf weitere Winke vom Herrn."

Nur zwei Tage nach seiner Zurückkunft starb der alte Dekan Fischer, mit dem er die Stammheimer Anstalt gegründet hatte. Wenige Wochen vorher war auch der treue Freund und thätige Helfer in der Noth, Fritz Legrand im Steinthal, der die Stammheimer Anstalt (wie den Verlagsverein) mit außerordentlicher Freigebigkeit unterstützt hatte, nach langem Krankenlager im 71. Lebensjahr zu seiner Ruhe eingegangen. So bedurfte die Anstalt nun nach dem Wegsterben der alten Freunde neuer Stützen; auch um einen neuen Hausvater handelte es sich wieder einmal. Indessen hatte Barth im Turnus mit den andern Committeemitgliedern regelmäßige Besuche in der Anstalt zu machen, womit er dann auch eine Einkehr bei der verwittweten Mutter Handel zu verbinden pflegte. Ende Mai fand das Jahresfest statt, bei dem Barth mit herzlicher Betrübniß constatirte, daß die Vermehrung der Rettungsanstalten in Württemberg seit 10 Jahren in einen Stillstand gerathen sei, der sich nur aus dem unglaubigen Gedanken erklären lasse, daß durch die Errichtung einer neuen Anstalt der benachbarten älteren eine Art Concurrenz erwachse. „Sind keine verwahrlosten Kinder mehr zu versorgen? Oder hat sich diese Wirksamkeit als eine durchaus unfruchtbare erwiesen? Das könnte man erst dann behaupten, wenn man in die Musterrollen des himmlischen

Waisenvaters hineingeschaut, oder Erlaubniß erhalten hätte, die Worte Jesu Math. 16, 26 auszustreichen. Weiß man nichts von der Erfahrung des Glaubens, daß in einer christlichen Familie jedes neue Kind einen Segen mit ins Haus bringt und die Eltern mit den Kindern essen?"

Vor der Abreise nach Basel hatte Barth noch schwere Arbeit mit der Revision des dritten Bandes der Dogmatik, bei dem er noch mehr als bei den früheren Theilen des Werkes darauf verzichten mußte, seine eigenen aus der Schrift gewonnenen Ansichten durchgängig ausgedrückt zu finden. Auch sonst war noch Manches wegzuräumen, doch war er soweit gekräftigt, daß er mit der Arbeit auf dem Laufenden geblieben war. Die Reise machte er mit Vietors und Frau Pfarrer Köllner. In Karlsruhe trafen sie mit Pfarrer Rink von Elberfeld zusammen, durch den Barth zu seiner Freude erfuhr, daß die durch den Abgang des l. Wallmann nach Berlin erledigte Stelle eines Missionsinspektors in Barmen nun durch Pfarrer Fabri, den Barth vorgeschlagen hatte, definitiv besetzt sei. Schmerzlich aber war es für ihn, als er am andern Tage in Basel vernahm, daß Inspektor Josenhans, der schon seit Monaten durch Kopfleiden zu Kurversuchen genöthigt gewesen war, den Festen nicht anwohnen dürfe. „Er fehlte mir freilich hier sehr und andere Leute auch, denn es war das erste Basler Fest, das ohne Inspektor gefeiert wurde. An lieben und interessanten Festgästen fehlte es aber nicht. Mein erster Gang war zu Spittler, der das neueste Ei des Fällleins vorlegte, nämlich den Plan, von Jerusalem bis Abessinien eine Reihe von Handelsstationen zu veranlassen, welche den dorthin reisenden Missionaren behilflich sein könnten." — Die Stelle des Inspektors bei der Generalkonferenz vertrat Dr. Ostertag; den Jahresbericht hatte Pfarrer Geß erstattet. Barth redete bei der Ein-

segnung über 5 Mose, 20, 1 ff.: „Die heute gesprochenen Worte gehen alle nach einer Melodie: Fürchte dich nicht, du kleine Heerde! Das muß wohl seinen Grund haben. Zum Fürchten haben wir zwar ein Herz, aber kein Recht, so wenig als zum Sündigen. Ihr werdet denken: hier ist gut reden, aber draußen! Doch gerade für den Krieg, nicht für solche Feste gilt unsre Ermahnung. Wenn wir Christi Leben in uns haben, dann tragen wir mit uns empor Alles, was schwer ist und uns niederdrücken will. Nur was in uns ist, ist gefährlich, die Macht der Sünde. Wir sind berufen zum Kampf mit unsichtbaren Feinden; wenn die Missionare von diesen geschlagen werden, so fällt die Schuld auch theilweise auf uns. Man soll den unsichtbaren Hintergrund der Geschichte, die Mächte aus dem Abgrund nicht vergessen. Gegen die unsichtbaren Feinde unseres Werks laßt uns kämpfen durch ernstliches, anhaltendes Gebet, bis Christus kommt zum vollendeten Sieg über das Reich der Finsterniß." — Freitags gieng man hinaus nach Beuggen, wo Vater Zeller, so frisch wie immer, seinen Jahresbericht vortrug. — Am Samstag Abend hatte Barth einer Konferenz mit den afrikanischen Brüdern anzuwohnen, bei der namentlich die schwierige Frage besprochen wurde, ob es zweckmäßig sei, junge Eingeborene aus den Heidenländern zu ihrer Ausbildung nach Deutschland zu bringen. „Es kamen viele Bedenklichkeiten zum Vorschein, und das Resultat war, nur durch sorgfältige Bewachung, namentlich gegenüber von dem wohlmeinenden aber unverständigen christlichen Publikum werden sich die nachtheiligen Einwirkungen der Bewunderung, Schmeichelei und Verhätschelung verhüten lassen." Sodann wurde Verabredung darüber getroffen, wie Barth's Circulare an die indischen Missionare künftig auch den afrikanischen Brüdern könnten verschafft werden. Gern nahm er das freundliche

Anerbieten der Bremer Freunde an, dieselben vervielfältigen und nach Afrika versenden zu lassen.

Bei seiner Zurückkunft fand Barth in Calw seine Nagolder Freunde, die ihn zu einer Kur nach Karlsbad mitnehmen wollten. Eine Erholung hätte er freilich wohl brauchen können, denn die Strapazen der Feste wirkten namentlich in Kopf- und Brustschmerzen nach; aber die Arbeit, die lange genug liegen geblieben war, erlaubte es nicht; sie wurde auch in den Sommermonaten noch oft durch Besuche unterbrochen. So waren einmal Dr. Hoffmann von Berlin, der eine Kur in Cannstatt gebrauchte, Inspektor Josenhans, Pf. Staudt, Fr. Chevalier, Pf. Mann und Pf. Haas zusammen bei ihm. Sie kamen, um seinen Geburtstag mit ihm zu feiern, Haas, um Abschied zu nehmen, ehe er seine Reise in die Ostseeprovinzen für die Basler Gesellschaft antrat. Am Tage vorher hatte er bei dem Missionsfest in Herrenberg zu reden, wo er ernstlich Protest einlegte gegen die Behauptungen, daß an jedem Groschen Missionsgeld, den man von Ungläubigen nehme, eine Macht des Unglaubens hange, die draußen auf dem Missionsfeld die Sache des Herrn verunreinige, ferner, daß „die Wortführer der Missionssache" die Theilnahme daran als verdienstlich darstellen, wie wenn Einer ein wahrer Christ wäre, „sobald das Geld im Kasten klinge."

Um jene Zeit wurde in Calw eine Vereinigung der bisher besonders gehaltenen Missionsblätterkasse mit der Kasse des Verlagsvereins vorgenommen, bei der die Hilfe des l. Widmann durch seine Gewandtheit in Rechnungssachen vornämlich erwünscht war. Bisher waren nämlich die Ausgaben, welche den Missionsblätterverein und den Verlagsverein gemeinschaftlich betrafen, auf beide Kassen repartirt, und die Ueberschüsse des ersteren waren dann, soweit sie

nicht nach Basel abgegeben wurden, zur Unterstützung des Verlagsvereins verwendet worden. Da nun der Verlagsverein statt des bisherigen Miethlokals ein eigenes Haus hatte kaufen müssen, in welchem die Wohnungen und Geschäftslokale vereinigt werden konnten, so wurden zur Vereinfachung des Geschäfts die beiden Vereine, deren Interessen schon bisher so innig ineinandergriffen, verschmolzen, dadurch aber der Verlagsverein in seiner neuen Gestalt der Wirksamkeit für die äußere Mission noch näher gerückt. Eine Vermehrung der Einnahmen wurde aber dadurch natürlich nicht erreicht und Barth mußte nach wie vor auf die Unterstützung der Sache durch Beiträge von Freunden rechnen, wie er es im Jahresbericht vom November 1856 ausdrückte: „So lange der Herr unsere Freunde willig macht, uns mit ihren Gaben unter die Arme zu greifen, können wir uns nicht dazu verstehen, unsere Ohren vor den Bitten der Missionare, die unsere Schriften (durch Uebersetzungen, die der Verein mit Beiträgen unterstützt) für ihren Gebrauch nutzbar machen möchten, zu verschließen, oder einen Weg, der sich zur weiteren Ausbreitung unseres Arbeitsgebiets vor uns aufthut, unbetreten zu lassen."

Während Zellers in Karlsbad waren, kamen Barths Stuttgarter Freunde auf den Gedanken, wie lieblich es wäre, und wie dienlich zu Barths Erholung, wenn er sie dort überraschte und den Schluß der Kur mit ihnen machte. In der Meinung, es seien hauptsächlich die pecuniären Hindernisse, welche Barth von einer solchen Kur abhalten, legten sie zum Reisegeld eine reichliche Summe zusammen und übersandten sie mir mit der Einladung, ihn zu begleiten und bei diesem Anlaß selbst eine Erholung zu machen, der ich allerdings bedürftig war. Ich redete ihm also zu und bot mich zu seinem Begleiter an, aber er gieng nicht darauf ein. „Ich habe

mich lange besonnen und weiß recht gut, was ich zu thun habe. Ohne innere Erlaubniß gehe ich nicht, und die habe ich nicht. Es ist mir jetzt ganz unmöglich, abzukommen, und so lange ich noch ein wenig Kraft zur Arbeit habe, muß ich sie fortsetzen, Andere mögen darüber urtheilen, wie sie wollen. Ich muß eben mit meinem eigenen Gewissen hausen. Der alte Flattich hat gesagt: Für sich hat man den Glauben, für Andere den Verstand." So machte er es wirklich, denn seinen Verstand brauchte er für mich, wenn er mir einige Tage nachher schrieb: „Ich glaube nicht, daß dir die Reise nach Tempelhof eine große Erholung bringen wird. Das ist für deine Wiederherstellung verlorene Zeit." Während ich nun, von jenen Freunden unterstützt, mich in der Schweiz und auf dem Rigi erholte, trat er seine gewöhnliche Tour zu einer Reihe von Festen im Glauben wieder an. Nachdem er in dem nahen Zwerenberg seinen Mann gestellt, fuhr er zum badischen Landesmissionsfest nach Kehl, wo er unter vielen Freunden auch Br. Deimler aus Ostafrika traf und Hinderer aus Westafrika mit seiner neuvermählten Gattin, einer Engländerin der liebenswürdigsten Art, die hernach als ächte Missionsfrau viele Proben bestehen sollte. Beim Feste in Stuttgart wurden die beiden nach Mangalur bestimmten Kandidaten der Theologie, Hauff und Finkh von Prälat Kapff ordinirt, wobei Barth als Zeuge mitwirkte.

Er entschloß sich auch im Glauben nach Berlin zu gehen, wo die Allianzversammlung bevorstand. „Es ist mir ein wenig bange auf die Strapazen dieser Reise, aber ich hoffe auf die Hilfe des Herrn." Er bedurfte derselben um so mehr, als auf die Berliner Versammlung der Stuttgarter Kirchentag mit seinen Anstrengungen folgen sollte. Aber er dachte nicht an sich selbst; die Sache des Herrn, die Noth der Christen und der Heiden und damals besonders die Noth

der Brüder in Indien, die von der Revolution umgeben und bedroht oder gar schon hingerafft waren, lag ihm auf der Seele. Zwei Tage vor seiner Abreise nach Berlin schreibt er an die Missionare:

„Die Nachrichten aus Indien lauten sehr betrübt. Von unsern deutschen Brüdern ist zwar, so viel wir wissen, bis jetzt keiner zum Opfer geworden, aber von englischen und amerikanischen Missionaren sind bereits acht bis zehn umgekommen. Am 14. Juli waren die Brüder in Benares auf dem Sprung nach Kalkutta zu flüchten. Br. Stern in Gorakpur hat bis jetzt auf seinem Posten ausgehalten. Von Agra und Peschawer weiß ich nichts. Zu den Brüdern in Bengalen ist die Empörung noch nicht vorgedrungen, auch Madras und Bombay sind noch ruhig. Was aber noch geschehen wird, bis die Verstärkungen aus England eintreffen, wer kann das sagen? Der Herr hat die Worfschaufel in die Hand genommen und will Seine Tenne fegen. Er wird aber auch im Gericht die Barmherzigkeit nicht vergessen. — In politicis siehts wieder friedlicher aus, als vor vier Wochen; doch sind geheime Spannungen vorhanden, das läßt sich nicht verkennen. Im Sprüchwort heißts: parva sapientia regitur mundus. Von menschlicher Seite ist dem so; aber von Seiten Gottes muß man wohl sagen: magna. Jeder von uns kann das an sich selbst erfahren."

Nun giengs also nach Berlin. Das einzige, was er aus Rücksicht für seine Gesundheit sich erlaubte, war, daß er die Reise nicht in einer Tour machte, sondern sich Zeit dazu nahm und einen gemüthlichen Besuch in Herrnhut damit verband. Dort angekommen machte er den ersten Gang nach Berthelsdorf zu seinem vieljährigen Freunde und Mitarbeiter an den Jugendblättern,*) dem Bischof Wullschlägel, früher Vorsteher der Mission in Surinam, dem er herzlich zugethan war,

*) Er heißt dort „der Pflanzenjäger" und in seinen späteren Erzählungen „Seyfried, der ältere."

ohne ihn je zuvor mit Augen gesehen zu haben. Er wurde von ihm nach Herrnhut zurückbegleitet und gieng nun zu dem Prediger L. Reichel, der als Abgeordneter der Brüderunität der Allianzversammlung beiwohnen sollte. Am Abend war Singstunde, wo Barth so leicht wie irgend ein Brüdergemeindemitglied aus dem Gedächtniß mitsang, weil er mit dem Brüdergesangbuch, das er täglich zu seiner Erbauung benutzte, so wohl vertraut war, als Einer. Am Sonntag hörte er eine gute, kräftig vorgetragene Predigt von L. Reichel und machte dann seine Besuche. Am Dienstag fuhr er über Dresden nach Berlin, wo ihn sein trauter Bruder Dr. Hoffmann am Bahnhof abholte. Bei diesem logirte auch der Bruder desselben, Chr. Hoffmann, der in Berlin Theilnahme für seine Sache, als die „des Volkes Gottes" gewinnen wollte, auch eine Audienz bei dem Könige hatte, aber in Berlin, wie nachher in Stuttgart beim Kirchentag, seinen Zweck nicht erreichte.

Die erste Versammlung, welcher Barth beiwohnte, war eine Jahresfeier der Traktatgesellschaft. Hier trat er mit großem Freimuth auf und hielt den Berlinern eine Strafpredigt, daß ihr Verein 40 Jahre nach seiner Gründung immer noch eben so viele Traktate jährlich verbreite, wie im ersten Jahr.

„Ich hätte mich dazu nicht berechtigt und berufen geglaubt; aber da der vorangehende Jahresbericht so viel Aufhebens davon machte, wie die Sache in vierzig Jahren gewachsen sei und einfach die Zahl des ersten Jahres mit der Gesammtsumme von allen vierzig Jahren kontrastiren ließ, so glaubte ich diesen täuschenden Schein durch gehörige Schlagschatten reguliren zu müssen, fand auch allseitige Zustimmung."

Am folgenden Morgen hatte Barth die erste Versammlung der Allianz als Präsident zu eröffnen, mit Verlesung

stedt. Die freudige Ueberraschung machte schnell allen Schmerzen ein Ende.

Auf dem Rückweg machte Barth in Hannover, wo Vietors mit ihm zusammentrafen, eine kurze Rast und fuhr dann, überall auf Kirchentagsgäste stoßend, der Heimat zu. Ehe er den neuen Anstrengungen des Kirchentags sich unterziehen konnte, mußte er in Calw etwas ausruhen und führte seine Gäste auch nach Stammheim, wo er „zur Erholung" predigte. Am Montag fuhr er dann mit ihnen nach Stuttgart, wo ihn schwere Arbeit erwartete. Nachdem er noch Abends einer Specialkonferenz von Freunden Israels zu präsidiren gehabt hatte, mußte er gleich am andern Tage, fast unvorbereitet das Correferat zu dem von Dr. Hoffmann ausgearbeiteten Referat über die Heidenmission, vom Standpunkt der heimatlichen Kirche betrachtet, übernehmen. Während Hoffmann die Verschiedenheit der Missionsgesellschaften nicht als einen Schaden für die Mission unter den Heiden ansehen wollte, weil dort nicht diese oder jene Kirche zu pflanzen sei, sondern die Urkirche, so antwortete Barth darauf, wenn ein Missionar sich weigere, mit einem Missionar anderer Konfession zum Abendmahl zu gehen, wenn der eine gegen die Kaste eifere, der andere sie dulde u. s. w., so sei das nicht Urkirche, sondern Schaden für die Mission. Hierauf fuhr er, als wenn er theilweise gegen sich selbst polemisiren wollte, so fort: „Es ist nicht genug, durch lebhafte Schilderungen und Anekdoten bei Missionsfesten wie durch galvanische Schläge die todte Masse zu lebensähnlichen Zuckungen zu erwecken, sondern das wirklich Lebendige zu wirksamer Arbeit zu vereinigen. Die Geistlichen sollen Häuflein wahrhaft Gläubiger besonders für die Mission interessiren und zu gemeinsamem Gebet auffordern." Barth wollte die Mission statt auf die Konfession, vielmehr auf die

lebendigen Glaubigen begründet wissen, fand aber bei den Norddeutschen, auch bei seinem lieben Pastor Sander lebhaften Widerspruch. — Am Donnerstag begann der Congreß für innere Mission, für den sich Barth, wie für die kirchlichen Fragen, die am Mittwoch verhandelt wurden, lebhaft interessirte, ohne sich jedoch an der Diskussion zu betheiligen.

Am 29. Sept. kehrte Barth an seinen Schreibtisch zurück und vergrub sich tief in die Arbeit, die vier Wochen lang liegen geblieben war. Er schreibt am 6. Okt.: „Die Strapazen der letzten vier Wochen habe ich mit Gottes Hilfe ohne Schaden durchgemacht und es ist mit meiner Gesundheit weder schlimmer noch besser geworden." Er machte damals einen Besuch in Nagold, von dem er Abends heimfuhr. Als sein Wagen langsam eine Anhöhe hinauffuhr, öffnete er, ohne halten zu lassen, den Schlag und stieg mit den Worten: „Ich komme gleich nach" aus dem Wagen heraus, leider aber unbemerkt von dem Kutscher. Er war schon oft so ausgestiegen, ohne etwas zu sagen, und der vertraute Kutscher hielt jedesmal zur rechten Zeit an. Dießmal aber fuhr er fort, weil er gar nichts gehört hatte; Barths und Anderer Rufen war hernach vergeblich. Da es bergan gieng, so kam Barth beim Nachlaufen bald außer Athem und gieng langsamer, indem er hoffte, der Kutscher werde bald merken, daß er leer habe. Bis Wildberg reichten seine Kräfte, aber durch die Stadt hindurch vermochte er sich kaum mehr zu schleppen; und vor der Stadt mußte er sich, um nicht zu ersticken, an einen Zaun lehnen, bis er wieder zu Athem kam. So schlich er, mit größter Anstrengung durch das vielgewundene Nagoldthal, mußte sich aber unterwegs ein paar Mal hinsetzen, um den Athem wieder ein wenig ruhen zu lassen. Dem Kutscher begegnete nahe bei der Stadt Barths getreuer Agent Weitbrecht, der

ihm entgegengegangen war. Es läßt sich denken, wie beide erschracken, als sie den Schlag öffneten und Niemand im Wagen war. Natürlich wurde sogleich umgekehrt, und beim obern Seizenthal trafen sie den Ermatteten. „Ich war mehr todt als lebendig, habe mich aber doch bald wieder so erholt, daß ich am Sonntag früh 5 Uhr nach Sindelfingen fahren, predigen und Nachmittags eine Rede halten konnte, ohne daß mir Jemand etwas anmerkte." Das war Barths Zartgefühl, daß er weder Theilnahmsbezeugungen für sich noch Vorwürfe über den Kutscher veranlassen wollte. Daß ihm aber eine solche Erschütterung übel bekam, ist begreiflich. Er schreibt acht Tage nachher: „Ich habs schon arg gehabt mit Arbeit, aber so arg noch nie, wie gegenwärtig, obgleich auch mein Athem noch nie so bewegt war, wie gegenwärtig." Es war nur gut, daß nun bei ihm die Winterstille begann. Den herzlichsten Antheil nahm er an der schweren Erkrankung der l. Mutter Zeller in Beuggen, für die wenig Hoffnung der Genesung mehr übrig war. „Die Nachricht von Beuggen thut mir weh, namentlich auch um des l. Vaters willen, dem der Verlust unerträglich sein wird. Der Herr helfe durch!"

Eine wahre Gottesgabe und besondere Wohlthat für den leidenden und mit Arbeit überladenen Mann war die gute Dosis von Humor und die heitere Gemüthslage, die ihm eigen war. Wer einen Blick hatte in die Unannehmlichkeiten und Plackereien, die es bei Barths schriftstellerischen Arbeiten und in seiner Stellung als Allerweltsrathgeber und -besorger fast täglich gab, der mußte es ihm von Herzen gönnen, daß er Manches mehr von der komischen Seite ansehen und z. B. mit einem treffenden Witzwort die Thorheit und Unausführbarkeit eines Ansinnens an ihn plötzlich ins Licht stellen konnte. Er machte mit einem Male fertig, womit

Mancher sich lange geplagt hätte. Ein andermal wußte er einem bedenklichen Bruder mit einem Schlagwort alle seine Scrupel zu benehmen und ihn zu raschem Entschlusse zu bringen. Doch mußte man ihn verstehen und für seine Scherze einen gewissen Sinn haben, und diesen hatte Niemand mehr, als sein geliebter Heinrich. Wir könnten hunderte von Stellen aus seinen Briefen anführen, in denen sein Witz sprudelte und worüber ein Anderer vielleicht empfindlich geworden wäre, aber Heinrich verstand ihn. Bei mir hieß es zuweilen: „Merktens zuerst nicht, merktens aber bald," wenn er hintennach den Schlüssel zu seinen Worten gab. Manchmal löste sich eine nichtverstandene Neckerei von ihm zuletzt so, daß man nicht nur alles Störende weggewischt sah, sondern mit Ueberraschung vielmehr einen neuen, freilich paradoxen Ausdruck seiner Liebe in dem fand, woran man sich zuerst gestoßen hatte.

Ueberraschungen in freundlicher Weise liebte er überhaupt und eine solche bereitete er dießmal seinem lieben Heinrich, als dieser seinen und Widmanns Geburtstag in Calw zubrachte. Er hatte von Maler Tiemann in Berlin ein schönes Transparent, die Anbetung der Hirten vorstellend, erhalten und ließ ihm nun vor diesem sein Geburtstagsgeschenk „einlegen." Die beiden fröhlichen Tage thaten Barth um so mehr wohl, weil er eben an der Grippe litt. In seinem Gedichte für Zeller ließ er nach einer rührenden Beschreibung seiner eigenen Schwachheit seinen Heinrich lange und hoch leben und fuhr dann fort:

Lange —, doch nicht länger, als der Meister will;
Wird die Hütte enger, o wie ists so still!
Hoch —, das heißt dort oben, wo er Bürger ist,
Hoch —, das heißt erhoben, selig zum Herrn Christ!

Dorthin streckt sich Alles, Aug' und Herz und Hand,
Seit des Sündenfalles Tilger auferstand.

Aufwärts zur Empore zieht es vom Parterre,
Und vom ew'gen Chore rufts: Mein Sohn komm' her!

Am dritten Adventssonntage fand in der Kirche zu Calw die Einsegnung zweier nach Afrika bestimmten Missionsbrüder Auer und Aldinger statt, wobei sich Barth besonders darüber freute, daß der neue Dekan Heberle ein kräftiges, schönes Zeugniß für die Mission ablegte.

Während des ganzen Monats Dezember war Barth von der Grippe geplagt, und wurde durch Husten und Schlaflosigkeit so schwach, daß er „oft nahe zum Weinen hatte." Auch der rasche Abschied des l. Bruder Rudolf Mann, Pfarrers in Hedelfingen, dem er, ohne daß dieser es so wußte, besonders zugethan war, that ihm wehe, und so gab es noch manche Todesbotschaft, die ihm die Gedanken an den eigenen Abschied näher rücken mußte, wie er sie in den obigen Versen ausgesprochen.

1858.

Welche Stunde auf seiner Lebensuhr geschlagen hatte, das mußte Barth beim Antritt dieses neuen Jahres deutlich erfahren. Nach der Ruhe des Neujahrstages nahm gleich der erste Arbeitstag seine Kräfte in solchem Grade mit, daß es ihm Abends war, „als wäre er in der Mitte entzwei gebrochen und nur nothdürftig wieder zusammengeleimt." Am ehesten gieng es noch mit dem Predigen; so übernahm er am Erscheinungsfest die Predigt und Missionsstunde in Stammheim. Aber auf dem Schreibtisch lagen noch Rückstände vom alten Jahr, die er nicht zu beseitigen vermocht hatte. „Sonst konnte ich mit Gewalt etwas durchsetzen; das geht nicht mehr." Aber er war entschlossen, fortzu-

machen, wenn er auch jetzt mit „halbem Dampf" fahren mußte. „So lange noch zwei Fasern zusammenhalten," hatte er gesagt in den Tagen seiner Kraft; und dieses Wort fieng er nun an einzulösen, zum Beweis, daß er es nicht ohne Bedacht oder nur darum ausgesprochen, weil er die Erfahrung einer bedeutenden Reduktion der Kräfte noch nicht gemacht hatte. Als er von der beabsichtigten Pensionirung eines Freundes hörte, äußerte er sich durchaus nicht einverstanden. „Bis daß du wieder zur Erde werdest, pflegte mein alter Schulmeister zu sagen."

Der finanzielle Stand des Verlagsvereins war gerade „gar nicht glänzend." Doch kam der erschöpften Kasse ein schöner Beitrag von 30 Pf. St. zu Statten, den sein Freund unter den Quäkern, Forster, ihm zusandte. „Er ist der einzige von meinen Contribuenten in England, der mir treu geblieben ist." Um auch bei seinen übrigen Freunden in England und Schottland die Bedürfnisse seines Vereins wieder in Erinnerung zu bringen, und thätige Theilnahme dafür zu gewinnen, hätte Barth ungeachtet seiner Kränklichkeit um der Sache willen gerne das Opfer gebracht, eine Reise dahin zu machen, wie er bisher alle vier Jahre gethan. Er wendete sich an mehrere seiner Freunde mit der Frage, ob sie bereit wären, ihn zu begleiten, aber es fand sich Niemand. Als z. B. ich mich bedenklich äußerte, antwortete Barth: „Ich weiß auch nicht, ob die Reise nach dem Urtheil Gottes nöthig ist, in diesem Fall würde ich ohne Weiteres gehen, auch allein. Nach meinem Urtheil sollte es geschehen; und den göttlichen Willen möchte ich eben daraus erkennen, ob er mir einen passenden Reisegefährten zuführt. Wenn du nicht im Glauben gehen kannst, so laß es lieber." So unterblieb die Sache und Barth schrieb später nach seinem Maiaufenthalt in München: „In München wurde mir's auf einem einzigen

Gang durch die Stadt klar, warum ich zur Reise nach London keinen Reisegefährten hatte finden sollen. Ich überzeugte mich, daß ich das Rennen durch die Straßen der großen Metropolis, wie ich es sonst trieb, und wie man es zuweilen treiben muß, nicht mehr aushalten könnte, so lange es mit meiner Kurzathmigkeit nicht besser wird."

Dieses Uebel hielt aber das ganze Jahr hindurch fast in gleicher Stärke an und verlor sich überhaupt während Barths irdischer Wallfahrtszeit nicht mehr. Wo Barth in seiner Enge und Bangigkeit allein Trost und Ruhe fand, und wie sein ganzes Wesen im Leidenstigel geläutert wurde, davon mögen einige Verse Zeugniß ablegen, die er der Mutter Handel zum 84. Geburtstag schickte. Da Barth sie am 28. Februar nicht selbst besuchen konnte, so verlegte er den Geburtstag auf den nächsten Sonntag, an dem er dann auch die Predigt in Stammheim hielt über das Thema: „Wie sich Kinder Gottes Trübsal und Trost für sich und Andere zu Nutzen machen." Von diesem Thema handelten auch die Verse:

So lang wir hier noch stehen im Land der kurzen Rast,
Und sehnlich aufwärts sehen zur Heimat für den Gast,
Zur Ruhe für den Pilger, zum Frieden nach dem Streit,
Hält uns der Sündentilger sein offnes Herz bereit.

Man hat wohl viel zu klagen, doch mehr zu danken noch;
Man zieht am schweren Wagen, doch in dem Liebesjoch;
Und was uns drückt, das reden wir ihm in's Herz hinein:
Einst wird im schönen Eden auch lange Ruhe sein.

Man wird wohl matt und müde, und möchte gerne fort;
Doch lernt man an dem Liede des Lammes hier und dort;
Man preist den großen König, deß Wege wunderbar,
Und kümmert sich dann wenig um das, was gestern war.

Wie bald ist doch verschwunden zu einem kleinen Punkt,
Was wir so schwer gefunden, was uns so tief getunkt!

Wie Himmel einst und Erde, so fliegt es uns vorbei,
Damit ein Neues werde, ja ewig schön und neu!

Wie werden wir frohlocken, wann wir die Sieger sehn
In jugendfrischen Locken vor Gottes Throne stehn,
Sie, die sich auch hienieden in Thränen oft gemüht,
Wann nun im ew'gen Frieden ihr Siegerkranz erblüht!

Und wann wir dürfen schauen den Freund, der uns geliebt,
Der auf den Kampfesauen im Dulden uns geübt;
Der hier nach tiefem Jammer sein sterbend Haupt geneigt,
Und dort die Freudenkammer als unsre Wohnung zeigt!

Drum sei nur unbekümmert, wie lang es auch noch währt,
Wenn's vor den Augen flimmert, wenn's dir am Herzen zehrt.
Es sind noch kurze Stunden, so ruft der Herr: „Komm heim!"
Dort wird dein Herz gesunden von lauter Honigseim.

Wie glücklich dürfen wir unsern seligen Freund preisen, daß er solchen Glaubensblick in die ewige Wahrheit hinein hatte, und daß er darum auch wirklich die Kunst verstand, „sich wenig zu kümmern um das, was gestern war." Denn da wir unsre Endlichkeit täglich so schmerzlich empfinden müssen, warum sollten wir den einzigen Vortheil, den sie für uns in sich schließt, nicht benützen, und unser gestriges Elend dem dahineilenden Strom der Vergessenheit mitgeben, statt es uns hintendrein noch immer wieder vor Augen zu stellen und uns dadurch nur muthloser zu machen? Das kann freilich nur der Glaube, der den Menschen selbstlos macht, daß er Alles vergißt, was dahinten ist, nicht nur die vergänglichen Lebensgüter, sondern auch die erfahrenen Leiden und Widerwärtigkeiten, die ja nach der Schrift auch zeitlich und leicht sind. Wem es ernst damit ist, sich nun einmal nicht kümmern zu wollen um das, was gestern war, der kann an Barth sehen, daß man das lernen kann.

Am Feiertag Mariä Verkündigung fand das Calwer Missionsfest statt. „Ich hatte den ganzen Tag mit den

Unterleibsschmerzen zu kämpfen und durfte ihnen nicht einmal nachgeben, noch mir etwas anmerken lassen." Er hatte aber bis Nachts 8 Uhr noch an vierzig Personen im Saal, und da war am andern Tage keine Kraft zur Arbeit vorhanden.

„Daß ich etwas Gründliches für meine Gesundheit thun sollte, sehe ich wohl ein, aber die Frage ist bei mir nicht das Daß, sondern das Was? Mein Arzt räth zu Karlsbad, ohne deßwegen auch versichern zu können, daß es ganz für mein Uebel passe. Soll ich nun auf's Gerathewohl eine Kur probiren, die mich sechs Wochen Zeit kostet, in welchen so viele Rückstände auflaufen, daß ich nachher durch Hinwegarbeiten derselben den etwaigen Gewinn wieder einbüßte? Ich hab's dem Herrn anheimgestellt. Uebrigens bin ich durch mein eigenes Leiden auch für die Leiden meiner Brüder empfindlicher geworden und habe vielleicht in den letzten Monaten auch in der Fürbitte für sie mehr Treue bewiesen, als je vorher."

Eine projektirte Erholungsreise mit Zellers über die Osterfeiertage nach Königsfeld kam auch heuer nicht zu Stande. Allein wollte Barth nicht gehen; Emilie Zeller aber war so bedeutend erkrankt, daß Heinrich für ihr Leben fürchtete. Barth dagegen hatte durch die ernstlichen Bitten, die er für das liebe Paar zu Gottes Thron sandte, die Zuversicht gewonnen, daß die Krankheit nicht zum Tode sei, und diese Gewißheit zum Voraus nachdrücklich ausgesprochen. Köstlich sind die Glaubensworte, die er Tag für Tag nach Nagold sendete. 2. März:

„Ich danke dir für das Bülletin, das freilich nicht sehr tröstlich lautet. Um so friedsamer wird die Frucht der Gerechtigkeit sein, die aus dieser Prüfung herauswächst, und um so herzlicher der Dank für die gewiß nicht ausbleibende Hilfe. Auf mein fortwährendes fürbittendes Andenken darfst du dich verlassen und noch mehr auf das unsres himmlischen Hohepriesters." 3. März: „Glaubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht. Ich sage

dir, im Glauben läßt sich nicht nur die Stärke, sondern auch die Schwäche überwinden. Gerne hätte ich mit Dr. Sch. gesprochen; indessen kommt freilich mehr dabei heraus, wenn ich mit dem Arzt Israels Konferenz halte, der nicht blos Rath weiß, sondern auch Hilfe, nicht blos Rezepte schreibt, sondern selber Arznei ist. Dem empfehle ich euch und euer Gläublein, wenn's ein solches geworden ist, zur Aufbesserung und Stärkung, im Uebrigen auf meiner Zuversicht beharrend." — 4. März: „Der Herr lasse euch nicht vergeblich buchstabiren, sondern die Lektion gründlich lernen." — 6. März: „Will euch der Herr noch länger zwischen Furcht und Hoffnung schweben lassen, weil's so besser für euch ist, und der innere Mensch dadurch um so gewisser aus dem Schwanken und Schweben herauskommt, so wird euch jedenfalls die jetzt gemachte Erfahrung eine liebliche Bürgschaft gegen alles künftige Verzagen gewähren."

Bald darauf trat rasche Besserung ein, wie Barth zum Voraus versichert hatte. Auf welche Weise er aber diese Gewißheit erhalten habe, wollte er auch nachher nicht sagen. Es kam je und je vor, daß er eine solche geheimnißvolle Versicherung aussprach, was seinen Tröstungen desto mehr Nachdruck gab.

Im Mai fand er nach halbjähriger, ununterbrochener Arbeit eine erwünschte Stille in München, wo er für Pipers Kalender einen Aufsatz über die evangelischen Salzburger schrieb und neben Schubert und anderen Freunden, die wir kennen, sich namentlich auch an dem theuren Manne Caspari, dem trefflichen Erzähler, erfreute, dessen Mittheilungen die Unterhaltung besonders belebten. Er machte daselbst die Festlieder für Stammheim und den Jahresbericht, den er nach seiner Rückkehr dort vortrug. In dem letzteren verglich er die Gefahren, die den guten Samen, der in die zarten Kinderherzen ausgestreut werde, noch lange hernach bedrohen, mit den gefährlichen Tagen oder kalten

Nächten, von denen die Gewächse des Feldes nach schönen Märztagen noch im April und Mai vernichtet werden können. Er wies aber auch auf die Beispiele hin, wo nach langen Jahren ein für verloren geachtetes Samenkorn noch schöne Früchte getragen.

„So schwankt der Blick auf unsere Kinder allezeit zwischen Furcht und Hoffnung; die eine kann beschämt, die andere getäuscht werden. Dann bleibt aber immer noch der Gehorsam übrig gegen den Befehl Gottes, Liebe und Erbarmung zu üben unter allen Umständen, und der bringt jedenfalls seine Frucht und seinen Lohn. Fragen wir nach diesem Gehorsam, so wird unser Jahresfest zu einem Bußtage rc.“

Am Schreibtisch hatte nun Barth wochenlang eine besondere Plage, indem seine rechte Hand den vollen Dienst nicht that. Er hatte sie in München in die Thür eingeklemmt und zuerst mit Hausmitteln falsch behandelt. Erst bei der Pflege durch einen Wundarzt folgte allmähliche Heilung, so daß er am 9. Juni fröhlich ausrufen konnte: „Seit gestern schreibt die freie Hand auf's Neue Briefe durch das Land.“ — Aber nun trat sein altes Leiden in nie erlebter Heftigkeit auf. Beim Herrenberger Missionsfeste (13. Juni) wurde er auf der Kanzel von so starken Unterleibsschmerzen befallen, daß er sich vollends kurz faßte und dann gleich die Kirche verlassen und sich in die Einsamkeit zurückziehen mußte, bis das Schlimmste vorüber war. Nun erkannte er die Nothwendigkeit, einen Arzt zu Rathe zu ziehen und wandte sich an Zeller in Winnenthal, der eine Kur in Mergentheim rieth. Barth ging auf diesen Rath ein, ließ sich aber nicht abhalten, vor der Kur zum Basler Fest zu gehen, doch mit dem Vorsatz, wenige Versammlungen zu besuchen, was sehr räthlich war. Im Reden hielt er sich aber darum doch nicht zurück.

Bei der „Begrüßung im Antistitium" erzählte er, wie er täglich an die Basler Bibelgesellschaft erinnert werde. Sein Vater habe nämlich seiner Zeit eine Basler Bibel gekauft, die er beim Morgen- und Abendsegen noch immer gebrauche, indem er sie seit vielen Jahren durch immer neue Umschläge im Stande halte. Er wünschte, daß alle Basler Bibeln so lange dauern und so viel Segen stiften möchten. Bei der Generalkonferenz überreichte er seinen Missionsbeitrag mit den Worten: „Ich bringe einige Fischlein, aber nicht, als ob der Herr ihrer bedürfte. Als die Jünger von dem Herrn die Weisung empfiengen, einen Zug zu thun, und nun die 153 großen Fische zu Lande brachten, hatte der Herr bereits Fische zurecht gelegt; er brauchte ihre Fische nicht, denn wir können dem Herrn nichts geben." Bei der Einsegnung erzählte Barth einen lebhaften Traum, den er im November gehabt: „Ich war in der Gesellschaft einiger Missionare. Mein Freund Reichardt erzählte einige merkwürdige Bekehrungsgeschichten von Israeliten; ein Anderer drückt sich bedenklich darüber aus. Da sagte ich: Wenn ich im kommenden Jahr zu den Mai-Meetings nach London komme, so werde ich in die Versammlung hineinrufen: „Um das Reich Gottes ist mir niemals bange!" Nun ist man zwar nicht verpflichtet, ein im Traum gegebenes Versprechen zu halten, aber weil ich nicht nach London gekommen bin, und es doch halten möchte, so will ich es heute thun." Und nun wies er in längerer Rede hin auf die Stürme des Unglaubens in der Christenheit, auf die Revolution in Indien, auf die Verwirrung, welche die halbchristliche Bewegung in China verbreitete, die befürchten ließ, daß eine falsche Kirche sich dieses Landes bemächtigen könnte, endlich auf die bevorstehenden politischen Welterschütterungen und fragte: „Wa-

rum sollten wir da nicht Ursache haben, für das Reich Gottes bange zu sein? Sollte man da nicht zittern bei seiner Arbeit, wenn man denkt, wie bald dieselbe zerstört sein kann? Und dennoch rufe ich hinein in die Versammlung: für das Reich Gottes ist mir niemals bange! Ach, es kann mir wohl bange sein für mich selber und für manche Mitchristen, aber es ist mir nicht bange für das Reich Gottes! Es wird noch blühender und herrlicher werden, als es je gewesen ist, wenn der Sturm sich gelegt hat und es am Abend Licht wird. Und ob wir es hier oder in jener Welt erleben, das ist gleich. In jedem Fall werden wir es sehen und auch das sehen, daß wir für das Reich Gottes zu fürchten keinen Grund hatten."

Am andern Morgen fuhren wir nach Beuggen, wo wir um das Krankenlager der geliebten Mutter Zeller fast alle ihre Kinder versammelt fanden. Auch Bischof Gobat war da. Die theure Kranke war durch langes Leiden so geschwächt, daß sie Barth nicht erkannt hätte. Er bemerkte hernach: „Als ich von ihr Abschied nahm, geschah es für die Ewigkeit." — Ueber die Festversammlung, die zahlreicher als je war, hatte das Andenken an die so schwer krank darniederliegende Hausmutter eine ernste Stimmung gebreitet, die sich im Jahresbericht und sonst aussprach. Abends war Barth mit Gobat, mir und den Zeller'schen Kindern bei dem alten Vater noch ein paar Stunden zusammen. — In Basel brachte ihm dann Dr. Marriott, der gebeugte Wittwer, seinen Knaben, das einzige Kind einer kurzen Ehe, an welchem Barth große Freude hatte. Am Sonntag Abend hielt er noch die Martinsstunde über Matth. 25, 1—13. mit besonderer Rücksicht auf die irrige Auslegung der Irvingianer, und Montag Abend traf er wieder in Calw ein, „weniger angegriffen als im vorigen Jahr." Da galt es nun,

für etliche Wochen, die Barth in Mergentheim zubringen sollte, vorzuarbeiten.

In diesem Badeorte traf er nach einer angreifenden Nachtfahrt am 17. Juli ein, sehr ruhebedürftig. Das Wasser, das er dort trinken sollte, diente ihm nicht, aber eine angenehme Wohnung, gute Pflege und freundlicher Umgang bei völliger Ruhe that ihm doch gut. Der Hauptgewinn des Aufenthalts war, daß er durch den Badarzt (Hofrath Krauß) über die eigentliche Ursache seiner Leiden Aufschluß erhielt, nachdem dieser ihn genau untersucht hatte. Es ergab sich, daß er an einer doppelten Hernie litt, gegen welche die nöthigen äußeren Schutzmittel angewendet werden mußten. Gegen das Herzleiden (das von Hypertrophie des Herzens herrühre) sei Nichts zu machen, erklärte der Arzt; nur erleichtert werde es durch Aufhebung der Stockungen im Unterleib und durch Verhütung aller Aufregung durch Freude und Leid, durch Schreck und Alteration, was freilich so leicht nicht zu bewerkstelligen war. — Barth bemerkte über diese Aufschlüsse, die ihm zum Theil neu waren, in seiner heiteren Weise: „Wenn die Selbsterkenntniß der Anfang der Besserung ist, so habe ich heute in der letzteren einen Fortschritt gemacht, der mich wenigstens Eines Uebels entledigen könnte. — Es ist merkwürdig, wie ein so arbeitsgewohnter Mensch sich so leicht an's Faullenzen gewöhnt. Da sitz' ich auf meinem Sopha und sehe meine Lektüren an und denke: ihr lieget mir wohl, — und mir graut davor, nur so ein einfaches Briefchen zu schreiben. Das dolce far niente liegt mir viel näher an. Was daraus werden soll, wenn's so fortgeht, darüber nachzudenken bin ich zu — faul." Das süße Nichtsthun wurde ihm übrigens durch die Schmerzen, die noch immer anhielten, bis endlich die geeignete Vorkehr herbeigeschafft wurde, ziemlich verbittert. Nur bei Nacht

fand er wirkliche Ruhe. Von der einsamen Feier seines Geburtstages schreibt er: „Ich labte mich an der schönen Tageslosung und am 2. Kap. des Kolosserbriefs und freute mich der Stille, in welcher ich so ganz unbeschrieen meinen 60. Geburtstag feiern konnte, der zugleich auch in der Hinsicht eine wichtige Epoche meines Lebens bildet, als mich von nun an ein Anderer gürtet und führt, wo ich nicht hin will. Sonst heißts bei mir heute: Ich bin nicht werth aller Barmherzigkeit und Güte, die der Herr an mir thut. Was ich gelebet habe, decke zu; was ich noch leben soll, regiere Du! — Nachdem ich Obiges geschrieben, kam der Postbote und brachte nicht weniger als 14 Briefe, meistens Geburtstagsgratulationen. Immer noch besser, als wenn die Leute zum Theil oder alle selber gekommen wären, aber immer noch beschämend genug, weil ich mich solcher Aufmerksamkeit in keiner Hinsicht werth weiß." Unter diesen Briefen waren einige aus weiterer Ferne z. B. einer von H. v. Schwebs in Reval, dem von Liebe überfließenden Kirchentagsfreunde, der mit Barth gleichen Geburtstag hatte, einer von Zaremba aus der Molotschna, wo er damals weilte, einer von Freund St. in R. mit 300 Frks. für die Mission u. s. w. Barth war offenbar erfreut und wies den plagenden Gedanken an die Beantwortung vor der Hand von sich.

Einen hausväterlichen Brief an seine Mägde, zu dem er sich einige Tage vorher Zeit nahm, theilen wir wörtlich mit, da wir ihn daraus von einer neuen Seite kennen lernen: „Liebe Kinder! Euer Brieflein hat mich gefreut und danke euch schön dafür. Wegen meiner Gesundheit braucht ihr nicht bange zu sein, ich habe alle Aussicht, hier eine Erleichterung zu finden, die mir in Zukunft die ängstlichen und schmerzlichen Anfälle ersparen wird. Ganz hergestellt zu werden, habe ich nie erwartet. Ein alter Baum wird nicht wieder jung. — Was euer Gehen nach Markgröningen betrifft, so habe ich natürlich Nichts da-

gegen, wenn ihr wirklich glaubt, es werde eine Erholung für euch sein und keine Strapaze. Könnt ihr aber daheim besser ausruhen, so lasset ja die Einladung fahren und bleibet in eurem Stüble und lasset euch Nichts abgehen und seid nicht zu faul, euch täglich ordentlich zu kochen, und esset Fleisch und trinket Wein und Kaffee, was Zeug hält; und wenn ihr Geld braucht, so lasset euch von Herrn Weitbrecht geben. In Stammheim u. s. w. sagt freundliche Grüße von mir; von Markgröningen will ich nicht sagen, denn es ist mir immer, ihr seid daheim am besten aufgehoben und könnt's euch da am ehesten wohl sein lassen; aber ganz wie's euch gut dünkt. Ich wollte, ich wäre auch schon wieder daheim, dann läge mir Markgröningen wohl, und Mergentheim ohnehin. Nun lebt wohl und seid dem Herrn und Seiner Gnade empfohlen von Eurem treuergebenen Prinzipal Dr. Barth."

Die Einförmigkeit des Badelebens wurde ihm nicht blos durch freundlichen Umgang an Ort und Stelle, sondern auch durch Brüderbesuche versüßt und Freund Widmann hielt ihn durch treulichen, fleißigen Bericht über die Vorkommnisse in der Heimat stets auf dem Laufenden. Ich wurde damals durch den Tod der lieben Mutter Zeller nach Beuggen gerufen und konnte ihm erst nachher darüber schreiben, wie gefaßt und getrost in der Hoffnung der baldigen Wiedervereinigung Vater Zeller alle die schweren Stunden durchmachte, die der Tod seiner lieben Gattin und ihre Beerdigung mit sich brachten, bis zuletzt in dem beweglichen Augenblick des Abschieds seiner Kinder die lange zurückgehaltenen Thränen ausbrachen. Er schrieb mir nach der Todeskunde: „So ist denn also jetzt die liebe Mutter daheim. Ich dachte immer noch, der Herr könnte ein Wunder thun und sie wenigstens auf so lange wieder lebens- und arbeitsfähig machen, als der theure Vater noch hienieden zu pilgern hat. Der Herr wolle den gebeugten Vater aufrichten und den Kindern allen einen reichen Segen in der Erinnerung an eine so ausge-

zeichnete Mutter zu Theil werden lassen! Ich freue mich für sie der Ausspannung und der Einführung in das Land der Ruhe. Eia, wären wir da!"

Bald darauf (12. Aug.) brach er von Mergentheim auf, ohne vier Wochen voll zu machen, weil das Wasser doch keine Wirkung that, und kehrte nach einem Besuche bei seinem Arzte, dem theuren Freunde in Winnenthal, wieder nach Calw zurück, froh, daß der Mergentheimer Aufenthalt hinter ihm lag. Wohlthuend war ihm dann ein längerer Besuch seiner Bremer Freunde, und ein kurzer von Gobat. Johannes Zeller, der bald darauf sich mit Hanna Gobat vermählte, war im Wildbad zur Kur. Barth gieng mit Vietors zum Nagolder Fest, predigte und redete wieder, schrieb aber an seine indischen Brüder (2. Sept.) die merkwürdigen Worte: „Für mich scheint nicht nur das Reisen, das mir viel Zeit raubte, zu Ende zu sein, sondern auch die Arbeit nach dem bisherigen Maßstab. Meine Kraft ist gebrochen und ich bereue es nicht, daß ich durch zu sehr angestrengte Arbeit diesen Zustand herbeigeführt habe. Nach Ruhe begehre ich nicht, und will gerne das Bischen Kraft, das noch übrig ist, im Dienst der Sache Christi verzehren; aber viel wirds nicht mehr sein. Ich bin dem Herrn dankbar, daß er mir so weit geholfen hat und mich auf einen solchen Platz gestellt, wo mein Abtreten keine fühlbare Lücke macht. Er wolle weiterhelfen, daß ich noch eine Weile als Helfershelfer fortarbeiten kann, und mich ferner in Geduld tragen." Am 24. Sept., nachdem er wieder ein Fest mitgemacht hatte, sagt er: „Ich bin immer noch elend daran, eine neue Ruptur hat sich eingestellt, mein ganzer Unterleib scheint zerrissen zu sein, und ich muß abermals zum Arzt, um weitere Hilfe zu holen. Gehen und stehen kann ich,

den engen Athem abgerechnet, noch besser als sitzen und vor dem Schreibtisch mache ich das Kreuz."

Mit einer Tour nach Stuttgart, wo er vom Wundarzt einen beruhigenden Zuspruch erhielt, verband er noch andere Zwecke. Auf dem Heimweg predigte und redete er in Sindelfingen; in Stuttgart wohnte er der Predigerkonferenz bei, welcher Kapff, als einziger Vertreter Württembergs auf dem Hamburger Kirchentag, von dem friedlichen Verlauf desselben berichtete. Weiter berichtet er: „Am Donnerstag (nach der Konferenz) war ich in Fellbach bei der Hochzeit der neuen Hauseltern im Missionskinderhaus in Basel, Pfarrer Meuret und Rickele Büchelen. Wiewohl ich daran schon als alter Freund des sel. Büchelen (Verwalters im Basler Missionshause) gerne Theil genommen hätte, so würde ich doch, weil ich alle Aufregung verhüten muß, kaum dazu gekommen sein, wäre nicht das Zusammentreffen mit O.M.Rath von Zeller, dem Onkel des Bräutigams in Aussicht gestanden, mit dem ich wegen meiner Gesundheitsumstände zu reden hatte. Es war mir auch den ganzen Tag das Weinen näher als das Lachen, wenn ich der alten Zeiten gedachte und namentlich jener Festreise nach Basel, vier Wochen nach Dr. Hoffmanns Eintritt daselbst, als wir unterwegs, Zaremba, Werner und ich, in Schliengen von H. Köllner mit der Nachricht von dem Tode des l. Büchelen so schmerzlich überrascht wurden. Uebrigens waren auch andere Freunde des Seligen vorhanden: Blumhardt, Werner, Staudt, Pfarrer Legrand, der im Namen der Committee kam, und Dr. Marriott. — Dann war ich mit Lesen von Schuberts Selbstbiographie beschäftigt, die ich zu einer zweiten abgekürzten Auflage revidiren soll. — Am Sonntag hielt ich meine letzte Predigt in Stammheim, da mir der Arzt nunmehr auch das Predigen niedergelegt hat. Daß dieß in der That jetzt über meine Kräfte geht, habe ich gleich nach der Predigt am Mittagessen bei Mutter Handel erfahren, wo ich etwas erzählen wollte und die Worte, namentlich die Eigennamen nicht mehr finden konnte, ein Zustand der mir noch nie vorgekommen ist. Es war peinlich für mich

und ängstlich für die Zuhörer. — Seit Samstag ist Dr. Zeller von Nagold und seine Frau bei mir und wird wohl noch über den Sonntag bleiben müssen, da sie hier krank geworden ist. Nächsten Samstag erwarte ich Bruder Mögling mit seiner Mutter. Daß es sich mit ihm wieder so freundlich gestaltet hat, ist mir ein großer Trost. Zwar die Commitee der Ch. M. Soc. in London konnte sich zur Uebernahme der Curg-Mission nicht entschließen, gab ihm aber eine Unterstützung von 500 L. Sterling zur vorläufigen Fortführung derselben; und als er im Rückweg über Basel kam, wurde die dortige Committee von seiner Persönlichkeit so angenehm angesprochen, daß sie ihn völlig wieder in die alten Rechte und Verbindungen mit Basel eintreten ließ und die Curg-Mission als ihre eigene adoptirte." (3. Nov. 58).

Die Erkrankung der theuren Emilie Zeller war bedenklicher Art und nöthigte sie und ihren Gatten mehrere Wochen bei Barth in Calw zu bleiben. Er machte es sich, wie man denken kann, zur angelegentlichen Aufgabe, ihr in der Pflege Nichts abgehen zu lassen, wo seine erfinderische Liebe stets von einer neuen Seite hervortrat. Indessen litt er selbst den ganzen November über an Enge des Athems bis zu Erstickungsanfällen. Er mußte zuweilen Nachts aufstehen und umhergehen, weil er es im Bette vor Beengung nicht mehr aushalten konnte. Auch sonst mußte er bei jeder kleinen Anstrengung nach Luft schnappen. Er nahm es daher als eine Hilfe Gottes an, daß ihm Erleichterung geschafft wurde durch den vom Arzt verordneten Gebrauch der digitalis, eines freilich an und für sich zu den Giften gehörigen Mittels, das aber die Wirkung hat, asthmatische Anfälle wenigstens nicht bis zur Gefahr der Erstickung kommen zu lassen. Die wohlthätige Wirkung war so kräftig, daß Barth äußerte, es sei ihm um 5—10 Procent leichter. Indessen war Emilie wieder erstarkt, und blieb mit ihrem Heinrich nur noch über die beiden Geburtstage Zellers und Widmanns, an denen die Freunde

gleichsam ein Fest der Wiedergenesung feiern durften. Bei B. war freilich von eigentlicher Genesung nicht die Rede. Er konnte nur wenig thun, genoß aber über die Weihnachtstage „eine prächtige Ruhezeit;" und lernte allmählich „die Briefe liegen und die Freunde brummen zu lassen."

1859.

Mit dem neuen Jahre nahm Barth wieder einen neuen Anlauf zur Arbeit. Freilich nicht mit frischen Kräften, denn auf die Hebung der gesammten Lebensthätigkeit seines kranken Körpers erstreckte sich natürlich die Wirkung des neuen Heilmittels nicht, das er überdieß nur in den kleinsten Dosen und mit längeren Pausen gebrauchen durfte, wenn es nicht schädlich wirken sollte.

Nach Indien schreibt er 4. Jan.: „Ich kann nur sehr wenig arbeiten und muß jede Ueberschreitung büßen. Aber die Aussicht, noch eine Weile, wenn auch langsam und unvollständig für das Reich Gottes fortarbeiten zu dürfen, ist mir tröstlich, nicht allein darum, weil so manches Versäumte nachzuholen und einiges Entworfene auszuführen wäre, sondern auch weil man ja von dem kurzen Arbeitstage noch lange ausruhen kann. Ob ich mit meiner gebrochenen Kraft noch zum Zeugen in die antichristliche Zeit taugen werde, weiß ich freilich nicht."

Auf die Zeichen der Zeit war sein Blick fortwährend gerichtet, und es war ihm gerade in diesem Kriegsjahr besonders darum zu thun, die Erwartung der letzten Dinge bei den Christen nicht einschlafen zu lassen. Die feindselige Stimmung Frankreichs gegen Oesterreich zu Anfang des Jahres erwähnend sagt er: „Italien färbt sich immer mehr zu einem internationalen Zankapfel." Dieß war es, was er nach der Weissagung erwartete, und wenn auch der Gang

der Ereignisse viel langsamer sich gestaltete, als er erwartet hatte, so daß bis jetzt immer wieder Pausen zwischeneintraten, so hat doch der seitherige Verlauf der Geschichte gezeigt, wie wahr jenes Wort ist, wenn auch die Figuren des Schachspiels der politischen Bewegung sich seither gar manchfaltig verschoben haben und noch verschieben werden, bis sich endlich der Zielpunkt der ganzen Entwickelung herausstellen wird. Auf die Nähe der letzten Trübsal vorzubereiten wurde Barth nicht müde: „Brüder, es wird Abend! Wer noch etwas auf dem Felde liegen hat, der möge es hereinholen, ehe das Gewitter vollends ausbricht." Aber auch vor Ueberstürzung und grundloser Ueberspannung der aufs Ende gerichteten Gedanken warnte er wegen der nothwendigerweise nachfolgenden Abspannung mit großem Ernst. „Das Papstthum geht allem Anschein nach einer Periode der Erniedrigung, vielleicht dem Culminationspunkt des Non-esse entgegen, um aus demselben seinerzeit durch das Thier aus dem Abgrund wieder erhoben zu werden. Daß Napoleon III. dieses Thier nicht ist, glaube ich immer noch; es fehlen noch Hauptmerkmale." Ein andermal sagt er: „Alles arbeitet auf eine große Confusion hin, die Alles in ihren Strudel verschlingen und aus welcher zuletzt Eine Gestalt auftauchen wird, um welche her sich Alles neu gruppirt. — Neuerdings macht sich wieder die Ansicht geltend, daß die Apokalypse vollständig unerfüllt sei, und erst in der letzten Zeit erfüllt werde. Das ist auch einer der Irrthümer, welche die Menschen confus machen sollen, und ebenso thöricht, wenn auch minder gefährlich, als die Ansicht, es sei schon Alles erfüllt." Ueber seine Ansichten in dieser Beziehung wäre viel zu sagen; aber er gewöhnte sich je länger je mehr, damit in der Regel zurückzuhalten, weil er auch bei entschieden glaubigen und von ihm hochgeachteten Männern auf Einstimmung nicht

rechnen konnte und das Streiten nicht liebte. „Es bleibt mir oft nichts übrig, als zu fragen: Weißt's gewiß? — Ja! — Nun ja, ich weiß es auch gewiß! — Oder der Andere sagt Nein, dann erwiedere ich: Aber ich weiß es gewiß!“

Mit der Arbeit mußte sich Barth von nun an auf die Zeit von 9—11 Vormittags und 3—5 Nachmittags beschränken. Seine Krankheitsumstände nöthigten ihn zu einer sehr peinlichen „Kranken-Hausordnung“, von der uns folgende Briefstelle einen Begriff gibt: (24. Jan.) „Ich bin heute, obgleich gestern nicht aus der Stube gekommen, mit Katarrh und Schwindel und Brustschmerzen aufgestanden, hoffe aber durch Nichtbeachtung damit fertig zu werden, und will dem Doktor nichts davon sagen, sonst verschreibt er mir einen großmächtigen Kolben Arznei und ich bin mit derlei wahrhaftig genug geplagt. Da steht eine Flasche voll Ratanhiatinktur, dort ein Topf voll Jodsalbe, beides zum Einreiben, auf dem Rücken ein Pechpflaster, vorn auf dem Herzen ein Fontanell, morgens Pillen, Abends Digitalis-Tinktur; ich muß mich immer gewaltig zusammennehmen, daß ich nichts vergesse. Kann auch nicht viel Anderes denken noch thun. Schade, daß ich nicht in einer Ebene wohne, denn die Berge von unbeantworteten Briefen um mich her könnten mir ganz gut eine Gebirgslandschaft ersetzen.“ Der Doktor kam aber doch dahinter, und zwei Tage darauf heißts: „Seit vorgestern muß ich wieder neue Arznei nehmen, neben Tropfen, Pillen ꝛc. ꝛc. Aber die Arbeit muß eben doch ein wenig fortgehen.“ 31. Jan.: „Wenn der Arzt meint, ich solle gar nichts arbeiten, so verlangt er etwas Unmögliches, schon weil ich die Maschine nicht ganz stille stellen kann; ich muß ja doch auch meine Existenzmittel erwerben.“

Am 17. Febr. 1859 entschlief der bewährte Jünger Jesu J. G. Kolb in Dagersheim, einer der würdigsten Leiter der Hahn'schen Gemeinschaften. Ihm widmete Barth folgenden Nachruf:

Der Väter Einer ist uns heut' gefallen;
Müd sank er nieder auf sein Ruhebett.

Um ihn soll keine laute Klag' erschallen,
Das wär's ja nimmer, was er gerne hätt'!
Die stille Thräne ist es, die ihn ehrt;
Der stillen Thräne aber ist er werth.

Viel Brüder sehen wir, die ihn geliebet,
Ihn hochgeschätzt und seinen Rath benützt,
Und die es tief im Innersten betrübet,
Daß er nicht mehr im Brüderrathe sitzt;
Wir haben Brüder, — doch der Väter Reih'n
Sind dünn geworden, ihre Zahl so klein.

Er war wie Paulus angelaufen täglich,
Und den Gemeinden gab er Rath und Licht.
War Einer schwach, so war's ihm unerträglich;
Wer ward geärgert, und er brannte nicht?
Doch nicht der Gaben, die ihm Gott verlieh,
Nur seiner Schwachheit rühmt' er sich, sonst nie.

Die Freud' am Herrn war einzig seine Stärke;
Er war in keinen engen Kreis gebannt,
Ergötzte nicht blos sich am eig'nen Werke,
Nein, auch am Gotteswerk im weiten Land;
Die Hand der Liebe baute weit hinaus,
Auch in der Heidenwelt, am Gotteshaus.

Wo sich der kühne Forscherblick versenkte
In den geheimen tiefen Ocean,
Da nahm er gern, was Gottes Wort ihm schenkte,
Und wallte mit auf hoher Sternenbahn;
Doch wo ein Trostbedürft'ger ihm genaht,
Da sprach er kindlich auch vom Gnadenrath.

Ihn konnte nicht der Stolze übermannen,
Den Reichen war er reich, den Armen arm;
Sie zogen alle tieferbaut von dannen,
Sie fühlten es: des Mannes Herz ist warm;
Sie sah'n die Weisheit, die von oben kommt
Und einem Jeden zutheilt, was ihm frommt.

Ein milder Geist, ihr Brüder, ist geschieden;
Das Scharfe und das Herbe war ihm fremd.
Er kämpfte stets für Liebe und für Frieden,
Und scheute, was den Bund der Eintracht hemmt.
Der Friedenskönig war sein Schild und Lohn,
Der Friedenskönig reicht ihm einst die Kron'.

O daß doch Väter in der Brüder Kreise
Nachwachsen möchten, wie die Zeit sie braucht,
Geübt, bewährt, gesalbet, treu und weise,
Und ganz in Geist und Leben eingetaucht!
Nicht Stücke nur von seinem Siegerkranz
Laßt uns erflehn, — nein, seinen Mantel ganz!

Wir theilen diese Verse mit, weil sie nicht blos Barths Hochachtung vor diesem seltenen Manne, sondern auch seine Liebe zu den Gemeinschaften zeigen, und beweisen, welch hohen Werth er auf dieselben legte. „Stunden" halten sah er nicht für seine Aufgabe an, weil sein Beruf ein anderer war. Aber der gesicherte Fortbestand und das Gedeihen derselben lag ihm, wie irgend eine Reichsangelegenheit, während seines ganzen Lebens am Herzen. Wenn er auch die Versammlungen nicht besuchte, so stand er doch bei jedem Anlaß zu ihnen und blieb mit denselben im Geistesverband durch den vertrautesten Umgang mit Brüdern der Gemeinschaftskreise aus allen Ständen. Was er an leitenden Brüdern vornämlich schätzte, läßt sich aus jenem Nachruf leicht herauslesen: es war der Eifer um das Haus Gottes, die Weitherzigkeit und das Mitwirken an jeglichem Gotteswerk, neben der gründlichen tieferen Wahrheitserkenntniß das einfältige Bleiben an der Gnade, das warme Herz und die Zugänglichkeit für Alle, die Milde und die Friedensliebe.

Fortwährend war Barth so leidend, daß er noch am Missionsfest in Calw (25. März) nicht reden, und zum Begräbniß seines alten Freundes Christian in Sindelfingen,

welches auf denselben Tag fiel, nicht gehen konnte. Rheumatische Kopf- und Gesichtsschmerzen waren zu den vorigen Leiden hinzugekommen. Aber der Frühling wirkte nun mit belebender Kraft auf ihn. Ein Gartenbeet mit blauen Veilchen konnte ihn so erfreuen, daß er es alsbald seinem Heinrich beschrieb. Auf den Ostertag hatte er eine Predigt in Stammheim prophezeit, auch gutes Wetter dazu. Im Lauf der Charwoche sah es nicht darnach aus, weder mit dem Wetter noch mit seiner Gesundheit; aber am Tage selbst gieng doch Alles lieblich in Erfüllung. Er wanderte, von Widmann begleitet, in alter Weise „den Schwarzmann hinauf, den grünen Weg hinum, über den Kreuzweg nach Stammheim. Die Vögel sangen nach Herzenslust und der Anblick der Berge im ersten Frühlingsgrün, wie man sie das ganze Jahr nicht wieder sieht, war reizend." Ein halbes Jahr zuvor meinte er, seine letzte Predigt in Stammheim gethan zu haben; aber nun begann er mit dem Auferstehungstage doch wieder, und stellte vor: „Das Osterfest des Christen Freudenfest; denn

1) Der Heiland hat nun alle Macht,
Da kann man schon was wagen;
2) Eh' man den Lasten nachgedacht,
Sind sie schon weggetragen;
3) Er geht voran durch Nacht zum Licht:
Er ist's, der alle Bande bricht."

„Im Anfang wollte es nicht recht gehen, die Stimme war belegt, und ich mußte wiederholt dem Hustenreiz nachgeben. Als ich aber einmal im Gang war, konnte ich reden wie sonst."

In der Osterwoche bekam er dann einen lieben Besuch von seinem Heinrich und Prof. Kurr. Und eh' man sich's versah, packte er auch sein Bündel und fuhr nach Stuttgart

zu den Maikonferenzen, wo Inspekter Josenhans (9. Mai) über die Missionssache referirte. Dann traute er seine Nichte Elise Engelmann mit Pf. Schmitthenner in Mühlhausen, dem Nachfolger Köllners, der nach Elberfeld berufen worden war. Nachdem er noch in Fellbach gepredigt, kam er (16.) neugestärkt nach Calw zurück, durfte nun den Arzt, der ihn seit November täglich besucht hatte, entlassen und konnte längere Zeit hindurch ungestört seine Arbeit thun. „Natürlich darf ich nur mit gerefften Segeln fahren, um nicht auf's Neue in Quarantäne zu kommen."

Zwei Unfälle trafen den Verlagsverein um jene Zeit, die sehr verdrießlich waren. Nachdem in Indien während der Insurrektion eine vollständig gedruckte Auflage der neuen Gurmukhi-Uebersetzung der bibl. Geschichte in 3000 Ex. verbrannt war, fand sich erst später noch eine Abschrift, nach der nun der Druck auf's Neue begonnen werden sollte. Von einer andern Seite kam die Nachricht, daß die von den amerikanischen Missionaren in Konstantinopel gefertigte Uebersetzung des Bibelwerks in's Armenische, welche sie dem gründlichsten Kenner des Armenischen, Miss. Lennep in Tokat, zur Revision gesandt hatten, bei einer Feuersbrunst, die dessen Haus verzehrte, mitverbrannt sei. Unvorsichtigerweise hatte man nicht einmal eine Abschrift zurückbehalten, und der Fürst von Schönburg hatte 2000 fl. dafür gegeben. Inzwischen war aber ein noch empfindlicherer Verlust eingetreten: der Fürst selbst war gestorben, und man mußte dankbar sein, wenn seine Erben alle von ihm noch versprochenen Unterstützungen bezahlten. Diese Zusicherung traf zwar zu Barth's großer Freude im Juli ein; aber jene unvorhergesehenen Ausfälle brachten den Verlagsverein doch in große Verlegenheit. Sonst war das Werk in gutem Gang, von der russischen Uebersetzung der bibl. Geschichte

wurde damals schon die zweite Auflage gedruckt und zwar in Stereotypen, da sie raschen Absatz versprach.

In London starb Ende Mai der alte Dr. Steinkopf. „Er ist wohl der älteste unter meinen Freunden und Korrespondenten gewesen, denn er war der Schulkamerad meines Vaters. Noch vor acht Tagen beantwortete ich ihm einen Brief.“ Dr. Steinkopf war es, der Barth bei seinen Bestrebungen in der Traktat- und Verlagsvereinsache von Anfang bis an seinen Tod die treueste Hilfe geleistet und immer neue Unterstützungen übermittelt hatte, begleitet von ermuthigenden Glaubensworten.

Am Pfingstmontag konnte Barth mit Widmann nach Stammheim spazieren, wo das Jahresfest bei heiterem Sonnenschein auf dem Gottesacker gehalten wurde. Den Jahresbericht, den er wie bisher abgefaßt hatte, trug Widmann vor. Bald hernach (24. J.) trat Barth mit mehr Muth und Kraft, als voriges Jahr, die Basler Reise an, zu der Vietors von Bremen bei ihm eingetroffen waren. In Basel freute er sich mit Spittler über die reiche Gabe, welche diesem eine englische Dame zum Ankauf des Areals um die Chrischona her gegeben hatte, ebenso über das Gedeihen der Mägdeanstalt. Bei andern Gedanken des unternehmenden Mannes versah er wohl auch Radschuhdienste.

Je mehr er dießmal seine Kraft zu sparen suchte, desto mehr wurde er gesucht, und namentlich im Bischoffschen Garten kam eine solche Menge von Freunden, die ihn grüßen wollten, heran, daß er sich zuletzt auf einen Sitz an der Wand zurückziehen mußte, wo man ihm nicht beikommen konnte, „auf beiden Seiten einen Antistes, nämlich den Basler und den Schaffhauser.“ Zur Einweihung des eben unter Dach gekommenen neuen Missionshauses konnte er sich nicht hinauswagen, lauschte aber von seiner Stube aus

dem von fern her tönenden Gesang. Bei der Generalkonferenz aber war er wieder auf dem Platz, und schilderte die Basler Mission unter dem Bilde eines Schiffes, das draußen auf hoher See hinfliegt, schwarzes Gewölke hinter sich, das Sturm erwarten läßt. „Das St. Elmsfeuer," rief er, „lodert schon auf der Spitze des Mastes. Auf einem gewöhnlichen Schiffe würde der Kapitän aufstehen und mit dem Sprachrohr seine Befehle geben, die Segel einzuziehen. Auf unsrem Missionsschiff ist dieser Ruf noch nicht erschollen, und ich bin froh darüber; unser Kapitän hat noch nicht gerufen: „Segel ein!" Er will, daß wir fahren, so lange es möglich ist. Mag sein, daß ein Segel zerreißt und die Fetzen herumfliegen, das Schiff wird darum nicht stranden, und wenn es strandet, so fährt es nicht in die Tiefe, sondern auf in die Höhe; denn wenn es strandet, so landet es an den Pforten der Ewigkeit; dann kommen wir zur großen Generalkonferenz. Gott gebe, daß ich Euch Alle dort wieder begrüßen darf."

In seinem eigenen Lebensschifflein fuhr Barth auch mit solcher todesmuthigen Kühnheit dahin; er wußte wohl, daß über ihm selbst jeden Augenblick der Sturm ausbrechen konnte, und doch zeugte er so aus allen Kräften, als wären sie noch ungebrochen, so aus vollem Herzen, als wäre es noch gesund. Vierthalb Stunden hielt er in der Kirche aus; dann fühlte er, daß er fort müsse, und fiel beinahe zu Boden, als er aufstehen wollte. Insp. Josenhans hatte es bemerkt und schickte ihm den aus Indien zurückgekehrten Missionar Gundert nach, auf dessen Arm gestützt er das Freie gewann, wo ihm alsbald besser wurde. Er dachte damals nicht, daß dieser liebe Bruder bald seine Stütze und sein rechter Arm, sowie hernach der Fortsetzer seines Werkes in Calw werden sollte. Ich kam auch nach und begleitete ihn zu Dr. Mariott, wo er sich vollends erholte. Nachmittags gieng's wieder in die Kirche, aber das Reden ließ er nun

sein und eilte vor der Einsegnung nach Hause, um „vor dem Strudel“ noch ein wenig auszuruhen. Er pflegte nämlich an diesem Abend seine näheren Freunde auf seinem Zimmer mit Bier zu bewirthen. „Meine Bierwirthschaft war nie so zahlreich besucht worden. Auch der Antistes, der sie vor 30 Jahren auf derselben Stube angefangen, hielt aus bis auf den letzten Mann.“

In Beuggen fanden wir den 80jährigen Vater Zeller immer noch frisch, aber Gehör und Stimme hatten nachgelassen. Sein Jahresbericht zeigte doch die Spur des Alters, wenigstens im Vortrag. Der l. Vater hatte seit Jahren in dem Gedanken, daß er das letzte Fest erlebt habe, im Bericht von den Freunden Abschied genommen. Dießmal aber war es in der That das letzte Fest, das er mitfeierte. Abends hatte er mit Barth noch eine lebhafte Unterhaltung; beide treue Diener sahen sich da zum letzten Mal in's sterbliche Angesicht.

Die Martinsstunde hielt Barth über Jes. 65, zweite Hälfte, „auf Anlaß der Aeußerung eines Festgastes, er könne sich nicht denken, daß es im Himmel noch schöner sei als während der Feste in Basel.“ *) Am Montag fuhren wir mit lieben Freunden bis Mühlacker, wo Barth abgeholt wurde. „Seitdem ist mein Haus von Besuchen nicht leer gewesen,“ schreibt er am 8. Juli; „die Hitze ist immer noch drückend und erschwert das Arbeiten, wenn man ohnehin so schwach ist, wie ich. Doch hat mir die Reise keine Letze gelassen.“ Allein bald nahm die Beengung des Athems doch wieder zu in Folge angestrengter Arbeit, welche durch die Unzahl von Besuchen fortwährend unterbrochen wurde. „Die halbe Welt ist jetzt auf der Wanderschaft und stiehlt der andern halben, die daheim bleiben muß, die Zeit.“

*) Die Rede findet sich Basler Sammlungen, 1859, 8.

16. Juli: „Endlich kann ich wieder ein wenig schnaufen, nachdem ich in den letzten Tagen die Blätter mit Ach und Krach zu Stande gebracht.“ Er mußte sich wieder auf je zwei Stunden Arbeitszeit am Vor- und Nachmittag beschränken. Doch nahm er wieder Missionsfestreden für den August (in Bretten und Stuttgart) an. Seinen Geburtstag feierte er mit einer Predigt in Stammheim über Matth. 6.: „Daß die Jünger Jesu Reichthümer sammeln sollen: 1) was heißt das? 2) wie geschiehet das?“ Insp. Josenhans war über Tisch bei ihm; er brauchte eine Kur in Teinach.

Für sich wollte Barth zwar keinen Kurort, aber doch einen stillen Aufenthalt suchen, und lud mich zur Begleitung ein. Freund Schubert, vor kurzem von einer Krankheit erstanden, befand sich in seinem geliebten Pähl am Ammersee. Dahin trachteten wir Ende August. Es sollte aber in kleinen Stationen gereist werden, damit Barth sich wirklich erhole. Daher übernachteten wir schon in Augsburg, wo wir in der Nähe des Bahnhofs eine einfache Herberge fanden und noch den andern Vormittag zubrachten, ohne eine Seele aufzusuchen. „Das heißt ruhen,“ sagte Barth, dem es etwas Ungewohntes war, so ganz unbemerkt und unthätig zu sein. In München blieben wir über den Sonntag und logirten im „Stachus“. In der Morgenfrühe ließen sich von der nahen protestantischen Kirche liebliche Posaunenstimmen vernehmen, zur Feier des 25jährigen Bestehens dieses evangelischen Gotteshauses in der einst so ausschließlich katholischen Stadt. Wir hörten die Kirchweihpredigt von Dekan Maier über die drei ersten Bitten des Vaterunsers. Nachmittags führte uns der l. Kandidat Bomhard nach dem nahen Brunnthal, wo viel von den altwürttembergischen Theologen gesprochen wurde. Da die meisten Freunde auf der „Sommerfrische“ waren, fielen die Besuche

in der Stadt von selbst weg. Wir fuhren am Montag nach Starenberg und von da mit dem Dampfboot die lieblichen Ufer des See's entlang und zurück nach Tutzing, wo wir uns bei Dr. Ranke, Schuberts Enkelsohn, nach dem Großpapa erkundigten; am Dienstag endlich durch schöne Wälder nach dem stillen Pähl, wo wir im Gasthaus abstiegen. Nach Tisch suchten wir Schuberts auf: man steigt einen kleinen Hügel hinan bis zu der Dorfkirche. Gleich hinter dieser, umgeben von Baumgärten, lag das sogenannte Bäckerhäuschen, Schuberts Lieblingswohnung, ein Gärtchen vor den Fenstern. Wie friedlich war diese Stätte und wie freute sich Barth, seinen zärtlich geliebten alten Freund ganz unversehens zu überraschen! Schon im Höfchen bot sich dem Kinderfreund ein lieblicher Anblick dar. Marie Zeller, eine Schwester des Missionars, die uns beiden nahestehende Gehilfin in Schuberts Hause, hatte in Gemeinschaft mit einer Münchner Freundin ein Häuflein Dorfkinder um sich versammelt, die sie im Stricken unterrichtete und schöne Lieder singen lehrte. Sie eilte uns an die Gartenthüre entgegen, erstaunt, den wohlbekannten Dr. Barth und mit ihm einen neuen Verwandten zu sehen. Wir traten in's Häuschen, in die große vormalige Bäckerstube ein. Da kam die „Hausfrau" hinter dem stattlichen Ofen hervor, grüßte in ihrer lebendigen Weise und holte ihren Mann von der Studirstube herab. Der ehrwürdige Greis empfieng uns beide mit ungemeiner Zärtlichkeit und sagte munter: „Da habe ich also die beiden lieben Freunde, die ich so oft im Bilde anschaue, im Leben vor mir, und höre sie lachen."

In Schuberts gemüthlicher Stube oder auf dem Bänkchen vor dem Hause brachten wir nun manche schöne Stunde zu. Der liebe Alte war überaus weich, sein Herz noch voll Dankes über der Barmherzigkeit des Herrn, der ihm

in seiner letzten Krankheit nach schwerer Gewissensangst aus der Nacht zum Licht geholfen hatte. Freilich wurde durch die gegenseitige Wahrnehmung von dem Schwinden der Kräfte ein wehmüthiger Schleier über den traulichen Verkehr der beiden eng verbundenen Knechte Christi gebreitet, die eine so reich gesegnete Wirksamkeit hinter sich hatten. Obwohl Schubert achtzig, Barth erst sechzig Jahre zählte, so stand doch bei beiden der Zeiger der Lebensuhr ziemlich auf demselben Punkt, dem Stundenschlag für die Ewigkeit nahe. Daran sollte Barth gerade in Pähl eine Mahnung erhalten. Von mir und einem jungen Freunde begleitet, wollte er am 1. September einen Gang nach dem nahen Wilshofen machen. Bei einer schwachen Steigung stand er auf einmal still, kam in ein unaufhörliches kurzes Schnellathmen und sagte, mit beiden Händen auf seinen Stock gestützt, er könne nicht vorwärts noch rückwärts. Wir mußten ihm einen Sitz im Walde zurechtmachen von Holzscheiten, die aufgeschichtet dalagen, und ihn ganz allein lassen. Nach einer halben Stunde fanden wir ihn soweit besser, daß er sehr langsam wieder nach Hause gehen konnte. Seit Ende vorigen Jahrs hatte er keinen solchen Erstickungsanfall gehabt. Damit war's aber noch nicht vorüber; es folgten mehrere fast schlaflose Nächte wegen fortwährender Beengung des Athems. Einmal, als ich um 2 Uhr erwachte, stand er eben vom Bett auf, kleidete sich mühsam an und setzte sich auf einem Stuhle nieder, den Anbruch des Tages erwartend. Das waren peinliche Stunden. Um 6 Uhr endlich schickte er mich zu Schubert, damit er ihm ein Recept für seine Digitalis verschreibe und einen Boten damit in das nahe Städtchen sende. Die Arznei kam erst um 11 Uhr, Schubert selbst aber, schwach wie er war, erschien im Gasthaus, nach seinem l. Kranken zu sehen. Dr. Ranke, von Tutzing her

berufen, traf Abends ein, untersuchte B. mit dem Stethoscop und billigte die Anwendung der digitalis, empfahl aber einen sparsamen Gebrauch derselben, da sie das letzte Linderungsmittel sei und bei starken Dosen schädlich wirke. Am Sonntag Abend führte uns Schubert nach dem von ihm scherzhaft so genannten Berg Thabor, wo man die Alpenkette vor sich hat. Dieser Thabor aber war nur ein kleiner Erdaufwurf, den Barth für ein Römergrab nahm. Was ihm dort die Seele bewegte, das sprach B. in einem schönen Gedichte*) aus, in welchem er an das große Grab erhebende Auferstehungsgedanken knüpfte und den Begrabenen zurief:

O hättet ihr den Mann gekannt, geehrt,
Der dort auf Thabor stand, im Licht verklärt!
Der öffnet einst nicht nur der Gräber Riegel,
Der bricht nicht blos der Todtenhöhlen Siegel,
Er thut auch auf verschloss'ne Himmelspforten
Und führt die Seligen zu sel'gen Orten.
Wohl dem, der hier schon steht im Sonnenlicht,
Der fürchtet auch die Grabeshügel nicht:
Er weiß, aus ihren Kammern führt empor
Der Weg direkt zum ew'gen Jubelchor!

Daß er mit Todesgedanken umgieng, war nicht zu verwundern, denn die nächtliche Bangigkeit kam bald darauf wieder. Die „Pähler Nächte" blieben ihm tief im Gedächtniß. Seinen l. Schubert sollte er hienieden nicht wieder sehen.

Am 6. September reisten wir nach München zurück, wo wir noch Prof. Wagner und den jungen Hemann, Sohn des Basler Proselytenvaters, der im Krankenhaus am Nervenfieber lag, besuchten; am 9. erreichten wir Stuttgart; dort erfuhr B. den Heimgang der Mutter seines Freundes Wid-

*) Jugendblätter Novbr. 1859,

mann, von welcher er vor seiner Abreise noch Abschied genommen hatte, und fuhr alsbald nach Calw, wo am Tage darauf die Beerdigung stattfand, zu der eine große Zahl von Freunden eintraf.

„An ein Ausruhen von der Reise war nicht zu denken. Ich hatte die ganze Woche damit zu thun, die Einläufe zu lesen und das Pressanteste zu besorgen, da ich eben nicht viel auf einmal zu Stande bringe. In der Woche darauf gieng's an die Blätter, die ich auch mit Gottes Hilfe zu Stande brachte. Von Samstag auf Sonntag hatte ich wieder eine elende Nacht und mußte von 12 Uhr an auf dem Stuhl campiren. Auch fangen meine Füße zu schwellen an. Ich muß nun ernstliche Schritte thun, um eine Hilfe an die Seite zu bekommen; der Modus dieser Hilfe ist mir noch nicht recht klar, aber der Herr wird Weg und Bahn machen. Es wird allmählich Zeit für mich, mein Päcklein zu schnüren, nicht um etwas mitzunehmen, sondern um Alles in Ordnung zurückzulassen." (1. Okt.)

In seiner nächsten Umgebung wurde Barths brüderliche Theilnahme auf mehrfache Weise in Anspruch genommen. Widmann war nach dem Heimgang seiner treuen Mutter, die ihm der Herr bis in's 81ste Lebensjahr erhalten hatte, in seiner Einsamkeit tröstlichen Zuspruchs sehr bedürftig; Weitbrecht, sein treuer Agent, war durch eine beängstigende und langwierige Herzkrankheit seiner Gattin ebenfalls schwer heimgesucht, und erlebte bald darauf (18. Nov.) den Schmerz, sie durch den Tod von seiner Seite genommen zu sehen. Sie hinterließ sieben unversorgte Kinder, die seiner väterlichen Fürsorge bedurften.

Barth mußte nun nach einem Gehilfen suchen, der nach seinem Heimgang in seine ganze Arbeit eintreten könnte, und that die ersten Schritte dazu, indem er sich selbst sagte, daß der geeignete Mann nicht so bald gefunden sein würde. Er schrieb um jene Zeit an mich:

„Du weißt, daß ich früher, in dem Gedanken, mein Leben werde nicht so lange ausreichen, mich mit dem Plane und mit der Hoffnung trug, dereinst Alles in deine Hände legen zu können, und daß ich dir auch deßwegen seit vielen Jahren alle an mich eingelaufenen Briefe zusandte, um dich in den ganzen Gang des Geschäfts einzuführen und dich auf dem Laufenden zu erhalten. Jetzt sind wir miteinander alt geworden, und ich habe keine Hoffnung, daß du dich entschließen könntest, diese Last auf deine Schulter zu nehmen. Man wünscht, ich solle an dich schreiben; ich thue es, aber wie gesagt, ohne Hoffnung."

Ich hätte mir freilich „eine starke Portion Glauben" müssen schenken lassen, wenn ich die Freudigkeit hätte gewinnen sollen, Ja zu sagen; im Gefühl meiner Untüchtigkeit lehnte ich ab. Ebenso thaten zwei andere Männer, die im Vorschlag waren. Nun wandte sich Barth nach Basel, um den von Indien zurückgekehrten Missionar Gundert zu gewinnen, den er von Anfang an für den tüchtigsten gehalten, aber aus Rücksicht auf die Missionssache und, wie er sagt, im Blick auf das zehnte Gebot, nicht zu erbitten gewagt hatte.

Inzwischen machte er eine schwere Zeit durch. Es war die härteste Verleugnung, die dem thätigen Mann auferlegt werden konnte, oft ganze Tage lang nichts arbeiten zu dürfen, um nicht noch elender zu werden, als er vorher war.

Am 3. Dezember beginnt er sein Circular nach Indien mit den Worten: „Ich thue etwas, was ich nicht thun soll, d. h. ich schreibe mit Anstrengung einen Brief, und soll mich doch vor jeder Anstrengung hüten. Ich habe, um mir für den Winter leichter zu machen, da ein Gehilfe nicht so schnell zu haben war, mir damit zu helfen gesucht, daß ich eine temporäre Aushilfe aufs Comptoir schaffte, damit Weitbrecht mir bei der Correspondenz an die Hand gehen kann; so ist wenigstens nothdürftig geholfen, bis der Mitarbeiter, den ich gerufen habe und

von dem ich hoffen darf, daß er den Ruf annehmen wird, eintreten kann."

Mitte Dezembers traf die Zusage Dr. Gunderts ein. Die Basler Kommittee, bei der Barth zuerst angefragt hatte, war ihm freundlich entgegengekommen, nicht blos mit persönlicher Rücksicht auf ihn, sondern auch auf die Wichtigkeit des Calwer Werks für die Sache der Mission. Gundert selbst hatte, so gerne er nach Indien zurückgegangen wäre, doch Freudigkeit gewonnen, den Ruf der Calwer Kommittee anzunehmen. „Ich hätte es nicht gewagt, ihn seiner Missionsarbeit zu entziehen, wenn man mich nicht von mehreren Seiten versichert hätte, er könne doch ohne Gefahr für sein Leben nicht in ein tropisches Klima zurückkehren. So habe ich nun gute Zuversicht, die Sache sei vom Herrn, und er werde auch die noch übrigen Hindernisse in Gnaden hinwegräumen." Der Eintritt war auf Georgii 1860 anberaumt.

Nachdem Barth durch die tröstliche Aussicht auf eine dauernde Hilfe schon im Voraus sein Christgeschenk erhalten hatte, wurden ihm die Weihnachtfeiertage selbst durch einen neuen Anfall schmerzlich verbittert. Am 23. ließ ihm der Arzt keine Ruhe, bis er versprach, spazieren zu gehen, nachdem er acht Tage lang das Haus gehütet. Er machte einen kurzen Gang vor die Stadt bis zu dem sogenannten „Elenderle," das aus einer seiner Erzählungen bekannt ist, wurde aber so asthmatisch, daß er den ganzen Nachmittag brauchte, um sich zu erholen. Bald darauf mußte er wieder eine ganze Nacht außer dem Bette zubringen; dennoch brachte er mit Weitbrechts Hilfe im alten Jahr noch alle Briefschulden fort und schrieb mir am 31. Dezember: „Den letzten in diesem Jahr! Nur noch einen Gruß im alten Jahr und den Wunsch fürs neue, daß der Herr dir neue Kraft zulegen und dich mit neuer Freudigkeit in seinem Dienst ausrüsten

wolle. Ich bin wie eine Haut im Rauch, zu nichts mehr nutz, aber ich hang' und bleibe hangen ꝛc." An wem, das brauchte er mir nicht zu sagen. Der, an welchem er hieng, gab ihm fortwährend die geistige Kraft, seine Aufgabe so zu erfüllen, daß man keinen Mangel verspürte. Man darf nur die erste Nummer des Calwer Blatts, die er damals schrieb, zur Hand nehmen, so findet man, wie er nach rechts und links kämpfte und zeugte für die Sache des Herrn, und sieht den Spruch bestätigt: Er gibt den Müden Kraft und Stärke genug den Unvermögenden.

1860.

Der Herr mit uns im Neuen wie im Alten!
Er lasse Gnade im Gerichte walten!
Dann hoffen wir bei allen Dornenkronen
Er werde schonen!

Mit diesen Worten der Ermunterung begann Barth am 2. Jan. seine erste Arbeit im Jahre, das Circular an seine Missionsbrüder, und seine Hoffnung gieng auch in Erfüllung. Gleich am Abend dieses Tages kam ein Trost für ihn: Dr. Gundert traf von Basel bei ihm ein, um sich persönlich mit ihm über das Verhältniß zu besprechen, in welchem er als Gehilfe bei ihm eintreten sollte. „Wir waren drei Tage beisammen und haben unsere Angelegenheiten ziemlich allseitig besprochen." Leider giengs mit der Wiederherstellung von Gunderts geschwächter Gesundheit nicht so rasch, als es damals schien. Seine Frau und Tochter waren noch in Indien. Für die erstere war es keine kleine Verleugnung, die geliebte Missionsarbeit zu verlassen und sich in deutsche Verhältnisse einzuleben, die ihr als französischer

Schweizerin ungewohnt waren, aber sie fügte sich darein und machte sich auf den Weg. Barth fand darin einen neuen Beweis, wie freundlich der Herr sein Bedürfniß angesehen.

Er hatte dann die Freude, die theure Mutter Handel, an der er wie ein Sohn hieng, aus ihrer Wittweneinsamkeit acht Tage bei sich beherbergen zu dürfen. Das war ein wohlthuender Umgang für den leidenden Mann; denn neben den bisherigen Uebeln wurde er in diesem Jahre von einem ganz neuen Leiden betroffen. Sein Kopf, der bisher frei geblieben war, wurde oft so eingenommen, daß er manchmal sagen konnte, er fühle, als wenn eine Bleiplatte darauf läge. Er begann nun eine Kur eigenthümlicher Art, auf schriftlichem Wege durch einen Arzt in Wien verordnet. Sie sollte drei Monate dauern und bestand in Einreibungen mit magnetisirtem Wasser auf Herz und Rücken, täglichem Trinken solchen Wassers und strenger Diät. Dazu gehörte auch das Unterlassen des Rauchens, einer Gewohnheit, die ihm von seinen Studienjahren her anhieng und bei seiner sitzenden Lebensweise so zum Bedürfniß geworden war, daß er nicht davon ließ, so oft ihm auch seine Freunde wegen seiner asthmatischen Beschwerden davon abriethen. Nun fand er sich mit Consequenz in diese Entbehrung, zur doppelten Verwunderung der Freunde, die einestheils nicht begreifen konnten, wie er sich einem so weit entfernten Arzte anvertrauen möge, und anderntheils erstaunt waren, daß Barth doch auch ohne Rauchen sein könne. Indessen war es eben eine Probe, die er bis zur festgesetzten Zeit durchführen wollte.

Seine Krankenberichte sind mit viel Humor gewürzt; daß er sich aber auch sehr ernste Gedanken über sein Befinden machte, sehen wir aus folgenden, an vertraute Brüder gerichteten Worten: „Im Frühjahr soll Gundert als Mit-

Geschwistern in den Missionsdienst der Brüdergemeine folge, schreibt er an die Wittwe: „Das Opfer ist nun vollzählig. Wenn du lauter Söhne hättest, so gäbe es eine wahre Konfusion in den Missionsberichten mit den vielen Weizen, wie einst mit den Nitschmann's. Nun das Waizenkorn, das in die Erde gefallen ist, hat viele Frucht gebracht und wird noch mehr bringen, denn ich hoffe, der Missionstrieb werde sich dereinst auch auf die Enkel erstrecken."

Ueber Ostern wollte er nun volle Ruhe haben. Um diese zu erhalten, mußte er auch die Wiener Kur aufgeben, von der er wenig oder keine Wirkung verspürt hatte, während er bei ihrem Gebrauche wegen des damit verbundenen Verbots der digitalis ein Mittel gegen die Beëngung des Athems entbehrte, das ihm sonst die Nächte sehr erleichtert hatte. Es war am Palmsonntag, acht Tage vor der bestimmten Zeit, daß er mit der Kur abbrach, „um aus der Passionswoche keine Kurwoche zu machen." Er blieb in Calw, weil in Nagold bei Zellers Gattin eine schwere Krankheit eingekehrt war, bei welcher er sehr bedenklich gewesen zu sein scheint. Er schreibt an Heinrich:

„Als E. hier krank lag, wußte ich, daß sie nicht unterliegen werde, und hatte gute Gründe dazu, die ich diesmal nicht habe. Dagegen habe ich den allerbesten Grund zum Glauben und Getroststein, auch für dich, nämlich: Alle unsere Tage waren auf Sein Buch geschrieben, noch ehe einer derselben da war. Wenn also euch die Passionswoche Passionstage bringt und Passionsnächte und Passionsschmerzen, so ist das ganz in der Ordnung und darf euch nicht befremden, als widerführe euch etwas Seltsames. Dagegen weiß Er und kennt, was beißt und brennt, versteht wohl, wie zu Muthe sei dem Kranken."

Indessen kamen gleich Tags darauf bessere Nachrichten, worüber er sagt: „Gott sei Dank, daß Er's wieder nach dem milden Ende gedreht hat."

Am Ostertag hielt er endlich wieder einmal eine Predigt

in Stammheim (über die evangelische Schlußkette 1. Kor. 15 Auf.), die ihm doch ziemlich sauer wurde. „Ich hatte zu viel mit der Besorgniß zu thun, ob ich's körperlich werde hinausführen können."

Zwei Tage darauf traf nun sein lieber Gehilfe Dr. Gundert ein, der vor seinem Eintritt noch eine Reise nach England gemacht hatte. Von Barth's viel umfassender Arbeit nahm er ungeachtet seiner noch geschwächten Gesundheit so viel auf seine Schultern, daß Barth schreibt: „Ich befleißige mich des Faullenzens." Es wollte aber damit noch nicht recht gehen. Die Jugendblätterarbeit, die ihm durch neue willkommene Mitarbeiter in mehr als Einem Fach erleichtert wurde, behielt er für sich, und auch sonst noch Manches, um so mehr, da Gundert nach Verabredung mit der Basler Kommittee für den Anfang den dritten Theil seiner Zeit auf eine Malayalam-Arbeit verwenden sollte. Einige Wochen nachher schreibt Barth: „Gundert arbeitet den ganzen Tag und ich auch, und kann doch nirgends fertig werden." Mitte Mai war große Freude im Hause, als Gundert's Gattin über Erwarten bald in Calw eintraf und die lang zertrennte Familie endlich um Barth's Tisch versammelt war.

Barth lernte allmählich mit seiner geschwächten Kraft so haushalten, daß er mit der ihm nun geschenkten Unterstützung und mit Beihilfe anderer Freunde munter fortkommen konnte. Den Jahresbericht am Calwer Fest übernahm Blumhardt; der Bericht für Stammheim kostete Barth drei volle Tage zur Ausarbeitung, aber den Vortrag übernahm Widmann. Wiederholt kamen Trauerbotschaften, die ihn viel beschäftigten. Am 7. April war der liebe Judenmissionar Hausmeister in Straßburg zu seiner Ruhe eingegangen, für dessen Wirksamkeit im Elsaß schwer ein Ersatz zu finden schien, und am 18. Mai der greise Vater Zeller in Beuggen.

„Wie viele Seelen werden darüber trauern, wie froh wird er darüber sein! Mir thut der Verlust des theuren Mannes, mit dem ich vierzig Jahre lang in Liebe verbunden gewesen, schmerzlich wehe, aber ich tröste mich mit der Hoffnung, ihn drüben bald wiederzusehen." Meiner Gattin ließ B. sagen: „Sie soll dankbar sein, daß sie ihren Vater so lange gehabt hat; ich habe den meinigen schon vor fünfzig Jahren verloren." — „Auch der alte Schubert hat mir eine Art von Abschiedsbrief geschrieben. Er kann keine Treppe mehr steigen und jede kleine Bewegung setzt ihn außer Athem. Es scheint ein völliges Zusammensinken der Kräfte eingetreten zu sein, nach einem solchen Arbeitsleben von achtzig Jahren sehr begreiflich." Wenige Wochen hernach kam die Nachricht von seinem am 1. Juli erfolgten überaus lieblichen Heimgang. Sie traf Barth in Basel, wohin er nach den Stuttgarter Konferenzen am 29. Juni in Begleitung Gunderts reiste.

Bei der Begrüßung im Antistitium sprach er ein Wort zur Empfehlung der Bibel, das er ächt barthisch, aber vielleicht für Manchen befremdlich mit der Bemerkung einleitete: „Man hat mir gestern ein Couvert zugeschickt, enthaltend einen Ausschnitt aus einer amerikanischen Zeitung, mit der Nachricht, daß Dr. Barth gestorben sei. Ich glaube es nicht. So hat man viel und oft gedruckt, die Bibel sei todt. Ich glaube es auch nicht; sie lebt und wird ihre alte Lebenskraft behalten. Ich hoffe, daß das Resultat auch dieser Woche bei Vielen das sein werde, daß wir sie auch in uns hineinbekommen. Freilich können wir mit unsern Bibelgesellschaften nicht das Wort Gottes auf den Thron setzen, — das ist einer andern Weltzeit vorbehalten, — aber doch dazu beitragen, daß es als Richtschnur und Regel anerkannt werde." Am Mittwoch Nachmittag gieng's zum neuen

Missionshaus, wo auf dem Rasenplatz dem stattlichen Bau gegenüber eine Plattform und Rednerbühne bereitet war. Wohl 2500 Menschen standen auf dem Platz; Barth aber hatte eines der dichtbesetzten Fenster in der Front des Hauses inne, von dem aus er Alles sehen und hören konnte. Zuerst wurde das salomonische Weihegebet verlesen, dann ein Gebet gesprochen, worauf eine Reihe von Vorträgen folgte. — Bei der Generalkonferenz sprach Barth von den Lebensströmen, die in dieser Stadt fließen, und aus denen er seit bald fünfzig Jahren manchen Trunk gethan. „Nun möge dieser Strom auch in das neue Haus fließen, daß die Herrlichkeit dieses zweiten Hauses größer werde, als die des ersten war." Leider fühlte er selbst, daß seine Stimme nicht mehr die alte Kraft habe, und gieng auch schon um 10 Uhr weg, Briefe zu schreiben. Nachmittags aber kam er zur Einsegnung von neun Brüdern. Seine Rede war, wie er richtig ahnte, die letzte in Basel, seine eigene Abschiedsrede.

„Ich weiß nicht, ob ich noch einmal hieher komme; wo ich Gelegenheit habe, ein Wort für die Sache des Herrn zu reden, möchte ich nicht gerne zurückbleiben. Ich bin oft hier gestanden und gesessen und habe Abschiedsreden halten hören, manche Thräne ist auch aus meinem Auge geflossen; bei Manchem ist es mir schwer geworden, ihn fortgehen zu sehen; wie Mancher liegt schon im stillen Grabe! Ist es die Sache werth? Nicht alle Missionare sind so glückliche Menschenfischer, daß ihnen das Netz zu zerreißen droht. Aber wir rechnen Eins ins Andere, rechnen Alles zusammen, und da ist das Facit groß genug, daß man so viel dafür thut, betet, arbeitet, opfert, leidet, stirbt. Wir dürfen auch nicht zweifelnd auf den neuen Bau sehen: ist das auch der Mühe werth? Wir dürfen auch nicht klagen um die Heimgegangenen, noch beim Blick auf diese Brüder betrübt und kummervoll denken: Schade um die frischen, kräftigen Jünglinge, die im Sonnenbrand und im ungesunden Land bald

dahinwelken werden! Freunde, es ist um nichts schade, was um Jesum geopfert wird! Dabei bringen wir noch gar nicht in Anschlag den Segen, den wir schon durch die Missionsfeste geerntet haben. Wir stehen im Dienste eines Herrn, für den unser Blut zu vergießen, eine wahre Ehre und eine wahre Freude ist! Auch wenn Einer unter euch im heißen Land seine Gebeine frühzeitig zur Ruhe niederlegen wird, — grämt euch nicht, wir wünschen euch Glück, ja Manche sind hier, die euch beneiden, daß ihr die Ehre habt, für den Herrn Jesum zu arbeiten, zu leiden und zu sterben. Was für Thoren wären wir, wenn wir das für Schaden achteten! Schlaget nur an, wie hoch der Herr eine Menschenseele anschlägt! Darum ist es ja der Mühe werth, was geopfert wird; wir wollen fortfahren, bis wir bei dem großen Missionsfest im Himmel zusammenkommen!"

Nach Beuggen wäre Barth heuer gegangen, auch wenn kein Fest hätte gehalten werden können; aber so zahlreich diesmal die Betheiligung war, so war es doch für ihn und für Alle ein wehmüthiges Fest. Von dem unvergeßlichen Sterbelager des theuren heimgegangenen Vaters Zeller waren aller Herzen und auch die Festreden voll. Es war ein „priesterliches, königliches, prophetisches Sterben" gewesen. Auch was er zeitweise bewußtlos gesprochen, war von Gottes Wort durchdrungen. Die Zöglinge hatte er noch besonders zu strengem Gehorsam ermahnt, und nachdem er seinen Geist in die Hände des Vaters befohlen, lag er regungslos da, öffnete aber nochmals die Augen, sah jedes der Reihe nach an, und schloß dann die Augen mit Willen. Barth mußte seiner auch gedenken, und sagte, von Vater Zeller gelte wohl, was die Rabbinen von Mose erzählen, daß er „am Munde Gottes" *) gestorben sei, daß der Herr ihm

*) 5 Mose 34, 5. können die Worte des Grundtextes bephi jehova entweder „am Munde des Herrn" oder „nach dem Wort des Herrn" übersetzt werden.

die Seele ausgeküßt habe. „Ich könnte seinetwegen Thränen weinen, aber er ist ‚nach dem Wort des Herrn‘ gestorben. Wie viele sind schon so gestorben nach dem Wort des Herrn, seitdem wir im Jahre 1821 zum ersten Jahresfest versammelt waren! Von den auswärtigen Festgästen, die damals hier versammelt waren, sehe ich nur noch zwei. So sterben wir weg, aber wenn wir nach dem Wort des Herrn sterben und am Munde des Herrn, so ist's kein Schade. Die Väter sterben, aber der alte Gott lebt noch, und wir haben kein Recht, ein solches Werk, wie das hiesige ist, nach und nach auch sterben und gleichsam auslöschen zu lassen, so lange Er's nicht sterben läßt.“ Der zweite Sohn des Entschlafenen, Reinhard Zeller, bisher Lehrer und Hausgeistlicher der Anstalt, hatte den größten Theil der Arbeit seines Vaters übernommen und las auch den Jahresbericht, über den Barth sich von Herzen freute. Er sah sich noch einmal in Beuggen, namentlich auch in dem lieblichen Garten und in der „Kinderstube“ um; dann gieng er noch in den Speisesaal, und zuletzt auf den Gottesacker zu dem gemeinschaftlichen Grabe der theuren Eltern. Wie es ihm da, dem eigenen Grabe so nahe, zu Muthe sein mochte, läßt sich eher fühlen als beschreiben. So schied denn auch er von Beuggen, um den lieben Ort nicht mehr zu sehen, wiewohl er selbst gerade diesmal nicht so bestimmt, wie sonst manchmal, das Gefühl hatte, daß dies sein letzter Besuch sei, denn der Herr hatte ihn über die ganze Zeit wunderbar gestärkt. Auch die Martinsstunde hielt er noch über Sach. 14., woran er eine Zusammenstellung der Aufeinanderfolge der letzten Dinge vor dem Kommen des Herrn knüpfte, nahm bei Ostertag von den anwesenden Missionsbrüdern Abschied und fuhr am Montag, 9. Juli, mit Vietors, Gundert und mir nach Hause.

Die Abspannung, welche auf die starken Erregungen folgte, brachte ihm einige schlimme Tage, auch eine „Pähler Nacht." Dazu gab es viele Besuche, unter Anderem dadurch veranlaßt, daß die Sammlungen nur noch kurze Zeit vollständig zu sehen waren. Er hatte sich nämlich entschlossen, den ethnographischen Theil derselben in's Basler Missionshaus als donatio inter vivos jetzt schon abzugeben, für das dieser testamentarisch ohnedieß bestimmt war. Um die dortige Sammlung im neuen Hause zweckmäßig aufstellen zu können, war es wünschenswerth, die Calwer gleich dabei zu haben. Ueber die Versendung hatte er in Basel bereits die nöthige Abrede getroffen. Nun eilte auch Zeller herbei, um die naturhistorischen Stücke von dem ethnographigraphischen zu trennen. Schon vor diesem Besuch, der jedesmal ein Fest für Barth war, hatte sich ein sehr starkes Kopfweh bei ihm eingestellt, und er sehnte sich nach einem Kurmonat, den er Ende Juli zu nehmen hoffte. Er wünschte daher die Versendung beschleunigt zu sehen und war froh, als am 14. drei Missionszöglinge, Herlitz und Gunderts ältere Söhne ankamen, welche beauftragt waren, die Sammlung zu verpacken und nach Basel zu befördern. Sie waren „die rechten Leute dazu." Da hatte nun Gundert zum ersten Mal seine ganze Familie beisammen, auch hatte Barth die Freude, die Gesundheit seines lieben Mitarbeiters endlich rasche Fortschritte machen zu sehen.

Nachdem am 21. Juli die Sammlung wohlverpackt und geleitet auf die badische Eisenbahn abgegangen war, that Barth ernstliche Schritte, das Patmos zu finden, wo er ausruhen könnte, und, was fast noch schwieriger war, einen passenden Begleiter. Da ich nicht abkommen konnte und die Einladung des Nagolder Ehepaars zu einer „Villeggiatur" bei ihnen dem Ruhebedürftigen nicht einleuchtete, so entschloß

er sich, allein nach Königsfeld zu gehen. Als er aber auf der Reise dorthin nach Nagold kam, hatte sich sein Heinrich entschlossen, mit ihm zu gehen. Allein mit der Stille, die er früher in Königsfeld gefunden, war es nun auch dort vorbei. Er konnte kaum ein Zimmer finden; an der Wirthstafel waren 30 Personen. So wurde aus dem Kurmonat nur eine Kurwoche ohne Kur. Doch war er dem Andrang der Gäste an seinem Geburtstag ausgewichen und hatte nur hintennach einen Tag lang an den Briefen zu lesen, die ihm von allen Enden auf jenen Tag zugekommen waren. Er mußte in dieser Zeit durch doppelte Dosen von digitalis der beständigen Aufregung entgegenwirken und hatte doch nur selten eine gute Nacht.

Indessen konnte er am 21. Aug. zum Durlacher Missionsfest und von da zu den Stuttgarter Festen reisen, und mit Nachdruck reden. In Stuttgart ermahnte er besonders zum Glauben und Beten für sieben besonders wichtige Missionspunkte und schloß mit einem originellen Gedicht von Zinzendorf, das Jedermann zum Aufmerken, Rathen und Deuten zwang. Acht Tage darauf ließ er sich's nicht nehmen, am Nagolder Feste zu reden und auch die Vormittagspredigt zu halten. Das sei hergebracht und müsse eingehalten werden, so lange es gehe. Aber es bekam ihm übel. „Als ich Nachmittags wieder reden wollte, überfielen mich die Brustschmerzen mit solcher Vehemenz, daß ich mitten im Vortrag aufhören und in die Stille gehen mußte. Nach Hause gekommen, mußte ich 10 Blutegel ansetzen, die aber nichts halfen.“ — „Sechs Wochen darauf, als nach ziemlicher Beschwichtigung ohne äußeren Anlaß ein neuer Ueberfall kam, mußte ich die Procedur wiederholen und bin noch nicht wieder auf dem Laufenden. Das öffentliche Reden ist mir jetzt freilich ganz untersagt. Zur jetzigen Mensur aus Seiner Leidensapotheke will ich mich gern bequemen, und wenn Er einmal eine größere Portion dekretirt, so wird Er ja auch das Maaß der Geduld verstärken. Das ist meine Hoffnung

für diese Welt; für jene bitte ich nur um ein kleines „Biegkle," wo Einer, der gern um's Lösgeld selig wär', unterschlupfen kann."

Nach jener Nagolder Strapaze konnte Barth mehrere Tage lang keine Feder anrühren und neben dem engen Athem plagte ihn ein immer stärker auftretendes lähmendes Kopfweh, verbunden mit völliger Appetitlosigkeit. Wie da die vielen Besuche wirkten, läßt sich denken; der Verkehr mit Menschen schadete ihm viel mehr als die Arbeit, die er allmählich wieder aufnehmen konnte. Er machte sich im September an eine Kinderschrift, die alle seine Zeit in Anspruch nahm. Seit Jahren suchte er, wo er konnte, interessante geschichtliche Stoffe auf, um sie in kleineren oder größeren Erzählungen für die Jugend zu verarbeiten. Das Neueste, was sich ihm darbot, waren Geschichten aus Schottland, die er um so mehr mit Freude ergriff, als ihm Land und Leute lieb geworden waren. Zugleich durfte er hoffen, seine Leser hier auf einen Boden zu führen, der ihnen noch wenig bekannt war und durch seine Natur, wie durch seine Geschichte sie fesseln würde, ähnlich, wie seine Erzählung „das Felsenkind." Dießmal war es „das Schloß im See," was er schrieb, ein Titel, mit dem er seine Leser neckte; denn während diese von Kapitel zu Kapitel ein wellenumspültes Schloß erwarten, so stellt es sich am Ende heraus, daß das Schloß nur in sofern im See liegt, als die Urkunde, die dem rechtmäßigen Eigenthümer zu dem verlornen Besitz des Schlosses verholfen hätte, durch das Umschlagen eines Bootes in einen See fällt, wodurch der Anspruch an dasselbe unwiederbringlich verloren geht. Das Suchen, Finden und Wiederverlieren derselben bildet den Faden, an welchem Barth die dargebotenen Züge und Anekdoten anzureihen weiß. Auch bringt er die Begebenheiten in einen genauen

Zusammenhang mit einer bedeutenden Wendung in der Geschichte von Schottland. Alles ist so geordnet, daß ein reiferer Leser mit immer neuer Spannung folgt, während er zugleich durch die malerisch geschilderten Oertlichkeiten und Scenen lieblich angesprochen wird. Ein reiferer Leser, sagen wir, denn der geschichtliche Hintergrund und die Sache selbst, um die es sich handelt, ist doch von der Art, daß Kinder das volle Interesse dafür noch nicht haben können. Sein Stoff hat ihn so überwältigt, daß er diese fast aus dem Auge verloren zu haben scheint; und doch sind sie nach der Vorrede gemeint, wenn sie auch auf dem Titel nicht wie sonst erwähnt sind. In Gedanken hat er sie freilich gehabt, denn der rechtmäßige Erbe des Schlosses, der jedoch von seiner Herkunft nichts weiß, erscheint in der Mitte der Erzählung als ein verwaister Knabe, der der armen Wittwe Mary Morston in die Pflege gegeben wird. Diese, ein Prachtexemplar von einer schottischen Christin, die mit ihrer Bibel den Knaben gründlich zu unterrichten, und mit ihrer Kenntniß der Kräuter wohl zu beschäftigen weiß, während sie in völliger Einsamkeit in einer Sennhütte lebt, hat einen so mannhaften Glauben, daß man ihre Gestalt nicht vergessen kann, wenn man sie einmal kennen gelernt hat. Hier finden sich auch Züge, die für Kinder anziehend sind; z. B. die kindliche Phantasie, mit der der Knabe Davids Geschichte in die schottischen Berge verlegt u. dgl. Er gibt auch durch seine folgende Laufbahn ein gutes Vorbild für Kinder, und wird durch Fleiß und Frömmigkeit glücklicher, als wenn er das Schloß seiner Väter ererbt hätte. Aber dieser Knabe tritt doch nicht so in den Vordergrund, wie es bei einer Kindergeschichte zu erwarten wäre. Der Hauptheld ist eigentlich der, welcher die Urkunde ans Licht zu bringen sucht. Und hier tritt nun die Haupttendenz hervor, den Edelsinn zu

zeichnen, der die größten Schwierigkeiten nicht scheut, um Anderen zu ihrem Glück zu verhelfen, und darin seine reinste Freude findet, wenn ihm etwas für Andere gelungen ist. „Ich weiß nicht, ob ihr's schon soweit habt, liebe Leser, aber ich weiß, daß ein ächter Jünger Jesu nicht anders denken kann.“ Zur psychologischen Feinheit und Wahrheit in der Schilderung christlicher Charaktere, die wir an Barth gewohnt sind, gehört es aber, daß er auch an diesem edlen Manne eine Schattenseite hervortreten läßt, die wenigstens für ihn selbst den Schlüssel zur Lösung des Räthsels darbietet, warum ihm Gott seine uneigennützige Absicht doch nicht gelingen läßt. Man mag über Barths erdichtete Erzählungen urtheilen wie man will, er zeichnet das Menschenherz nach der Wahrheit und gibt der Gnade allein den Preis.

In lieblicher Erinnerung steht mir ein Besuch in Calw, zu dem mich Barth von Leonberg abholen ließ, wo ich der Ordination meines ältesten Sohnes beiwohnte (Ende Oktobers). Er empfing mich mit außerordentlicher Liebe, und nahm mich nach Nagold mit, wo ich einige schöne Tage verleben durfte. Er fühlte sich damals etwas erleichtert. Zeller kam dann mit uns nach Calw und blieb zur Verlagsvereinssitzung am 5. Nov. Der „Bibelwegzeiger“ zur Einleitung in die h. Schrift und das „biblische Handbüchlein für Schulen“ waren unter der Presse und bald sollte der Druck der Missionsgeschichte beginnen, welche Blumhardt zu einem ganz neuen Buche umarbeitete, das nun dem erweiterten Umfang der Missionsarbeiten entsprechend, in zwei Bänden erscheinen sollte. Barth aber hatte fortwährend schwere Zeit durch Anschwellen der Füße und häufiges Nervenkopfweh, während die Arbeit brannte und auch die Feiertage keine völlige Ruhe brachten.

Als gegen Ende des Jahres sein geliebter Bruder,

Oberamtsrichter Schmid, unvermuthet schnell heimgerufen wurde, rief er aus: „Wer hätte geglaubt, daß diese anima candida noch vor mir ausgespannt würde! Er war ein Friedenskind.“

1861.

Seit es mit Barths körperlichen Umständen mehr und mehr dahin gekommen war, daß fast buchstäblich von der Fußsohle bis zum Scheitel nichts Gesundes mehr an ihm war, seit er sich in Folge davon immer tiefer in die Stille und zeitweise in eine unfreiwillige Muße hatte zurückziehen müssen, war er in die eigentliche Probezeit seines innern persönlichen Christenlebens eingetreten. Aber er hat diese Probe besser bestanden, als mancher redliche und eifrige Christ denken mochte, dem sein rastloser Trieb zum Wirken, seine außerordentliche Vielseitigkeit, sein sprudelnder Humor, kurz sein ganzes freies Christenthum nicht gefallen und die Vermuthung nahe legen mochte, beim Eintreten schwererer Proben möchte dasselbe doch zu leicht erfunden werden; es könnte bei ihm eben auch, wie bei so manchen vielbewunderten christlichen Persönlichkeiten noch durch die Tiefen der Vernichtigung, durch einen geistigen Bankerott hindurchgehen müssen, ehe das Unlautere ausgeschieden werden könne. Diesen Prozeß, der auch bei einem von Jugend auf bewahrt gebliebenen Christen einmal vorgehen muß, der aber nicht an das Ende, sondern eher an den Anfang des Christenlaufs gehört, hatte Barth schon seit lange durchgemacht. Zwar einen erziehenden, läuternden Zweck hatten sicherlich auch bei ihm die Leiden, die ihm der Herr auferlegte; aber des Grundes, auf dem sein inneres Leben und seine Hoffnung

für das Zukünftige ruhte, brauchte er nicht erst jetzt sich zu versichern, denn er war desselben schon längst gewiß, und im Innersten war er durch den Glauben so willenlos und selbstlos geworden, daß jener Grund durch die Proben nicht einmal erschüttert wurde. Das zeigen manche Aeußerungen aus diesem letzten vollen Arbeitsjahr, das er zu Ende bringen durfte. So gut er es fühlte, wie er sich nun nicht nur von Andern gürten lassen mußte, sondern auch anfieng entbehrlich zu werden, so wenig war er doch darüber niedergeschlagen oder empfindlich gestimmt: er arbeitete fort, so viel und so lange er konnte, und erwarb sich noch auf seinen Erholungsreisen die Reisekosten mit mühsamer Schriftstellerei. Nur der volle Ernst, den der nach Menschenurtheil so verdiente Mann mit dem Verzicht auf alles eigene Verdienst und mit dem Stehen auf der lautern Gnade Gottes machte, gab ihm Muth und Kraft, auch bis zum Ende zu thun, was Zinzendorf so schön ausdrückt: „sich fröhlich plagen und seine Steine tragen zum Baugerüst.“ Jene Eigenheiten, an denen ein nach dem Aeußeren urtheilender Mensch, der ihn nicht näher kannte, etwa hätte Anstoß nehmen können, und zum Theil mit Recht Anstoß nahm, waren mit seiner innern Lebensgestalt doch so gar nicht verwachsen, daß sie die Gnade zuletzt rasch, und ohne daß es ein Losreißen gekostet hätte, abstreifen konnte. Gegen die Sünde selbst aber, die uns bis ans Ende anklebt und träge macht, kämpfte er durch eben dieselbe Gnade mit großem Ernst und ließ dem alten Menschen keine Ruhe; nur war es nicht seine Art, von diesen Kämpfen zu sprechen: er hatte in dieser Beziehung an dem Freund der Seelen, an seinem Heilande Halt genug, und war daher, wie er sich wohl bewußt war, in diesem Stücke auch gegen die nächsten Freunde verschlossener, als manche andere ernste Christen.

In seinem ersten Brief an mich tröstete er sich und mich über den trüben Aussichten, welche die Zukunft bot, mit dem Worte Jesu an seine Jünger: „In der Welt habt ihr Angst, aber habt keine Angst!" — Eine Aufmunterung, die ihm nach seiner Art viel werth war, hatte er auf Neujahr durch die Aussicht auf das Zustandekommen einer englischen Uebersetzung des Bibelwerks erhalten, mit deren Druck es sich jedoch noch bis nach seinem Ende verzog. Ueber seine Gesundheitsumstände, die nur beschwerlicher wurden, da allerlei Leiden des Winters zu den sonstigen Krankheiten hinzukamen, hielt er seinen Heinrich am getreulichsten auf dem Laufenden, während er die übrige Correspondenz immer mehr beschränkte. Wehmüthig hätten Nachrichten wie die folgenden den treuen Freund berühren müssen, wenn bei jener Heiterkeit Barths, deren tieferen Glaubensgrund Heinrich kannte, eine trübe Stimmung überhaupt hätte aufkommen können: „Mein armes Gedächtniß ist nicht mehr löcherịcht, sondern ein pures Loch, durch welches Alles hindurchfällt. Will Jemand meinen Sander (dessen Biographie) haben. Ich habe ihn ausgeliehen, weiß nicht mehr wem. Frage überall nach; keiner hat ihn. Nun wenn er kommt, weiß ich nicht mehr, wer ihn verlangt hat. Wenn aber vieles And're bricht, vergeß' ich doch den Heiner nicht." An Schwester Weiz in Stuttgart schreibt er am 21. Jan.: „Wenn dir Jemand sagt, es gehe bei mir besser, so sag' nicht: ich glaub' es nicht. Gut geht's jeden Falls, weil nach des Herrn Willen." Wenige Tage darauf aber schreibt er: „Am 23. Mittags mußte ich statt zum Essen ins Bett, weil ich Fieberfrost hatte und heftiges Kopfweh. Letzteres war Nachmittags so, daß ich einen Nervenschlag erwartete und zur Abreise ganz gefaßt war." Der Anfall gieng vorüber, doch blieb das Kopfweh so stark, daß es ihm allen

Appetit nahm und kaum auf dem „Niveau“ zu erhalten war. Sogar das Lesen griff ihn an, doch konnte er alle Tage im Gärtchen hinter dem Hause spazieren gehen. Am 5. Febr. schreibt er: „Jetzt stecken meine Füße in einem Ueberzug von Guttapercha-Papier. Meine Arbeit gleich 0.“ Sein Gehilfe berichtigt dies dahin: „dennoch geht das Arbeiten bei ihm unverändert fort, nach dem Grundsatz, daß man noch lange genug ausruhen könne. Ob er sich für gefährdeter hält als früher, kann ich nicht ausfindig machen; kaum, daß er nebenher eine Andeutung gibt, er könne einmal abhanden kommen, ehe man sichs versehe.“ Auch die Nächte waren stets durch Beengung gestört. Am 20. Febr. fuhr er nach Stuttgart, um einen dortigen Arzt zu konsultiren; das Resultat war aber ein geringes.

Zum 87. Geburtstag der theuren Mutter Handel gab er den Gedanken, die ihn damals bewegten, in folgenden Versen Ausdruck:

Eines bleibt uns immer,
Wenn des Lebens Schimmer
Abendlich erbleicht,
Wenn die kühlen Lüfte
Weh'n um unſ're Grüfte,
Und der Tag entweicht.

Nun, und was denn bleibt uns?
Welcher Stengel treibt uns
Neue Blüth' empor?
Hoffnung, Hoffnung heißt er,
Auf die Heimat weist er,
Auf der Sel'gen Chor!

Laß sie welk zerfallen,
Deine Blüthenballen
In dem bunten Glanz:
Schön're sind uns droben
Sicher aufgehoben,
Ja ein ew'ger Blüthenkranz.

Ob ich heut ihn kriege,
Ob er morgen fliege
Auf Dein müdes Haupt,
Ist ja Nebensache,
Wann die Morgenwache
Dir die Stirn umlaubt.

Nacht bricht an im Lande,
Bald sind alle Bande,
Tod und Grab gesprengt:
Dann erstehen wieder
Neu die matten Glieder,
Frisch und unversengt.

Unter Jubelschaaren
Triumphirend fahren
Gottes Kinder auf.
Das ist unser Hoffen:
Heimat steht uns offen
Nach dem Pilgerlauf.

Darum nicht verzagen,
Darum nicht mehr klagen,
Tag folgt auf die Nacht!
Laß die Tage schwinden,
Morgen wirst du finden
Ew'ge Himmelspracht!

Ein kritisches Auge wird an diesem Gedicht die „Blüthenballen“ abgefallen finden; es ist mühsam zu Stande gekommen, wie er denn zu einem Gedicht für die Jugendblätter zuweilen einen halben Tag brauchte. Aber seine Willenlosigkeit in Beziehung auf das letzte Stündlein, seine Glaubenszuversicht über Tod und Grab hinüber leuchtet aus diesen Versen wohlthuend hervor, was auch an der Form vermißt werden mag. Und seine Stammheimer Mutter, wie er sie manchmal nannte, verstand ihn ja wohl; sie nahm die Glaubensgedanken aus der Schale heraus und labte sich daran. Selber kommen konnte er nicht; aber auf Ostern nahm er sich vor, sie nach Nagold mitzunehmen.

Sein schwerstes Leiden war in dieser ganzen Zeit das chronische Kopfweh, das auch nach guten Nächten sich alle Tage einstellte; sobald er konnte, arbeitete er wieder mit der alten Energie. Auf eine Warnung von Zeller antwortete er: „Die Lehre, die du aus deiner neuen Theorie ableitest, Ruhe, Arbeitsstille und Schonung, kurz das alte Lied nach der bekannten Melodie, paßt zu jedem andern Schlüssel ebensogut; aber auf dem Seehaus in Bremen steht: Navigare necesse est, vivere non est (Schifffahren muß sein; leben muß nicht sein).“ — Am Charfreitag konnte er es nicht verwinden, auch einmal wieder die Kanzel zu probiren, und wollte sein Kopfweh wegpredigen; er mußte sich aber wegen heftiger Kopfschmerzen gleich nach seiner Zurückkunft zu Bette legen. Am Ostermontag holte er Mutter Handel in Stammheim ab und fuhr mit ihr nach Nagold, wo sie Zellers über-

raschten, denen er wohl zwei Besuche angekündigt hatte, aber ohne die Namen zu nennen. „Sie waren höchlich erstaunt und erfreut. Wir brachten einen vergnügten Abend mit einander zu.“ Die Fahrt schadete ihm nicht, brachte aber auch keine Linderung der Kopfschmerzen. Die Woche darauf bekam er einen erwünschten Besuch von Gen.-Sup. Hoffmann aus Berlin, mit dem auch mehrere jüngere Missionsbrüder bei ihm zusammentrafen. „Wir waren natürlich vergnügt beisammen, soweit dieß von meiner Seite möglich war, denn ich hatte unaufhörlich Kopfweh, war aber des Sprechens meistens überhoben.“ Gundert berichtet, Barth habe nach diesem Besuch das Gefühl gehabt, daß er eben eine Ruine sei, und setzt bei: „Immerhin eine Ruine, die noch etwas leistet, und deren Restauration dem Herrn so leicht wäre als ein neuer Aufbau.“ So dachten, ungeachtet der mehrfachen Krankheiten Barths, damals noch manche seiner Freunde, weil er auch jetzt noch dem Krankheitsgefühl niemals nachgab. Er selbst aber wußte wohl, wie es stand. „Ich danke Gott, so lang es nicht schlimmer wird, denn er fährt immer noch sehr schonend mit mir im Vergleich mit Andern.“ Wenn ein neues Uebel drohte, konnte er äußern: „Wo Sechse essen, da langt's auch noch für den Siebenten.“ — Wegen der beabsichtigten Zusammenstellung seiner Ansichten über die letzten Dinge und über die Nähe des Endes sagt er: „Wenn man so heruntergekommen ist, wie ich, dann ist auch keine große Freudigkeit mehr vorhanden, die bevorstehenden letzten und schweren Kämpfe mit durchzumachen. Wenn es des Herrn Wille gewesen wäre, daß ich die von ihm verliehene Einsicht in den Zusammenhang der letzten Dinge noch weiter mittheilte, so hätte er mir ja ein Restchen von Kraft zu diesem Zweck übrig lassen können; aber so darf ich nicht daran denken, mich in dieses Feld hineinzuwagen, obgleich die Sache

selbst klar vor mir liegt. Es kommt eben Alles auf seinen Willen an."

Zum Stammheimer Fest wollte er mich als Festredner haben; auf meine Einwendungen erwiederte er bezeichnend genug: „Da es zu spät ist, einen andern zu berufen, so haben wir keine Wahl, somit hast du auch keine. Betrachte es eben als eine Nothwendigkeit, die sich nicht ändern läßt; und hat es einmal eine Position in deinem Etat, so wird es schon gehen; denn Alles, was sein muß, läßt sich auch machen, und wenn es noch so unmöglich aussieht. Das kannst du aus Erfahrung so gut wissen wie ich. Ob du der rechte Mann zu dieser Ansprache bist, darüber hast du nicht zu entscheiden, sondern die Berufenden. Du darfst nur einmal deine Umständlichkeit und Schwerfälligkeit, deren tiefster Grund doch nur Eitelkeit und Mangel an Einfalt ist, 14 Tage lang durch Liebe überwinden, so geht's ganz gut. Kurz, du kommst; denn sonst bleibt mir nichts übrig, als daß ich das Pensum selber übernehme, und mich auf's Neue krank arbeite. Halt' mir's also zu gut, wenn ich dir's nicht zu gut halte, so du nicht kommst. Wenn meine Freunde doch noch ein wenig Geduld mit mir haben möchten, bis ich vollends ganz bei Seite gelegt werde, was ja nicht mehr lange anstehen wird. Einer um den Andern fällt von mir ab." Am 1. Mai konnte er an dem Calwer Missionsfest nicht selbst Antheil nehmen, hatte aber nachher viele Gäste, denen er präsidirte. Drei Wochen darauf war das Stammheimer Fest, zu dem ich nun doch zugesagt hatte; er freute sich darauf, mit mir nach Stuttgart zu fahren und dort Gobats zu treffen. Zugleich hatte er eine Konsultation seines Arztes und nach Umständen eine Operation im Sinne; auch wollte er seinem Freunde, O.-St.-Rath Kurr, einen Besuch machen, dessen edle Gattin nach langer Krankheit Mitte

Mai entschlafen war. Auf diesen Besuch war ihm freilich bange, weil es „ohne schmerzliche Erschütterungen nicht abgehen" konnte. „In diesem Stück bin ich sehr schwach; so oft ich nur an etwas der Art denke, füllen sich die Augen." — „Ein liebliches Wesen weniger in der Welt," schrieb er mir; denn die Entschlafene war eine schwergeprüfte und bewährte Jüngerin Jesu. Aber Barth fühlte in jenen Tagen selbst eine solche Schwäche und Hinfälligkeit, daß ihm bei der interessantesten Lektüre die Augen zufielen; bei dem Stammheimer Fest aber zog er sich durch Sitzen in der Zugluft eine Brustentzündung zu, so daß sich fragte, ob er reisen könne. Dennoch wagte er am Dienstag Nachmittag die Fahrt, kam überaus elend in Stuttgart an und hatte darauf die schwerste Nacht, deren er sich erinnerte. Man glaubte nicht mehr, daß er Stuttgart werde verlassen können; doch besserten sich seine Umstände über Erwarten. Es wurde viel für ihn gebetet. Auf diese Weise wurde das Zusammentreffen mit Gobat freilich ein sehr wehmüthiges. Erst am Samstag der folgenden Woche konnte er nach Calw zurückkehren und hatte nun wieder erträgliche Zeit; doch mußte er mit schwerem Herzen die Einladung nach Basel dießmal ausschlagen. „Ich bin zu schwach und elend, kann nichts mehr unternehmen." Um so bedürftiger fühlte er sich des brieflichen Verkehrs, den er namentlich mit seinem Heinrich in diesem Jahr noch frequenter unterhielt, als in irgend einem früheren. Nach einem Brief vom 5. Juni schreibt er am 7.: „Ich sehe schon, ich kann nicht auf dich warten, sonst vergesse ich wieder Alles, und du findest, wenn du einmal meine Biographie schreibst, eine Lücke in deinen Materialien." Am 8. Juni trafen Vietors mit Frau Noltenius bei ihm ein, und reisten nach wenigen Tagen weiter, um vor den Basler Festen noch eine Alpentour auszuführen.

Der kurze Besuch überzeugte ihn, daß er nicht nach Basel reisen könne. Der Abschied von den l. Freunden wurde ihm aber um so schwerer; er konnte es fast nicht über's Herz bringen, daß er die Feste nicht mitmachen sollte. Als ihm Heinrich ein paar Tage nicht schrieb, theilte er ihm seine „neueste Erfahrung" mit, daß man Briefe schreiben müsse, um solche zu bekommen. „In der ganzen vorigen Woche ist kaum Ein Brief gekommen, was mir etwas ganz Ungewohntes ist. Und wenn auch vollends die untreu werden, bei denen ich meine letzte Kraft in die Feder lege, dann darf ich mir nicht verhehlen, daß mit mir Matthäi am letzten ist, was ich mir ja gern gefallen lassen will." (Siehe ich bin bei Euch &c.) — 14. Juni: „Ich habe meistens gute Nächte, wenn ich stundenlang mit dem Athem gekämpft habe, zuweilen auch ohne das. Bei Tage ist schon zwei Tage das Kopfweh sehr mild, lästiger der Gichtschmerz in der Achsel. Schwäche immer noch gleich."

Am 1. Juli früh reiste Gundert nach Basel ab. Barth sah ihm durch die Scheiben nach unter vielen Thränen. Tags darauf schreibt er: „Heute gibts schwere Reminiscenzen: Die Versammlung im Garten, Judenfest u. s. w. Ich darf nicht daran denken." Am Donnerstag erhielt er ein Telegramm mit den Worten: „Gruß der Generalkonferenz. Um den Abend wird es licht sein!" unterzeichnet von dem Präsidenten und von der ganzen Versammlung zu St. Martin durch Aufstehen bestätigt. Barth, der es mit der Exegese immer genau nahm, schrieb darüber an Zeller: „Ich konnte den Thränen nicht wehren, obgleich der Spruch unrichtig erklärt und falsch applicirt ist; denn jetzt ists bei mir nicht licht, sondern düster." Er war von dem heftigsten Kopfschmerz schon seit 6 Tagen ununterbrochen geplagt.

Um Stille zu erhalten, fuhr er mit Zellers Ende Juli

in den Schwarzwald hinein, über sein Reiseziel selbst noch nicht im Klaren. Die Fahrt ging das Murgthal hinunter nach Gernsbach, wo sie übernachteten. Als sie am andern Tage nach Lichtenthal kamen, fühlten sie sich im Ludwigsbad so gemüthlich, daß sie ihr Zelt dort aufschlugen. Da Zellers um seinetwillen das Gefährt bei sich behielten, so konnte er jeden Tag eine Spazierfahrt machen, schöne Ausflüge in die herrlichen Umgebungen. In der milden Luft des Oosthals war sein lästiger Begleiter, das Kopfweh, das ihn nun seit Jahresfrist nicht verlassen, schnell vollständig verschwunden. Zwar dauerte die Erholungszeit nur wenige Tage, aber Barth war auch für die kurze Freiheit von der ihm aufgelegten Last dem Herrn und seinen Nagolder Freunden sehr dankbar. Obgleich der Schmerz zurückkehrte, sobald er wieder in anderer Luft war, hielt er doch vor der Hand geduldig aus und arbeitete, was er konnte. Aber zu verwundern ist nicht, daß er sich sehr darnach sehnte, die für ihn so besonders wohlthuende Luft des Oosthales, die er sonst nirgends fand, vor Eintritt des Herbstes noch einmal zu genießen. Es fügte sich dazu gegen Ende Septembers, wo er das stille Ludwigsbad wieder aufsuchte und die milde Luft in vollen Zügen genoß. Zuerst allein, bald aber der Einsamkeit müde geworden, rief er seinen lieben Gehilfen Weitbrecht zu sich, für den er ein Zimmer neben dem seinigen belegt hatte. Nicht lange, so wurde er durch das Eintreffen des l. Dr. Ostertag und dessen Gattin erfreut, die eben deßhalb nach Lichtenthal kamen, um, ohne ihm Unruhe zu bereiten, doch in seiner Nähe zu sein. Ihm verdanken wir eine unübertreffliche Schilderung jener Lichtenthaler Tage. „Die Sommergäste waren so ziemlich alle verschwunden; es war stille geworden in dem Thal; aber die blaue linde Luft und der warme Sonnenschein und das saftige

Grün der Matten und die herbstlich belaubte Lichtenthaler Allee, an deren oberstem Ende der stillgewordene Gasthof stand, und der feierliche Ernst der Tannenwälder darüber — Alles war noch da." — — „Wie er mich einst bei meinem ersten Besuch in Möttlingen, oben an der Treppe — im Schlafrock und mit der langen Pfeife begrüßt hatte, so war es auch jetzt. Aber wie ganz anders war es doch! Zwar mit der alten herzinnigen Liebe, die in jedem Zug seines Angesichts sich spiegelte, stand er da: aber dieses Angesicht war von Leiden durchfurcht, der Athem beengt und Luft suchend, der Gang unsicher und schwankend. Und dennoch, wie hat Barth auch in jenen Tagen, wo er oft halb ohnmächtig und wie ein Sterbender im Lehnstuhl saß — wie hat er noch gearbeitet! Zwar nicht mehr frühe um 4 oder 5 Uhr, wie einst, erhob er sich, sondern erst nach 6, aber er war es, der uns die Morgenandacht hielt mit seiner gewohnten Kraft und Salbung, um dann gleich hernach den Vormittag hindurch theils Briefe zu schreiben, theils für seine Blätter zu arbeiten. Und wie lag über all dem, was er in jenen Tagen schrieb, ein Duft der jugendlichsten Frische und heitersten Lust! Er pflegte uns vor dem Mittagessen vorzulesen, was er im Lauf des Morgens geschrieben. Es war „die himmlische Prinzessin," zu der er selbst die Zeichnungen ausführte und die nachher in seinen Jugendblättern (Nov. 1861) und im vierten Bändchen der „kleineren Erzählungen" erschienen ist, — ein heiteres und doch ernstes Bild aus seinen eigenen Kinderjahren. An den Nachmittagen pflegte er immer eine weitere Fahrt im offenen Wagen zu machen, was ihm gewöhnlich sehr gut that und ihm etwas erquicklichen Schlaf für die Nacht bereitete. Wie war er auf diesen Fahrten so heiter, so glücklich, so voll unerschöpflichen Witzes; nur wenn er recht müde und elend war, saß

er still und gebückt in der Wagenecke. Kam er dann am Abend dankbar und vergnügt in die freundliche Herberge zurück, so konnte er stille mit dem Bleistift in der Hand an dem Tische sitzen und mit zitternden Zügen ein Gedicht hinwerfen, das den Haupteindruck des Tages in wunderbarer Frische wiedergab. Unvergeßlich war die Fahrt nach dem Wasserfall von Gerolsau, der inmitten einer trauten Waldeinsamkeit sich mit schneeweißem Schäumen über Felsen stürzt. Barth war auf jener Fahrt ganz besonders vergnügt und genoß die glänzende Natur und die laue Luft in vollen Zügen. Nach der Heimkehr zog er sich auf sein Zimmer zurück, kam aber nach einer halben Stunde wieder, setzte sich lächelnd zur Lampe und las uns das Lied „Beim Wasserfall von Gerolsau“ vor, das sein Inneres so rein abspiegelt.

„Wasserbach, wo kommst du her? Aus der Bergschlucht droben;
Machte mir den Kopf so schwer, Bin fast ganz zerstoben.
Ueber Stufen von Granit Warf man mich hernieder,
Schlugen mir in Staub und Gischt Alle meine Glieder.

Wenn ich von den Stufen sprang Fröhlich und verwegen
Und im Frühlings-Thatendrang Als ein Bogenregen
Unterm Regenbogen durch, Der die Brücke spannte,
Munter wie ein junger Knab' Immer abwärts rannte, —

O was hab' ich da gehofft Drunten in dem Thale!
Träumte mir im Stillen oft Lauter Siegesmale!
Und was fand ich, als ich kam? Arbeit in der Mühle,
Wiesen wässern, schwarze Wäsch', Andre niedre Ziele.

Wenn ich zu der Heimat Höh' Als Cascade steige,
Und die Kraft erlahmen seh', Und mich wieder neige,
O wie wird mein Herz so schwer! Immer weiter wall' ich,
Und in Kurzem in den Rhein Und ins Meer dann fall' ich.

Bächlein, sei mit deinem Loos Doch einmal zufrieden:
Ist das Glück nicht schön und groß, Welches dir beschieden?
In der Jugend Irisschein, Arbeitslast nach Kräften,
Und am Ende süße Ruh', Ruhe nach Geschäften!"

Dr. Ostertag fährt fort: „Als ich in jenen Tagen gegen ihn äußerte, wie gut es ihm doch geworden, daß er so leicht arbeite, — daß ihm Alles so leicht aus der Hand und Feder fließe, schüttelte er den Kopf und sagte: „Das Produciren wird mir schwerer als vielen Andern. Ich arbeite nicht leicht und muß Alles bei den Haaren herbeiziehen."

Die Arbeiten in Lichtenthal mußte er um des lieben Brods willen treiben und brachte auch das Pensum, das er sich selbst aufgegeben, rechtzeitig zu Stande. Es war ihm zu gönnen, daß er doch einen schönen Theil seiner Zeit auf wirkliches Ausruhen verwenden, und bei dieser Art von Arbeit wenigstens gemüthlich sich auch erheitern konnte. Aber nun giengs eben wieder an die „niedern Ziele." Es blieben der prosaischen Arbeiten so viel liegen, daß er nachher all sein bischen Kraft zusammennehmen mußte, um aufs Laufende zu kommen. „Ich kann eben nicht mehr laufen, nur noch schleichen."

Schon in Pforzheim stellte sich das Kopfweh wieder ein, als er am 5. Okt. nach Hause reiste. Als ihn aber Zeller warnte, sich nicht alsbald wieder in die Arbeit zu stürzen, antwortete er: „Das fehlt mir noch, daß man mir zum Faullenzen zuredet, das mir ohnehin in allen Gliedern steckt." Seine Reisegeschenke wollte er selbst nach Nagold bringen, die Fahrt kam aber nicht mehr zu Stande; auch nach Stuttgart kam er nicht, wo er Gobats's noch einmal treffen wollte. „Ob ich sie noch einmal zu sehen kriege, steht sehr dahin, — dahin, wo keine Trennung mehr ist."

Mit der Allianzsache, die Barth gegen die Befürchtungen

mancher unter seinen Freunden stets vertheidigt hatte, stand es damals in Württemberg so, daß sich jene Befürchtungen zu bewahrheiten schienen. Zur Allianzversammlung in Genf hatte man sogar Juden zugelassen und mit Garibaldi sympathisirt; das verdarb den Freunden der Sache in Württemberg alle Lust dazu. In Württemberg selbst aber hatte in der That eine der Landeskirche feindselige Richtung sich unter dem Namen der Allianz stark ausgebreitet. Barth sah wohl ein, daß für den Augenblick der Schaden größer war als der Nutzen, gab aber für die Zukunft seine Hoffnung doch nicht auf, daß die rechten Männer die Sache noch in eine gute und segenbringende Bahn leiten könnten.

Einen neuen Anfall von Brustentzündung hatte Barth im November zu bestehen, deren Heilung noch schmerzhafter und störender war, als das Uebel selbst. Da wunderte er sich oft, daß er nur noch leben könne. „Ich bin auf Beides gerüstet, auf's Abgerufenwerden und auf's Längerbleiben, obgleich Letzteres unwahrscheinlich ist. Ein Mann, der so wie ich an Thätigkeit gewöhnt war und zugleich die volle Einsicht davon hat, daß auch eine eigene Gerechtigkeit, selbst wenn eine solche wirklich vorhanden wäre, den Heimgang nicht erleichtern könnte, kann ein längeres Liegen unter dem alten Eisen nicht wünschenswerth finden, hat aber, wenn auch die Hauptsache, das Vertrauen auf die Gnade Gottes in Christo Jesu, im Reinen ist, immer noch genug an der Unterwerfung unter den allein guten Willen Gottes zu lernen; und wenn auch nur der Glaube an den, der die Gottlosen gerecht macht, zur Seligkeit verhilft, so soll doch dieser Glaube ein geübter, geprüfter und bewährter sein. Da sieht's oft schmählich genug aus, und meine Wehleidigkeit, Ungeduld und Kreuzflüchtigkeit zeigt mir deutlich genug, daß der Heiland alle Ursache hat, mich noch länger in der Leidensschule zu lassen, die ja bis jetzt immer noch so lind und erträglich gewesen ist.“

Während so statt der Arbeit vornämlich das Leiden seine Aufgabe war, freute er sich neidlos über das, was Andern

zu wirken gegeben war. Die Bemühungen seines lieben Heinrich für die Belebung der Gemeinschaften und die Sammlung der Jünglinge in christliche Vereine, auf welche der sinnige Jünger Jesu alle seine Zeit verwendete und alle seine Gedanken richtete, begleitete er mit Interesse und (aus Anlaß seines Geburtstags) mit herzlichsten Segenswünschen, indem er ihn auf die Ernte hinweis't,

„Wo der, der reichlich ausgestreut,
Auch schwere Garben kriegt zu tragen,
Und sich mit allen Schnittern freut
Nach Arbeits- und nach Leidenstagen.
Gott segne deine studia,
Wenn du auf frische Arbeit sinnest!
Er sprach' zu deinen Fragen Ja,
Wo du was Neu's zu bau'n beginnest!
Er führe es im Segen aus!
Er segne Mann und Frau und Haus!
Und macht Er dich dereinst zum Sakristan,
So geb' Er mir ein Stübchen nebendran!"

Im Dezemberheft der Jugendblätter d. J. begegnet uns ein Gedicht mit der Ueberschrift: „Deutsche Einheit," das uns an eine Seite von Barths Charakter erinnert, die den Meisten weniger in's Auge fiel, an seine Vaterlandsliebe und entschieden deutsche Gesinnung. Politischen Bestrebungen freilich war er durchaus ferne, aber ein warmes Herz hatte er für das deutsche Volk; das sprach sich nicht selten aus. Man lese nur seine Lieder an den Rhein in den Jugendblättern früherer Jahre. Ein deutscher Strom sei derselbe, der deutsch bleiben wolle und solle. An's deutsche Volk und an die deutsche Jugend richtete Barth manche Mahnung über das Thema: „Sei deutsch, mein Volk, und bleib' es!" — und warnte vor dem Wälschen. Dabei dringt er hauptsächlich darauf, am deutschen Glauben festzuhalten.

Einen „Aufruf an die deutsche Jugend" (1858) beginnt er mit den Worten:

Ein neues Volk, ein neu Geschlecht
Soll aus der Jugend blühen;
In dem soll Gottes Licht und Recht
Zu heller Flamm' erglühen.
Nun, — jung Germania,
Ist Oel zum Brennen da?
Wie, oder bist du ausgedorrt
Und strömst du deine Kräfte fort
In eitlen Träumereien,
Die nur zum Tod gedeihen?

Und nun heißt er sie aufstehen aus ihrem trägen Schlummer und den Lauf nach hohem Ziele richten. — Im Aprilheft 1859 findet sich eine Ermahnung an's deutsche Volk und an die deutsche Jugend, fest wie Stahl und Eisen zusammenzuhalten, und heiße Bitten in's Vaterherz Gottes emporzusenden, daß er Deutschland verschone. Es ist ein kräftiges Lied mit dem Schlußrefrain: „Halte fest wie Stahl und Erz!" — 1860 ruft er sogar aus:

Deutschland, Deutschland wache auf,
Schlag' an deines Schildes Knauf!
Auf! und halt dein Schwert parat,
Wo sich ein Verräther naht!
Nimm dein Kleinod wohl in Acht,
Blick umher und halte Wacht,
Wehre dich; laß nie dir rauben
Deinen Rhein und deinen Glauben!

Aber bei dem Allem konnte er die kühnen Hoffnungen Vieler für Deutschlands kommende Größe nicht theilen. Das spricht sich in dem vorliegenden Gedichte: „Deutsche Einheit" aus, in welchem er der Weissagung gemäß von den kommenden Völkerbewegungen ein erschreckendes Bild entwirft. Die Zeit suche schon lange einen Mann, der die Völker zur Einheit binde, und sie werde den finden, der sie

zu einer starken Einheit bringe, und für den sie alle schwärmen werden:

Volk wächst dann mit Volk zusammen,
Und nur einer leitet sie,
Einer setzt in helle Flammen
Aller Völker Phantasie!

Aber wenn seine Sonne erlösche, so werden die Nationen weinen, die sein Arm in Eins gemischt. Dann erst werde der rechte Eine kommen, der Fürst der Fürsten, Jesus Christus, und zwar richtend und so, daß sich Seiner keiner erwehren könne.

„Jener warf sie nur zusammen;
Dieser prägt sie völlig neu,
Schmelzt sie um in Seinen Flammen,
Daß ihr Bild das rechte sei.“

Die Frage von der rechten Vereinigung der Einheit und Freiheit lös't er schließlich mit den Worten:

„Einheit heißt: dem Einen dienen,
Der der Fürst des Lebens ist;
Freiheit heißt: Für Christum grünen,
Bis der Tod das Leben frißt.“

1862.

In Sielmingen lebte damals noch der innigfromme Pfarrer Seeger, einer der ältesten Freunde Barth's, mit dem er besonders vertraut war, aber der Lebensführung nach ihm sehr unähnlich. Barth rastlos thätig im weitesten Kreise, Seeger auf's Leiden und auf die Stille verwiesen. So stand es zwischen Beiden jahrzehntelang; aber wie ähnlich waren sie sich nun geworden! Ihm beschreibt Barth seinen Zustand und fährt dann fort: „Ich habe Ursache, Gott zu

danken, weil es ja noch viel schlimmer sein könnte, wie ich namentlich auch an deinem Beispiel sehe. Wie es einem gesunden Menschen zu Muth ist, weißt du schon lang nicht mehr; ich habe jetzt auch keine rechte Vorstellung mehr davon; um so wohler wird uns die Frühlingsluft auf den Hügeln der Ewigkeit thun, nach denen wir uns beide sehnen. Gottlob, daß mich darüber kein Skrupel plagt, und daß ich mich ganz rückhaltslos in das Erbarmen Gottes in Christo hineinlegen kann! Wie gut haben wir's doch, daß uns der Herr diesen Glauben geschenkt hat neben allem Elend!" 4. März. „Darfst du vor mir heim, so freue ich mich, dich dort wiederzusehen und mit dir in's Halleluja einzustimmen! Dein mit dir flehender, kämpfender und hoffender Bruder Chr. Barth."

Barth gieng fortwährend mit Heimwehgedanken um; natürlich, denn auch sein letztes Linderungsmittel wollte den Dienst nicht mehr thun. Hauptsächlich setzte ihn das Schreiben außer Athem, er mußte sich damit immer mehr beschränken und das war es, was ihm am schwersten fiel. Wenn er tagelang keine Feder anrührte, so konnte er ordentlich schlafen, sonst aber brachte er manche schlaflose Nacht im Sessel zu. Er war darauf gekommen, statt Abends das Bette zu suchen, vornweg einige Stunden im Sessel zu bleiben, bis der Athem so ruhig wurde, daß er hoffen durfte, den Schlaf finden zu können. Oft kam es aber auch nicht dazu, so daß er die ganze Nacht im Sessel verbringen mußte. Und daß eine solche „Sesselnacht" lang und mühselig war, das konnte man ihm auf seine Versicherung glauben.

Da ihm das Schreiben so schwer fiel, so konnte er nun mehr Zeit als früher auf das Lesen interessanter Bücher verwenden. Da erfreuten ihn dann die Biographieen Oetingers und Harttmanns, oder Auberlen über Offenbarung.

Ein Aufsatz von E. Krummacher über Röm. 7. beschäftigte ihn viel, ohne ihn jedoch zu befriedigen. „Ich wäre für meine Person froh, wenn mir Jemand mit Gründen bewiese, Paulus schildere seinen damaligen Zustand, aber wie sich sein Ausspruch, er sei fleischlich, unter die Sünde verkauft, also ein Sklave der Sünde, mit dem Anfang des nächsten Kapitels und mit der seligen Freiheit der Kinder Gottes, wie mit so vielen andern Stellen reime, das kann ich nicht verstehen. Aus meiner Erfahrung heraus kann ich das Kapitel ganz gut verstehen: aber der damalige Stand Pauli muß eben doch ein ganz anderer gewesen sein als der meinige."

Es beschäftigte ihn nunmehr die Herausgabe des vierten Bändchens seiner kleineren Erzählungen, die dann zu Weihnachten 1862 erschienen. Es waren größtentheils Abdrücke aus den Jugendblättern; doch kamen einige neue Erzählungen hinzu, die er erst in dieser letzten Zeit geschrieben hatte. In einer derselben treten Gestalten auf, die ihm aus seiner frühesten Kindheitszeit noch dunkel vorschwebten, und die er nun psychologisch verwendete. Sonst hatte er mit dem Druck einer grönländischen Uebersetzung des alten württembergischen Spruchbuchs zu thun, deren Korrektur durch seine Hand gieng, wiewohl sie von Miss. Ulbricht besorgt wurde. „Das hätte ich Anno Neune nicht geglaubt, daß mich Anno 62 das württembergische Spruchbuch noch bugsiren würde."

Ende März wagte er auch einmal wieder einen Besuch in Stammheim mit Zellers und am Ostertag sogar eine Predigt, die das Thema hatte: „Wie der Unglaube die Leute so dumm macht." Er half auch beim h. Abendmahl, das er mitgenoß, und der Gang reute ihn nicht, wenn auch eine unruhige Nacht darauf folgte. Im Juni kehrten Vie-

tors auf ihrem Wege nach der Schweiz bei ihm ein, und feierten am Pfingstmontag das Stammheimer Fest mit. Es war das letztemal, daß die engverbundenen Freunde sich in persönlichem Zusammensein hienieden miteinander erfreuen durften. — Nach Basel konnte er ja nicht mehr mit ihnen reisen; er war froh, wenn ihm nur ein kleiner Ausflug möglich wurde. So drängte es ihn z. B. nach seinem lieben Verwandten Böhringer in Stutgart zu sehen, bei dem er seit Jahren das Absteigequartier gehabt hatte, und der von einem Schlaganfall betroffen worden war. Doch konnte er für jetzt noch nicht dazu kommen.

Mit viel ruhigerem Gemüth, als im vorigen Jahre, konnte er heuer seinen Gehilfen Gundert allein nach Basel ziehen lassen. Aber sein Herz war bei den Festen auch dießmal, und er ließ am Morgen des Tages der Generalkonferenz an diese das Telegramm abgehen: „Ein vieljähriger, jetzt invalider Festgast grüßt die ganze Versammlung mit den Worten Annonis: Die Fahne Christi weht, wohl dem, der bei ihr steht!"

Im Juli reichte es zu einem letzten Besuch in Nagold. Man hatte eine Zusammenkunft in der Thalmühle verabredet; Widmann begleitete ihn und Zellers kamen dahin entgegen. Barth war sehr munter und freute sich des herrlichen Punktes im Nagoldthal. Nun giengs über Wildberg die neue Thalstraße hinauf ins „alte Nest," an Zellers Garten vorüber, wo dieser ein geräumiges, gut eingerichtetes Gartenhaus mit freundlicher Aussicht gebaut hatte, in das Barth längst eingeladen war. Es trägt den Namen Linquenda, der nun an beiden Freunden sich schon erfüllt hat. — Die schönen Tage giengen bald vorüber und zu Hause gab es wieder Besuche, die für Barth durch die unvermeidliche Aufregung immer beschwerlicher wurden. Am 30. Juli schreibt er:

„Das kritische Jahr, neun mal sieben, gienge also heute zu Ende; da wäre ich freilich lieber in der Stille gewesen; aber was bleibt mir übrig, als mich den Wegen Gottes zu unterwerfen? Er muß durchhelfen.“ Er meinte die Durchhilfe über den Geburtstag hinüber, auf den ihm bereits Besuche angekündigt waren, die er nicht ablehnen konnte. Gobats hatten telegraphisch angefragt, ob sie kommen dürfen. Andere Anmeldungen folgten, und so sammelte sich doch auf diesen Tag ein Kreis von Freunden, unter denen sich aber Barth meist schweigend verhielt, obwohl herzlich vergnügt. Von Zellers erhielt er zum Geburtstag u. A. die Zusage, ihn Anfangs September nach Lichtenthal zu begleiten, die ihm sehr erwünscht war, da sie Aussicht auf einige Stille und Ruhe bot. Zunächst aber hatte er noch einige Arbeitswochen vor sich, die seine letzten sein sollten. Als sein Nagolder Bruder für die Mission in Nazareth eine Sendung von Arzneimitteln veranstaltete, war Barth bei den Vorbereitungen dazu auch noch mit thätig. Von ausgehenden oder zurückkehrenden Missionaren erhielt er manche Besuche, und arbeitete an den Jugendblättern. Die Tage waren schwer, die Nächte ordentlich. In Mannheim lag Freund Karl Reihlen auf den Tod krank; er schrieb ihm am 26. August einen lieblichen Brief, in dem er ihn zum Loben und Danken für so viel empfangene Barmherzigkeit ermunterte und mit den ahnungsvollen Worten schloß: „Bei mir wird der Athem immer kürzer; ich habe also alle Hoffnung und Aussicht auf eine baldige Nachfahrt und ein Wiedersehen, — weil der Herr bald kommt, — in den Friedenshütten, wo man nicht mehr pressiren und den andern Morgen wieder abreisen muß. Dort können wir ruhig ein paar Jahre bei einander sitzen. So fahre denn hin im Frieden,

wenn dir der Herr ruft. Du bist täglich in meinen Gebeten bis hinüber in des Hirten Arm und Schooß."

Nach einem kurzen Besuch in Stuttgart und Fellbach brach Barth am 9. September mit Zellers und mir nach Lichtenthal auf, wo er die letzten heiteren Tage auf Erden verlebte. Gleich der erste Tag brachte eine freudige Ueberraschung durch einen Besuch Gobats, der in Karlsruhe der Taufe einer Prinzessin beigewohnt hatte und seine alten Freunde noch einmal sehen wollte. Uebrigens nahm Barth von nun an keinen Besuch mehr an und wurde sogar nervös aufgeregt, wenn auch nur eine Anmeldung kam. Wir machten tägliche Fahrten. Sonst war er am liebsten unter dem Fenster, um etwas freier athmen zu können, konnte auch heiter und scherzhaft sein, doch gewöhnlich ließ er lieber Andern das Wort. Auf die Kunde, daß W. Hoffmanns Gattin, Clara, gestorben sei, schrieb er ihm einige Trostworte und wies ihn auf die selige Ewigkeit, wo er Claram clariorem sehen werde. In ruhigen Stunden las ich meines Schwiegervaters Kinderjahre, von ihm selbst beschrieben, nach einem Manuscripte vor, woran er sich ergötzte. Am Geburtstag der l. Emilie Zeller erfreute er sie mit Blumen von Cana, Nazareth, Jerusalem und vom Thabor. Sie waren in drei Gruppen zusammengestellt und mit Versen begleitet, aus denen wir einige Worte anführen:

Die in Christi Lebenskraft
Stehen, haben immer Saft,
Täglich Morgenthau.
Während schon ihr Sommer glüht
Und die reifen Früchte zieht,
Weht die Frühlingsluft noch immer lau.
Wann der Herbst schon Samenkörner streut
Und die Hoffnung neuer Saaten beut,
Wird die junge Ernte niemals grau.

Gerne möchte ich von diesen mir unvergeßlichen Tagen meines letzten Beisammenseins mit Barth noch manches erzählen, aber wohin ich mich auch im Geiste versetzen mag, überall, auch an den schönsten Punkten, tritt mir die Leidensgestalt des seligen Freundes entgegen und übernimmt mein Gefühl. Wenn wir durch die Wälder fuhren und die schrägen Strahlen der Herbstsonne durch die Tannen fielen, war oft von den schönen „Septemberlichtern" die Rede. Da überraschte er uns eines Tages, vom Ebersteiner Schloß zurückgekehrt, mit dem schönen Gedichte, das unter der Aufschrift „Septemberlichter" in den Jugendblättern (Nov. 1862) erschien. Hier und noch mehr in den „Auferstehungsgedanken" (J.-B. Okt. 1862), die auch in diese Zeit fallen, sprachen sich mit den Abschiedsgefühlen die Ewigkeitshoffnungen aus, die Barths Seele erfüllten und unter der Last aufrecht erhielten. Nie ließ er eine Klage hören, aber einmal Abends fieng er an, einen Herrnhuter Vers zu sagen, der mir immer besonders lieb war, von dem ich aber nicht gedacht hätte, daß er ihm so präsent wäre. Wir sprachen dann wie im Chore die Worte:

Ach, ich armer Sünder! es ist wahr, ich bins!
Wär' mein lieber Heiland keines solchen Sinns,
Daß er meine Seele gar nicht lassen kann,
Er hätt' seine Gnade längst von mir gethan!
Nun ich will mit Freuden sehen, was er thut,
Wie er mich wird ansehn, weil er doch nicht ruht,
Bis er mir kann halten seinen theuren Eid,
Daß ich noch soll werden seine ganze Freud'!

Doch der Lichtenthaler Aufenthalt hatte nicht dieselbe günstige Wirkung, wie die beiden vorigen Male. Die Rückreise nach Calw war besonders anstrengend und wirklich zu viel für ihn, da wir sie ganz zu Wagen und fast ohne Aufenthalt über die Höhe des Schwarzwalds in einem Tage

machten. Eine der folgenden Nächte brachte er schlaflos im Sessel zu, weil ihn bei jedem Versuche, zu schlafen, ein Schrecken befiel, er möchte ersticken. Als Zellers abgereist waren, blieb ich noch einige Tage, und er arbeitete am Oktoberheft der Jugendblätter. Am 27. September waren seine Verwandten von Kornthal da, mit denen ich die Rückreise machen konnte. Es war König Wilhelms Geburtstag, da konnte er als guter Württemberger nicht umhin, seine Gesundheit auszubringen. Nach Tisch verabschiedeten wir uns. Er war bewegt, sah uns vom Fenster aus noch zu, wie wir einstiegen, und winkte nach. Wie erschrack ich, als ich zwei Tage darauf die Kunde vernahm, daß ihn nach unserer Abreise ein Anfall von Beengung betroffen, der gleich anfangs als ein Vorbote seines Todes erschien, auch von ihm selbst so aufgefaßt wurde. Die rechte Seite war gelähmt. Die Arbeit hatte nun ein Ende, aber noch immer zwang er sich, wenigstens Briefe zu diktiren und die letzten Geschäfte zu bereinigen, oft von Erstickungsanfällen bedroht und um ein seliges Stündlein flehend. Zuletzt wollte er keine Freunde mehr sehen, auch keine Briefe sich vorlesen lassen; das Alte wisse er schon, Neues wolle er nicht mehr hören; Sentimentalitäten könne er nicht brauchen. Ueber seinen Herzenszustand äußerte er sich kaum; wenn ihm von einem Reich, einer Krone gesagt wurde, konnte er das trocken abweisen: „Nichts da, aus Gnaden selig werden ist genug!" Er gehe ganz arm hinüber; „doch langt's." Er war überzeugt, die vom Herrn geschenkte Gnade werde ihm bis zu seinem seligen Ende zureichen.

Mitten in diesen letzten Leidenstagen beschäftigte ihn noch ein Anliegen, das ihm für das Reich Gottes von Bedeutung zu sein schien. Es lag ihm schon längst an, das Calwer Bibelwerk in englischer Sprache erscheinen zu sehen, um

die Uebertragung desselben in außereuropäische Sprachen dadurch zu erleichtern. Uebersetzt war es längst, aber kein Verleger wollte den Druck wagen wegen des bekannten Vorurtheils der Engländer gegen die deutsche Theologie. Sollte es erscheinen, so mußte der Calwer Verlagsverein selbst die Stereotypirung bestreiten, deren Kosten weit über seine Mittel hinausreichten. Barth schlug deßwegen einen außerordentlichen Weg ein und ließ (31. Okt.) ein Circular an nahestehende vermögliche Freunde ausgehen, in welchem er ihnen diesen seinen „letzten Wunsch" an's Herz legt. Bekanntlich ist dieser Wunsch nun längst erfüllt, und das Werk (The Bible Manual) fand in England und den Kolonieen so günstige Aufnahme, daß bald eine zweite Auflage nöthig wurde.

Sein Ende beschreibt uns Gundert mit folgenden Worten: „Gewöhnlich saß er des Tages vorwärts gebeugt und keuchend auf dem Lehnstuhl; am 12. November Nachmittags 3 Uhr übernahm ihn die Müdigkeit, und er legte sich, das erstemal schon bei Tage. Als er nach einer Stunde sich von seinem Hausgenossen Weitbrecht anders legen lassen wollte, und eben aufgerichtet hatte, traf ihn ein Schlag; ohne allen Kampf schlief er unter dem Gebet seines Mitarbeiters ein. Sehen wir auf sein Leben von 63 Jahren zurück, so haben wir dem Herrn zu danken, daß er uns in ihm einen Mann geschenkt hat, der in seinem Geschlecht Gott dienete wie Wenige. Solcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach!"

* * *

„Am 15. November bewegte sich ein langer Leichenzug von Calw nach Möttlingen. Wo er durch Ortschaften kam, wurde er mit Gebet und Gesang empfangen. Mit besonderer

Theilnahme kamen die Möttlinger dem Sarg entgegen, der die irdischen Ueberreste ihres treuen Seelsorgers barg. Er hatte sich sein letztes Ruheplätzchen im Grabe zweier edlen Amtsvorgänger und seiner unvergeßlichen Mutter gewünscht. Nach drei Stunden war man auf dem Kirchhof angelangt und stimmte das Lied an, das dem Seligen besonders theuer gewesen war: „Aller Gläub'gen Sammelplatz" ꝛc. Dann betete Pfarrer Dorsch am Grabe. — Unter dem Gesang einiger Verse aus dem Lied: „Ei, wie so selig schläfest du ꝛc. wurde der Sarg eingesenkt und der liturgische Segen gesprochen. Noch wurden die Worte, die Barth selbst seiner frommen Mutter nachgerufen hatte, auch ihm nachgerufen (s. Bd. II, S. 107)."

Die Predigt in der Kirche wurde nach dem Wunsche des Entschlafenen mir übertragen. Ich wählte zum Gegenstand der Betrachtung den Lehrtext des Tages Joh. 14, 3: „Und ob ich hingienge, euch die Stätte zu bereiten, will ich doch wiederkommen, und euch zu mir nehmen, auf daß ihr seid, wo ich bin." Von dem Herzensfreunde sollte und wollte ich nicht reden, sondern Christum verkündigen; es geschah aber unter schwerem Herzenskampf und reichlichen Thränen. Was er mir gewesen, konnte ich ohnedieß nicht sagen; Gott wolle es ihm in der Ewigkeit lohnen!

Auf seinen Abschied sang sein nun auch entschlafener Bruder Albert Knapp folgende Verse, in welchen uns die Züge seines Lebens noch einmal in einem Gesammtbild vor Augen treten:

Nun ruht das Herz, das in vergang'nen Tagen
So liebevoll für Millionen schlug,
Das priesterlich sie vor dem Herrn getragen
Und betend um ihr Lebenserbtheil frug,

Das ahnungsvoll einst Christi Siegeswagen
Vorangeschwebt mit wandellosem Flug,
In Heimweh freudig, wie's des Höchsten Wille. —
Dieß treue Herz, wie liegt es nun so stille!

Nun ruht das Haupt, das frühe sich nach Oben
Der ew'gen Morgensonne zugewandt,
Das priesterlich sein stilles Flehn und Loben
Für unsrer Erde Heil emporgesandt,
Doch nie der mächt'gen Schau sich überhoben,
Daß es den Stand der Kinderwelt verkannt,
Auch ihr des Heilands Licht und Recht zu zeigen. —
Zu euch, ihr Kindlein, kann sichs nicht mehr neigen.

Nun schläft das Auge, das so hell geleuchtet,
Und ferne Länderstrecken überschaut,
Das leise sich mit Thränen oft befeuchtet
Ob allem Jammer, der die Welt umgraut, —
Daß, die ihr längst in Satans Joche keuchtet,
Ihr Heiden, würdet für den Herrn erbaut
Zu seines Tempels freien Heilsgenossen;
Ach, dieses Auge hat sich nun geschlossen!

Nun schweigt der Mund, der von beseelten Worten
Tief ernst und heiter einstmals überfloß,
Im Freundeskreis und an geweihten Orten
Ein goldnes Oel in Geistesflammen goß, —
Der traute Mund, der uns die Wahrheitspforten,
Mit schnellem Machtwort oft so leicht erschloß,
Dann scherzend sich zur Kinderschaar gekehret,
Und sie mit edler Lebenskost genähret.

Nun ruht die Hand, aus deren mächt'gem Wirken
Die Glaubenssaat durch weite Länder flog,
Daß ringsumher, gleich frischen Silberbirken,
Ein Segensfruchtwald sich herniederbog,
Und in des fernsten Heidenthums Bezirken
Der Zeugen Schritt mit ihr im Bunde zog.

Ja, diese Hand, so reich an frommer Gabe,
So rastlos einst, sie schlummert nun im Grabe.

Mit ihr ist jene Feder hingesunken,
Einst vielbeweglich durch des Geistes Trieb,
Daß sie, gefüllt von tausend Feuerfunken,
Trost, Rath und Kraft nach allen Seiten schrieb;
Sie war ein Freudenquell; — wer draus getrunken,
Gewann er nicht den theuren Schreiber lieb,
Ihn lebenslang herzinnig zu umfangen?
Ja, diese Feder ist dahingegangen.

Auch du nun ruhest, gottvertraute Leier,
Die er im Chor der Glaubigen gespielt,
Bald im Triumph zu seines Königs Feier,
Bald, wenn sein Geist sich zu den Kleinen hielt.
Bald einfach klang, bald prächtiger und freier
Dein keuscher Ton. — Nur wer auf Eitles zielt,
Verachtet deinen Klang, den lebensvollen.
Du schweigest nun, doch bist du nicht verschollen.

Und du nun selbst, vollkräft'ger Geist, du Bote,
Des großen Siegs, den Christi Mund verspricht,
Du drangst hindurch zum ew'gen Morgenrothe
Mit sonnenhellem Kindesangesicht.
Am Strand, den du erreicht im Rettungsboote,
Nah'n sel'ge Heidenschaaren dir so dicht,
Dich dankend, jauchzend in den Arm zu fassen, —
Und uns hienieden kannst du nicht erblassen!